

A black and white portrait of Franz Hocheneder, a man with dark, wavy hair, wearing round-rimmed glasses, a mustache, a dark suit jacket, a white shirt, and a dark tie with white polka dots. He is looking slightly to the right of the camera with a neutral expression. The background is a plain, light-colored wall.

Franz Hocheneder

H. G. Adler (1910–1988)

Privatgelehrter und freier Schriftsteller

böhlau

Monographie

Böhlau

Franz Hocheneder

H. G. ADLER (1910–1988)

Privatgelehrter und freier Schriftsteller

Eine Monographie

Mit einem Vorwort von Wendelin Schmidt-Dengler

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

Veröffentlicht mit der Unterstützung des
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung **FWF** Der Wissenschaftsfonds.

Cover:

H. G. Adler (Prag, Oktober 1945)

Aufnahme von: unbekannt; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-205-78152-3

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2009 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar

<http://www.boehrlau.at>

<http://www.boehrlau.de>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier

Druck: CPI Moravia, Pohorelice

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	9
-------------------	---

I.

Prolog (Wahrheit und Dichtung und Alderney Road)	II
------------------------------------------------------------	----

II.

1. Kafka, Kaiserreich und Karolinenthal	27
2. „... sozusagen mein erstes Konzentrationslager ...“	35
3. Stadt und Land	41
4. Ein mystischer Kreis	47
5. „... mit Musikwissenschaft als Hauptfach, deutscher Literatur, Kunstgeschichte und manch anderer Wissenschaft nebenher ...“	51
6. Im Kulturhaus	57
7. Auswanderung	63
8. Geraldine.	66

III.

1. Theresienstadt	79
2. „Stadtverschönerung“	87
3. „Bestätigter“ Maurer	93
4. Arbeitssklaven	101

IV.

1. „... die Reise führte von Prag nach Prag, doch in ein trostloses Prag ...“	III
2. Zuhause im Exil in London	121
3. Ob Hitler recht hatte und ein „Museum eines auszusterbenden Volkes“	126

V.

Nach der Befreiung. Ein Wort an die Mitwelt (Einleitung)	141
1. Theresienstadt 1942–1955	142
2. „Für Geraldine als Totenfeier“	147
3. „Geschätztes Standardwerk“	150
4. Franz Kafka meets George Orwell	170

VI.

1. H. G. Adler – freelance writer	187
2. Franz Baermann Steiner	189
3. „Theresienstadt-Adler“	202
4. Die erstaunliche Entwicklung der Londoner Jahre	206

VII.

1. Panorama	225
2. Die Reise	229
3. Die (unsichtbare) Wand	239
4. „Von einem Orte zum anderen gejagt, lernte ich langsam begreifen, daß es einen Menschen zuviel in der Welt gab, das war ich.“ (Artur Landau)	246
5. With friends like these – who needs enemies?	250
6. Who's who	262
7. Veza	266
8. Kopf ohne Welt, Unruhe ohne Uhr, „Ortlose Botschaft“ – und Geduld bringt Rosen	290

VIII.

Nachruf und Nachlaß bei Lebzeiten	3II
---------------------------------------------	-----

IX.

Chronik H. G. Adler	333
-------------------------------	-----

X.

H. G. Adler: Vollständige Bibliographie 1947–1988	345
-------------------------------------------------------------	-----

XI.

Literatur- und Quellenverzeichnis	379
Siglen- und Abkürzungsverzeichnis.	397
Deutsche und tschechische Ortsnamen.	398
Namensregister	399
Autorenbiographie	403

VORWORT

Wer sich mit der deutschsprachigen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg befasst, kommt um die Tatsache nicht herum, dass deren Zentren sich nicht mehr nur im deutschen Sprachraum befanden, sondern auch in jenen Ländern zu suchen sind, in denen so viele Autorinnen und Autoren hatten Zuflucht nehmen müssen. Eines der Zentren war ohne Zweifel in London, was durch Namen wie Elias und Veza Canetti, Franz Baermann Steiner, Erich Fried, Jakov Lind und eben auch H. G. Adler hinlänglich belegt wird, der allerdings erst im Jahre 1947 dorthin kam. Dass es geraume Zeit brauchte, um die Werke der Genannten in dem ihnen gebührenden Rahmen durchzusetzen, hatte unterschiedliche und vorwiegend Gründe, die der Rezeptionssituation in Deutschland und Österreich nach 1945 kein gutes Zeugnis ausstellen; in den meisten Fällen können die Autoren im Bewusstsein einer literarischen Öffentlichkeit heute als durchgesetzt gelten. Für H. G. Adler (1910–1988) bestand und besteht in dieser Hinsicht noch ein großer Nachholbedarf, in dessen Dienst sich auch die vorliegende Studie versteht. Franz Hocheneder hat Adlers Nachlass, ehe dieser an das Deutsche Literaturarchiv in Marbach überstellt wurde, in London „in situ“ gesichtet und im Rahmen eines Forschungsprojektes des „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich“ auf Grund der Einsicht in das unveröffentlichte Material diese Monographie erstellt. Wie sehr Adler dem Prag der Zwischenkriegszeit verpflichtet ist, ist Gegenstand der ersten Abschnitte. Die wissenschaftlichen Ambitionen und die literarischen Pläne treten bei Adler in eine günstige Konjunktion und bestimmen trotz der katastrophalen Erfahrungen in den Lagern und noch in der Nachkriegszeit das Arbeitsleben des Autors. Auf Grund der Einsicht in das Nachlassmaterial liefert Hocheneder eine kommentierte Werk- und Wirkungsgeschichte des Adlerschen Œuvres. Die Bedeutung des grundlegenden Werkes über Theresienstadt wird gerade durch den hier erbrachten Nachweis bekräftigt, dass die oft sehr nonchalant daran geübte Kritik auf schwachen Beinen steht und die kluge Zurückhaltung und Präzision vermissen lässt, die Adlers wissenschaftliche Schriften auszeichnet. Die erzählenden Werke Adlers werden auf ihre autobiographische Substanz befragt, nicht aber auf eine Lebensbeschreibung reduziert. Sorgfältig werden aus Briefzeugnissen und anderen Dokumenten entscheidende Fakten so interpoliert, dass aus den verschiedenen Bruchstücken ein biographisches Kontinuum

hergestellt wird, um einige, wenngleich nicht alle Lücken zu füllen. Schließlich wird unter sorgsamer Heranziehung der einschlägigen Fachliteratur die von heftigen Impllosionen erschütterte Atmosphäre charakterisiert, in der Adler in London seiner Tätigkeit nachging. Gerade dadurch, dass die vielen auch unerfreulichen Umstände, unter denen Adler zu arbeiten hatte, nicht beschönigt werden, wird man sich seiner erstaunlichen und bis auf den heutigen Tag gültigen Leistungen bewusst. So gerät Hocheneders Buch auch zu einer Studie über das literarische Feld in der noch wenig beachteten Phase des Exils nach dem Ende des Nationalsozialismus, vor allem aber zu einer eindringlichen Auseinandersetzung mit einem Autor, dessen Leben von Krisen in Permanenz bestimmt war und der trotz anhaltender Desillusionen sein wissenschaftliches und literarisches Ethos nie verriet, um es einem spektakulären Erfolg und damit der fragwürdigen Gunst modischer Interessen zu opfern.

Wendelin Schmidt-Dengler

I.

„Ich hatte uns, Geraldine und mich, ihre Eltern und eine Tante von ihr, aus einem Transport gerettet, glaubte es zumindest, als uns in der Nacht vom 6. zum 7. Feber 1942 die beauftragten Schergen der Judengemeinde überraschten und zusammenklaubten, wie wir waren, sofort zum Prager Internierungsplatz, von wo aus die Transporte abgefertigt wurden. Zum Glück hatten wir grundsätzlich unsere Kleinigkeiten schon zusammengepackt, so daß dies keine besondere Mühe mehr machte. Ich war sehr kalt, aber unsagbar müde und traurig, als ich meine Hilflosigkeit einsah und auf den fünfundsechzigjährigen Schwiegervater achtete, der nur wenig von alledem bei aller Klarheit verstand und seinen Hut und Schirm packte und außerdem medizinische Manuskripte, an denen der Gute mit rührender Hingabe und Ernst hing. Dann zu Fuß durch das nächtliche Prag. Es war bitterkalt, vielleicht 15, vielleicht noch mehr Grad Frost. Vor dem Abgang aus dem Hause waren noch zahlreiche Listen auszufüllen, die Hausmeisterin kam und stahl wie ein Aasgeier, die jüdische Transporthilfe bestand aus Banditen, sie stahlen, was ihnen zwischen die Finger kam. Der makabre Zerfall einer sterbenden Gesellschaft. Vor dem Eingang des Sammellagers brach Geraldine, die sich bis dahin gut gehalten hatte, ohnmächtig zusammen. Sie mußte abgeschleppt werden. Ich versuchte noch von hier aus, uns freizukämpfen. Aber vergeblich.“

Prolog

Wahrheit und Dichtung und Alderney Road

Das vorliegende Buch ist die erste Monographie über den aus Prag gebürtigen bedeutenden multidisziplinären Wissenschaftler und lange unterschätzten Schriftsteller H. G. (Hans Günther) Adler (1910–1988). Adler begann früh zu schreiben und promovierte 1935 an der Prager Deutschen Universität, wo er Musik-, Kunst- und Literaturwissenschaft sowie Philosophie und Psychologie studiert und sich damit auf eine akademische Karriere vorbereitet hatte. Er wurde vom Nazi-Regime verfolgt, überlebte nur äußerst knapp und ging bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ins Londoner Exil. Dort gehörte er als „Spätankömmling“ zum Emigrantenkreis um Elias Canetti (1905–1994), Veza Canetti (1897–1963), Erich Fried (1921–1988) und Franz Baermann Steiner (1909–1952).

Eine ausführliche Darstellung von Leben und Werk H. G. Adlers fehlte bislang völlig, wurde aber in der jüngeren Vergangenheit von der einschlägigen Forschung ausdrücklich gewünscht. Das nachfolgende Beispiel stammt von Peter Staengle, Spezialist für Prager deutschsprachige Literatur, Mitherausgeber der Kafka-Faksimileausgabe und Verfasser des Beitrags über H. G. Adler für das *Kritische Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*: „Perhaps the most pressing desideratum for an understanding of Adler’s complex oeuvre is a comprehensive biography.“¹ Entstanden ist dieses Buch, das sich explizit sowohl an anerkannte Fachleute auf diesem Terrain als auch an „Neueinsteiger“ richtet, im Rahmen eines von Herrn Professor Wendelin Schmidt-Dengler am Institut für Germanistik der Universität Wien geleiteten Projektes, das sich zum Ziel erklärt hatte, auf einen außergewöhnlichen Autor und sein Werk aufmerksam zu machen, deren Mißachtung in der Vergangenheit wiederholt als „beschämend“ und als „Skandal“ bezeichnet worden war.

H. G. Adler ist eine der faszinierendsten und vielseitigsten literarischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten der Nachkriegsgeschichte. Er wurde allein auf Grund seiner eigenen Lebensumstände zum Historiker und Soziologen und schließlich ab Mitte der fünfziger Jahre durch monumentale Pionierwerke wie *Theresienstadt 1941–1945* (1955, 2.

1 Peter Staengle: New Publications on the Life and Work of H. G. Adler (1910–1988). In: *Comparative Criticism* 21. Cambridge University Press 1999, S. 289–292, hier S. 291.

Aufl. 1960) sowie durch zahlreiche thematisch verwandte Artikel und Vorträge – die er alle als Privatperson und nicht als Angehöriger einer wissenschaftlichen Institution erarbeitet hatte! – hauptsächlich als solcher bekannt. Bis heute gilt H. G. Adler vornehmlich als Mitbegründer der Holocaustforschung, sein Schreiben erstreckte sich aber auf ein unerhört weites Spektrum, und er widmete sein Leben im Exil ganz besonders intensiv auch seiner eigentlichen Berufung: der Sprache, der Literatur und der Dichtung. Im Vergleich zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen er darüber aufklären wollte, was in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitten in Europa geschehen war und was sich nie und nirgendwo mehr wiederholen sollte, blieben jedoch bereits zu Lebzeiten des Autors die literarischen Arbeiten in ihrem Bekanntheitsgrad weit zurück. Genau genommen war für eine breitere Öffentlichkeit bis heute noch wenig zu bemerken, daß parallel zum mehrfach prämierten historisch-soziologischen Werk ein höchstinteressantes literarisches Œuvre entstand, das einige maßgebliche Experten H. G. Adler in einem Atemzug mit den bekannten Namen der deutschsprachigen Literatur nennen ließ und läßt.

Es soll hier erstmals in einem größeren Umfang und in einem größeren Zusammenhang ein Autor vorgestellt werden, der für seine belletristischen Bücher nie eine angemessene Leserschaft hatte und der von der Germanistik sowohl in der Forschung als auch in der Lehre über Jahrzehnte hinweg sträflichst vernachlässigt wurde, und zwar trotz dringender Hinweise von Schriftstellern wie Heinrich Böll (1917–1985), dem Nobelpreisträger für Literatur von 1972, oder von international renommierten Literaturwissenschaftlern wie Peter Demetz, der 1988 festhielt: „In vielerlei Hinsicht verkörpert H. G. Adler noch einmal die Tradition der Prager Intellektuellen jüdischen Ursprungs: Er gehörte immer zu jenen, die, wie Kafka, fortfuhren, ein reines und klassisches Deutsch zu schreiben. Kafkas Freund Max Brod [1884–1968] verließ das Land mit dem letzten Zug, ehe Prag von den Nazis besetzt wurde, wandte sich nach Israel und schrieb viele seiner Bücher in einer neuen Sprache; Adler wählte dagegen die linguistische und ethnische ‚Neutralität‘ Londons und schrieb seine Prosa und seine Gedichte in einer Sprache, die gewiß die Zustimmung von Karl Kraus gefunden hätte, dem konservativen Wächter einer goetheschen Sprache im Zeitalter des Niedergangs.“²

Als Gelehrter von Rang und Namen und als Überlebender aus einer nicht nur vergangenen, sondern tatsächlich untergegangenen Welt war H. G. Adler gewiß gleich in mehrerlei Hinsicht Traditionsträger, den hier verwendeten Ausdruck „konservativ“ wollen wir aber, um keinen Schatten auf das Neuartige und Innovative von Adlers Leistungen zu werfen, in erster Linie einmal mit Hinblick auf seinen genauen und bewußten

² Peter Demetz: *Fette Jahre, magere Jahre. Deutschsprachige Literatur von 1965 bis 1985*. München/Zürich: Piper 1988, S. 58.

Umgang mit der Sprache verstehen, der sowohl die literarischen als auch die wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnet und der in der Quintessenz dem nachstehenden Aphorismus von Karl Kraus entspricht: „Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt nichts der Sache.“³

Wie schon aus den knappen biographischen Angaben in den einleitenden Sätzen hervorgeht, verbrachte Adler beinahe sein gesamtes Leben außerhalb des deutschen Sprachraums. Ganz entscheidend und charakteristisch ist aber seine Einstellung zur deutschen Sprache, worüber er selbst einmal sagte: „Ich bemühe mich um ein Deutsch, das in jeder Einzelheit, so sehr ich das vermag, von mir durchdacht ist. Nicht im Gespräch, aber sicher doch im Schriftlichen. Dazu kommt mein Widerwille gegen sprachliche Verlüderung und Verhöhnung, eine an Karl Kraus erinnernde Neigung. [...] Dies trifft bestimmt am stärksten für das – den Sprechern (oder Schreibern) oft gar nicht mehr bewußte – Nachwirken des Nazideutschen zu. Alles, was ich als nazideutsch durchschaue, kommt bei mir sozusagen in den Giftschränk.“ [I 7, S. 54f.]

Im letzten Zug aus Prag vor der Besetzung durch die Nazis gab es für H. G. Adler keinen Platz mehr. Für ihn folgten ab dem Sommer 1941 mehrere Monate Zwangsarbeit beim Bahnbau, ab Februar 1942 Theresienstadt und im Oktober 1944 Auschwitz, von wo er nach zwei Wochen in zwei weitere Lager in Mitteldeutschland verschickt wurde. Nach dem Krieg kehrte er vorübergehend in die Tschechoslowakei zurück. Anfang 1947 verließ er Kontinentaleuropa in Richtung Großbritannien, wo er über die nächsten vier Jahrzehnte in seinem „Zuhause im Exil“, so sein eigener Ausdruck, rast- und ruhelos seiner ungeheuer breitgefächerten Forschung und seiner vielfältigen schriftstellerischen Tätigkeit nachging. „H. G. Adlers Werk und Existenz standen unter dem Zeichen des Unrechts, das diesem einflußreichen Wissenschaftler und unterschätzten Dichter zeitlebens zugefügt wurde“, schrieb Karl-Markus Gauß 1999. „Damit ist nicht nur das Schicksal gemeint, das der deutschsprachige Prager Jude Adler mit Millionen teilte, die gleich ihm dem Rassenwahn der Nationalsozialisten ausgeliefert wurden. Nein, Adler, dem Überlebenden des Holocaust, ist auch von der Nachwelt, die ihm so viele bedeutende Studien, über das Ghetto, die Funktionsweise von Konzentrationslagern, die Condition humaine von Verfolgern und Verfolgten, verdankt, fortgesetztes Unrecht widerfahren. Denn vor allem anderen war H. G. Adler Lyriker und Erzähler, und ihn als eben diesen zur Kenntnis zu nehmen, hat sich die literarische Öffentlichkeit die längste Zeit geweigert.“⁴

3 Karl Kraus: Aphorismen, hrsg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (= st 1318), S. 112.

4 Karl-Markus Gauß: Ein Unbeirrbarer. H. G. Adler: Überlebender, Gelehrter, Zeuge, Dichter. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.2.1999, S. 35.

Es ist mir wichtig hervorzuheben, daß in meinem Fall der Zugang prinzipiell anders bzw. genau umgekehrt erfolgte, weshalb ich an dieser Stelle einige persönliche Bemerkungen anbringen möchte, wie und warum ich auf H. G. Adler und sein Werk gekommen bin. Ich war in den frühen neunziger Jahren das erste Mal als Lektor am German Department des Queen Mary & Westfield College (University of London) beruflich tätig und zu dieser Zeit auf der Suche nach einem Dissertationsthema, wobei ich – außer daß es mich interessieren sollte – zunächst zwei ungefähre und eher als pragmatisch zu bezeichnende Vorstellungen hatte: Zum einen sollte das Thema etwas mit meinem Aufenthalt in London und der enormen Vielfalt dieser Stadt zu tun haben, und zum anderen sollte eine Arbeit auf einem Gebiet entstehen, auf dem es erst wenige gab. Ich wollte nicht über einen Autor arbeiten, über den – wie es eine Doktorandin in Thomas Bernhards Stück *Über allen Gipfeln ist Ruh* (1981) sagt – jetzt schon bald mehr Bücher erschienen sind, als er selbst geschrieben hat.

Durch die Anregungen von Herrn Professor Schmidt-Dengler stieß ich damals auf H. G. Adler, um den zu jener Zeit wirklich jede Menge „Ruh“ herrschte und der auch mir zuvor völlig unbekannt gewesen war. Deswegen beschäftigte ich mich nicht als erstes mit den wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen Adler im allgemeinen assoziiert wird, sondern mit den Romanen und mit der anderen literarischen Prosa und nahm somit Adler von Beginn an als Erzähler und besonders stark auch als Satiriker wahr.

Ich merkte bald, daß – sowohl was die literarischen als auch was die wissenschaftlichen Arbeiten anbelangt – starke und interessante Verbindungen zwischen H. G. Adler und einigen anderen Autoren bestehen, denen damals bereits seit längerem mein Interesse gegolten und mit denen ich mich ausführlich auseinandergesetzt hatte. Als wichtigste Namen und Titel sind hier *Die letzten Tage der Menschheit* (1918/19, 1922) und die *Dritte Walpurgisnacht* (1952) von Karl Kraus (1874–1936), *Der Prozeß* (1925) und *Das Schloß* (1926) von Franz Kafka (1883–1924) sowie *1984* (1949) von George Orwell (1903–1950) zu nennen. In diesem hier kurz umrissenen Kontext habe ich Adlers Werke wie *Theresienstadt 1941–1945* und *Die unsichtbare Wand* (1989) – selbst wenn sie um vieles später erschienen sind – stets und von Anfang an wahrgenommen. Vielleicht wären hier ergänzend auch noch die Romane und Erzählungen von Joseph Roth (1894–1939) über die letzte Phase und das Ende der k. u. k. Monarchie, die Zwischenkriegszeit und den aufkommenden Nationalsozialismus dazuzufügen – insbesondere *Radetzky marsch* (1932) und *Die Kapuzinergruft* (1938). Das alles sind Gründe, warum ich mich dazu entschlossen habe, mich zuerst einmal im Rahmen meiner Dissertation mit H. G. Adler zu befassen.

Für die vorliegende Monographie mußten sich meine Untersuchungen selbstverständlich auf beide Bereiche, Literatur und Wissenschaft, erstrecken, da ja gerade Adlers methodische Vorgangsweise als eine außerordentliche Besonderheit anzusehen ist und

es darüber hinaus nicht angehen kann, die prominentesten Teile des Gesamtwerks einfach „unter den Tisch fallen zu lassen“, aber es wurde hier gewiß ein sehr starker sprachlich-literarischer Schwerpunkt gesetzt, und es wurden einmal diejenigen Texte mehr in den Vordergrund gerückt, auf die bislang – zu lange – der Blick meist verstellt blieb. Im Falle H. G. Adler sind Literatur und Wissenschaft nicht nur ebenbürtig, sondern bilden eine auf vielfache Weise miteinander verbundene Einheit. Ferdinand Schmatz hat es 2004 folgendermaßen formuliert: „Adler wollte nicht aufarbeiten, sondern Zeugnis ablegen in wissenschaftlicher wie dichterischer und somit in ganzer, persönlicher Form.“⁵ Zusätzlich erwies es sich im Laufe der Recherchen als absolut unerlässlich, den eingangs erwähnten Emigrantenkreis sehr stark mit einzubeziehen. Da speziell um Elias Canettis 100. Geburtstag im Jahre 2005 mehrere wichtige Publikationen erschienen sind, die unbedingt zu berücksichtigen waren, hat sich die Arbeit an diesem Buchprojekt länger gestaltet als ursprünglich geplant.

Ein weiterer wesentlicher Grund, warum ich überhaupt je mit meiner Beschäftigung mit H. G. Adler begonnen hatte, war sein Bezug zu Österreich oder seine Zugehörigkeit zum „österreichischen Kulturkreis“, wie er es selbst nannte. Ich arbeitete bereits früher an einem Projekt über Adler, und zwar an einem Projekt zur Erschließung des Nachlasses. Dies war zu einer Zeit, als mehrere offizielle Stellen in Österreich – vorrangig sind hier das Germanistikinstitut der Universität Wien, das Österreichische Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek und das Wiener Literaturhaus zu nennen – reges Interesse bekundeten, Adlers Nachlaß für Wien zu erwerben. – Der Nachlaß gelangte im November 1996 ans Deutsche Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar. Warum mit Österreich keine Verhandlungen geführt wurden, kann ich nicht sagen.

Im Frühsommer des Jahres 1992 hatte ich in London die Witwe H. G. Adlers, Bettina Adler (1913–1993), und seinen Sohn und Nachlaßverwalter, Professor Jeremy Adler, kennengelernt. Ich erhielt von den Erben Zugang zum Nachlaß und arbeitete damals in der Adlerschen Privatwohnung in Earl's Court über einen Zeitraum von etwa zweieinhalb Monaten erstmals mit den Originalmanuskripten. Diese füllten zwei Schränke, denn Adler hatte auch die veröffentlichten Manuskripte aufbewahrt, es war dies sein ganzes überliefertes schriftstellerisches Lebenswerk. In den Folgejahren führte ich wiederholt umfangreiche Forschungsarbeiten in London durch. Im August 1993 haben Professor

5 Ferdinand Schmatz: *Wahres anders gesagt. Dichtung und Wirklichkeit bei H. G. Adler*. In: H. G. Adler, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2004 (= Text + Kritik 163), S. 31–41, hier S. 31.

Jeremy Adler und ich zum ersten Mal den gesamten „Nachlaß H. G. Adler“, zu dem auch die gesamten Nachlässe von Franz Baermann Steiner und Grete Fischer (1893–1977) sowie Werke anderer gehören, vollständig gesichtet, innerhalb weniger Tage in 228 Kartons⁶ verpackt und von 47 Wetherby Mansions an das Archiv des Queen Mary & Westfield College im Londoner Stadtteil Mile End überstellt. Der literarische und wissenschaftliche Werknachlaß H. G. Adlers machte den Inhalt von insgesamt 77 der hier beschriebenen Kartons aus. Diesen genau abgegrenzten Sektor habe ich danach – von Sommer 1994 bis Herbst 1996 – im Auftrag des Österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung in London erschlossen. Im Verlauf dieser Tätigkeit legte ich nach exakten und strengen formalen Kriterien ein detailliertes Nachlaßverzeichnis an, das ca. 2000 Katalogeinträge, mehr als 500 Seiten Register, Aufstellungen und Übersichten sowie umfangreiche Anmerkungen, Kommentare, Beschreibungen und Querweise umfaßt und das im März 1997 fertig war. Dabei wurden alle Versionen sowie sämtliche Duplikate, Fragmente, Entwürfe usw. berücksichtigt, womit der schriftstellerische Werknachlaß aus dem Gesamtnachlaß herausgelöst und vollständig dargestellt war. Im Dezember 1997 legte ich auch meine Dissertation zum Thema *H. G. Adler – Werk und Nachlaß* vor. Es waren dies die mit Abstand ausführlichsten und umfangreichsten Arbeiten über Adler – und sind es (abgesehen von diesem Buch) bis heute.⁷

Teile meiner Arbeiten aus den neunziger Jahren und meine Vertrautheit mit H. G. Adlers Werk und mit den Nachlaßmaterialien waren die Ausgangsbasis für diese Monographie. Zu einem gewissen Grad gebe ich hier eine Geschichte wieder, die sich seinerzeit für mich während meiner langen und intensiven Beschäftigung mit dem Werknachlaß herauskristallisiert hat. Dieser war für die Nachwelt hergerichtet und befand sich sowohl in genauer Ordnung als auch in peniblem Zustand, mitunter war er sogar mit Botschaften des Autors an jemanden versehen, der sich nach dessen Tod mit den Manuskripten befassen würde. Wegen der unerhörten Fülle und Vielschichtigkeit des nachgelassenen Materials – und weil so vieles davon bei H. G. Adlers Lebzeiten unveröffentlicht und somit unbekannt geblieben ist – sind solche Botschaften vielleicht sogar eine Notwendigkeit, aber das war schon ziemlich eigenartig. Auf jeden Fall zeugte dies von der hohen Selbsteinschätzung eines Autors, der ganz offensichtlich die Nachwelt im Hinterkopf hatte.

6 Alle 228 Kartons haben das Format 10 x 15 x 4 in. (ca. 25 x 38 x 10 cm).

7 Das Werk- und Nachlaßverzeichnis wird vom Österreichischen Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Hofburg, Michaelerplatz, 1010 Wien produziert und kann dort auf CD-ROM erworben werden.

Damals fielen mir beim Manuskriptstudium schon bald die folgenden Äußerungen auf: „[I]ch halte die Zeit nicht für gekommen, in der ich rückblickend und gleichsam abschließend über mich als Zeit-Genossen oder gar als Dichter in einer Weise sprechen möchte, die sich unmittelbar an ein lesendes Publikum wendet, das von mir nicht einmal wissen kann“, schrieb H. G. Adler am 10.5.1950 in einem sehr langen Brief an Wilhelm Unger, mit dem er beabsichtigte, dem Adressaten „ungefeilt und ungeschliffen“ einiges über sich mitzuteilen, was ihm „gerade in den Sinn“ kam. „Ich wäre froh, wenn ich so alt werden dürfte, um einmal in größerem Zusammenhang diesen Rückblick zu geben, der recht lesenswert ausfallen könnte und mit dem ich im wesentlichen meine literarische Laufbahn beenden könnte.“⁸ Obwohl er hier zugleich auch den Wunsch ausspricht, dieses bestehende Manko nach Möglichkeit in der Zukunft zu beheben, ist aber tatsächlich aus diesen Vorhaben nie etwas Konkretes entstanden.

„Über sich selbst sagt er selten Direktes“,⁹ bemerkte Eberhard Bethge anlässlich der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille für *Der verwaltete Mensch* (1974) in seiner Laudatio auf H. G. Adler äußerst treffend, erst in den späteren Jahren hat sich dies ein wenig geändert. Dennoch ist Adler drei Jahrzehnte nach dem langen Brief an Unger vom Mai 1950 immer noch von dem dort angedeuteten autobiographischen Vorhaben erfüllt, das zum späteren Zeitpunkt erstens in der Theorie unverändert und zweitens als äußerst umfangreich gedacht erscheint: „Wenn ich aber einmal die Zeit finde, will ich – in vielen Bänden und bis zum unausweichlichen Ende meines Schaffens – meine Erinnerungen schreiben, die dichterisch genügen und zugleich wahr sein sollen. Also Wahrheit in Dichtung, wenn ich Goethes Titel für mich adaptieren darf. Doch so würde ich es bestimmt nicht nennen, das käme mir geschmacklos vor. Aber an so ein Werk möchte ich mich sehr gern heranwagen. Wenn ich dazu bemerken darf, worauf es mir dabei unter anderem ankommt, dann verrate ich, daß mir viel daran liegen würde, das sterbende deutsche und jüdische Prag zu schildern, was mir darüber bekannt ist, z. B. was ich von Resten des Jüdisch-Deutschen weiß, wie es in Prag gesprochen wurde.“ [I 7, S. 57]

Auch dieser Plan blieb unverwirklicht. Zwar setzte sich Adler insgesamt in seiner schriftstellerischen Arbeit in hohem Maß mit Ereignissen und Erlebnissen aus dieser Zeit auseinander, aber er selbst als Person verschwindet dort beinahe gänzlich. Darüber

8 HGA an WU, 10.5.1950, S. 1.

9 Eberhard Bethge: Dichter und Deuter in unserer Zeit. Laudatio auf H. G. Adler zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille am 3. März 1974 in Berlin. In: Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987, S. 180–186, hier S. 181.

hinaus muß auch immer wieder betont werden, daß in unserem konkreten Fall eine ausführliche Lebensbeschreibung – besonders der ersten dreieinhalb Jahrzehnte – schon allein deshalb kein einfaches Unterfangen ist, da sowohl die zentrale Person als auch alles, was mit ihr zu tun hat und an sie erinnert, Opfer eines ungeheuren Vernichtungswillens, Vernichtungswerkes und Vernichtungsapparates hätten werden sollen.

Durch all dies zusammen sah ich mich für die Darstellung der Biographie eines Mannes, der nicht mehr lebt und den ich nicht gekannt habe, natürlich mit schwierigen methodischen Problemen konfrontiert. Ich habe diese schließlich dadurch zu lösen versucht, daß ich im ersten Teil meines Buches – soweit mir dies auf Grund des vorgegebenen Materials einerseits möglich war und es mir andererseits nötig erschien – eine Rekonstruktion der ersten Lebenshälfte von H. G. Adler unternahm, die passagenweise vornehmlich aus diesem vorgegebenen, aber ohnedies weitestgehend unbekanntem Material besteht und den Charakter eines sehr detail- und facettenreichen Mosaiks hat. Sie sollte meinem Wunsch und meiner Absicht nach – sowie um Adler damit hoffentlich den besten Dienst zu erweisen – in erster Linie möglichst lebhaft gestaltet sein, zu Adlers Werken hinführen, sie vorstellen und ihrem Verständnis dienlich sein sowie als Basis für den zweiten, den werkanalytischen Teil dieses Buches fungieren. Ähnliches gilt für die überblicksartige Chronik am Schluß.

Des weiteren stützte ich mich dabei (zusätzlich zu Adlers Texten und zur bestehenden Sekundärliteratur) auf genau ausgewählte Quellen, die größtmögliche Authentizität gewährleisten sollen. In der Hauptsache waren dies ausdrücklich als autobiographisch ausgewiesene Selbstzeugnisse, Urkunden und Dokumente von sowie Interviews mit H. G. Adler. Schließlich wurden als Quelle für diese Monographie auch Briefe herangezogen (wie etwa der bereits erwähnte Brief an Wilhelm Unger oder auch Briefe von anderen an Adler), doch nur in relativ geringer Stückzahl, nur wenn es im Hinblick auf die Verfasser als unbedenklich erschien und nur wenn keine Alternative bestand, da ich das Hauptaugenmerk auf das Werk H. G. Adlers sowie auf meine früheren Arbeiten zum Thema richten wollte, für welche ich mich mit der nachgelassenen Korrespondenz, die ich als eigenen Bereich und zum größten Teil als etwas Privates betrachte, kaum beschäftigt habe. Zur Mitteilung biographischer Informationen lasse ich hier mitunter H. G. Adler selbst ausführlicher zu Wort kommen, da es – ohne hier unkritisch klingen zu wollen – prinzipiell niemanden gibt, der es besser wissen könnte, und da mir auffiel, daß Adler, wenn er gelegentlich auf gewisse Ereignisse aus seinem Leben wiederholt Bezug nahm, dies stets mit den gleichen oder doch zumindest sehr ähnlichen Formulierungen tat. So empfand ich es als die beste Methode, mich streckenweise als „Arrangeur“ dieser hier beschriebenen Äußerungen zu betätigen, die ohnehin als Raritäten und als Glücksfunde anzusehen sind, um durch die getreue Wiedergabe des Originalwortlauts in so

verantwortungsbewußter Weise wie möglich eventuellen irreführenden Entstellungen und Verfälschungen vorzubeugen.¹⁰ Hierbei habe ich auch scheinbar Unvereinbares, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kontexten Geschriebenes bzw. Gesagtes zusammengeführt, um die Aussagekraft der einzelnen Quellen zu steigern und diese sprechender werden zu lassen, als sie es naturgemäß sind.

Der zweite Teil dieses Buches ist dem bedeutenden, umfangreichen und vielschichtigen Werk gewidmet, das in mehr als vierzig Jahren im Exil entstanden ist. Angesichts der Fülle des veröffentlichten wie unveröffentlichten Materials einerseits und des derzeitigen Standes der Rezeption und der Forschung andererseits war es notwendig, gezielt Akzente und Schwerpunkte zu setzen sowie die für die Argumentation wichtigsten Textzeugen auszuwählen. Es ist dies in jedem Fall ein arbeitsintensives Unterfangen, zumal „Neuland“ erkundet wurde und über weite Strecken Orientierungshilfen fehlten. Aber es war explizit von Anfang an beabsichtigt, durch dieses Projekt dem „Theresienstadt-Adler“¹¹ ein anderes Profil zu verleihen. Darüber hinaus konnten im Fortgang der Arbeit neue Perspektiven gewonnen werden, und es erwies sich nicht nur als unerlässlich, den Emigrantenkreis, sondern überhaupt das gesamte Umfeld sehr stark mit einzubeziehen, insbesondere da verschiedene Materialien auftauchten und überraschende Publikationen dazukamen, deren Berücksichtigung als unabdingbar zu gelten hatte.

Wie überraschend und wirklich fast unglaublich einiges davon ist, möchte ich anhand eines Details aus W. G. Sebalds *Austerlitz* (2001) zeigen. Der Protagonist Jacques Austerlitz beginnt an einer Stelle des Romans trotz seiner mangelhaften Deutschkenntnisse am Abend und an den Wochenenden mit einer aufwendigen Beschäftigung, dem eingehenden Studium von H. G. Adlers Theresienstadt-Buch, und zwar – wie es heißt – in seinem Haus in der Alderney Street im Osten von London, in welchem er sich auch wiederholt mit dem Erzähler trifft, der die Gegend folgendermaßen skizziert: „Ich erinnere mich jetzt aus dem Ungefähr an einen niedrigen, festungsartigen Wohnblock gleich an der Ecke, an einen grasgrünen Kiosk, in dem ich, obwohl die Waren offen auslagen, keinen Verkäufer sah, an den von einem gußeisernen Zaun umgebenen und, wie man

¹⁰ Anmerkungen zur Schreibung: Da die meisten der hier enthaltenen Textzitate – und insbesondere alle Zitate von H. G. Adler – nach den Regeln der alten Rechtschreibung verfaßt sind, habe auch ich mich in dieser Arbeit durchgehend an die alten Rechtschreibregeln gehalten. Zitate in neuer Rechtschreibung wurden in neuer Rechtschreibung belassen. Eventuelle Flüchtigkeitsfehler in Zitaten (Schreibfehler, Interpunktionsfehler, Druckfehler u. ä.) wurden, wo sie keinen Aussagecharakter haben, stillschweigend korrigiert, um den Lesefluß nicht unnötig zu behindern. Nötigenfalls wurde die Schreibung (weitestgehend) standardisiert, fehlende Satzzeichen wurden der Lesbarkeit halber zumeist ergänzt.

¹¹ Vgl. Kapitel V. und Kapitel VI.3. dieser Arbeit.



Alderney Road. Aufnahme von Franz Hocheneder



„Austerlitz-Haus“. Aufnahme von Franz Hocheneder

„Es ging auf zwölf Uhr, als wir uns verabschiedeten vor der Métrostation Glacière. Früher, sagte Austerlitz zuletzt, sind hier draußen große Sümpfe gewesen, auf denen die Leute Schlittschuh liefen im Winter, genau wie vor dem Bishop's Gate in London, und überreichte mir die Schlüssel seines Hauses in der Alderney Street. Ich könne dort, wann immer ich wolle, sagte er, mein Quartier aufschlagen und die schwarzweißen Bilder studieren, die als einziges übrigbleiben würden von seinem Leben. Auch solle ich nicht verabsäumen, so sagte er noch, an dem Tor zu läuten, das eingelassen sei in die an sein Haus anschließende Ziegelmauer, denn hinter dieser Mauer befinde sich, was er von keinem seiner Fenster habe einsehen können, ein von Lindenbäumen und Fliederbüschen bewachsener Platz, auf dem man seit dem 18. Jahrhundert Mitglieder der askenasischen Gemeinde beigesetzt habe [...].“ [Sebald, S. 410]

meinen konnte, von niemandem je betretenen Rasenplatz und an die mannshohe, zirka fünfzig Meter lange Ziegelmauer auf der rechten Seite, an deren Ende ich, als erstes in einer Zeile von sechs oder sieben, das Haus von Austerlitz fand.“ [Sebald, S. 170f.]

Als ich dies las, erkannte ich diese auch noch als auffallend still beschriebene Gasse sofort. In Wirklichkeit heißt sie *Alderney Road*, sie führt direkt an das Gelände des Queen Mary & Westfield College (heute Queen Mary, University of London), und ich bin – von der U-Bahn-Station Stepney Green kommend – dorthin meist durch diese Nebenstraße gegangen, um die parallel dazu verlaufende, stark befahrene Mile End Road zu vermeiden. Auf diesem Weg bin ich in die entgegengesetzte Richtung direkt vorbei am „Austerlitz-Haus“ zur Post in der Globe Road gegangen, als ich Anfang 1995 den ersten Zwischenbericht über das Nachlaßprojekt nach Wien geschickt habe. Was mich bei der weiteren Lektüre von Sebalds Roman sogar noch mehr verblüfft hat, ist der Umstand, daß die Zeit, in der Austerlitz Adlers Theresienstadt-Buch studierte, und die Zeit, in der ich Adlers Nachlaß bearbeitete, sich zum größten Teil überschneiden. Es läßt sich also – wenn auch nur fiktional – außer mir noch jemand aus dieser Zeit ermitteln, der sich in größerem Umfang mit H. G. Adler auseinandergesetzt hat, noch dazu in der unmittelbaren Nachbarschaft! Das ist wirklich erstaunlich, denn sonst war es nämlich damals in der Forschung und Beschäftigung mit Adler ungefähr so ruhig wie in *Alderney Road*.

Für das Zustandekommen dieses Buches danke ich Herrn Professor Dr. Wendelin Schmidt-Dengler, der meine Forschung über lange Jahre mit Rat und Tat intensivst gefördert hat, Frau Dr. Eva Reinhold-Weisz vom Böhlau Verlag in Wien, die eine Monographie über H. G. Adler herausbringen wollte, sowie dem Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF), von dem mir zur Durchführung dieser Arbeit eine großzügige finanzielle Unterstützung gewährt wurde. Ich danke Herrn Professor Dr. Jeremy Adler, daß ich aus dem Nachlaß H. G. Adlers unveröffentlichte Manuskripte zitieren sowie auch teilweise unveröffentlichtes Bildmaterial reproduzieren durfte, ich danke Herrn Dr. Michael Wögerbauer für Anregungen und Kommentare, und ich danke Herrn Dr. Nicolas Ziegler, der mir gestattete, Einsicht in seine Dissertation zu nehmen und diese als eine meiner Arbeitsgrundlagen zu verwenden.

II.

„[...] es ist eine versunkene Welt, und ich kann daran nur zurückdenken wie an Erlebnisse eines anderen Menschen [...].“¹

H. G. Adler brieflich an Hans Carossa, 16.1.1952.

„Es handelt sich keineswegs um eine Autobiographie, doch bietet es viel Selbsterlebtes. Fast alles, was geschieht und sich auf den Helden bezieht, ist zumindest jemandem zugestoßen, den ich beobachten konnte, nahezu nichts ist freie Erfindung.“²

H. G. Adler über *Panorama* im Gespräch mit Friedrich Danielis, März 1981.

1 HGA an Hans Carossa, 16.1.1952.

2 Interview mit H. G. Adler, S. 5.

1. Kafka, Kaiserreich und Karolinenthal

„In dem oft geschilderten Prag des frühen 20. Jahrhunderts, genau in dem Stadtteil Karolinenthal, ist Adler in gehobenen kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Das Elternhaus war jüdisch, aber fast alles Jüdische einschließlich dem Religiösen war kaum zu spüren, ein milder humanitärer Fortschrittsglaube herrschte vor, der sich in nicht näher bedachten deutschen und österreichischen kulturellen Werten erfüllte, mit denen das heimatlich Böhmisches mehr als das eigentlich Tschechische als selbstverständlicher Untergrund verschmolz.“³ Mit diesen Worten beschreibt H. G. Adler selbst die Umstände und die Atmosphäre, in die er als einziges Kind von Emil Alfred und Alice Adler am 2. Juli 1910 geboren wurde.

Väterlicherseits stammt Adler von böhmischen Juden ab. Sein Urgroßvater kam in der Gegend um Klattau (im Vorland des Böhmerwaldes) zur Welt und war im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in verschiedenen böhmischen Judengemeinden als Religionslehrer tätig. Seinen Großvater David bezeichnet Adler als unsteten Mann, der sich schließlich in Prag niederließ. David Adler war in mehreren Berufen tätig, so unter anderem als Papierhändler, Buchdrucker, Redakteur, Gelegenheitsdichter und Theaterkritiker. Seine Haupttätigkeit war die Kalligraphie; er gab kalligraphische Behelfe heraus, unterrichtete an verschiedenen Schulen und hatte auch seine eigene Schule. Von Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) wurde ihm der Titel Professor verliehen, auf den er unsagbar stolz gewesen sein soll. Er war zwei Mal verheiratet; aus der ersten Ehe gingen zwei Töchter, aus der zweiten Ehe mit Paula Gröger drei Töchter und zwei Söhne hervor. Paula Gröger (1850–1931) entstammte einer alteingesessenen Prager jüdischen Familie und war als Lehrerin ausgebildet. Diese Frau hatte H. G. Adler als einzige von seinen Großeltern gekannt. Nach dem frühen Tod von David Adler – er starb bereits 1896 im Alter von 49 Jahren – führte sie zusammen mit den beiden ältesten Töchtern die Papierhandlung und die Buchbinderei weiter, die Kalligraphieschule wurde allerdings zu Anfang des neuen Jahrhunderts aufgegeben. Adler beschreibt seine Großmutter als eine kleine, tapfere, zähe und unsagbar fleißige Frau mit einer bedingungslosen Wahrheitsliebe, wozu er anmerkt: „Ich nehme an, daß manches in meinem Charakter [...] so manche Eigenschaften diesem Erbteil zu verdanken hat.“

Wie Adler selbst berichtet, ranken sich um seine Vorfahren mütterlicherseits abenteuerliche Legenden: „Die mütterliche Familie, Fraenkel, soll angeblich in der Genera-

3 HGA: Nachruf bei Lebzeiten. In: *Vorletzte Worte*. Schriftsteller schreiben ihren eigenen Nachruf, hrsg. v. Karl Heinz Kramberg. Frankfurt a. M.: Bärmeier & Nikel 1970, S. 11–20, hier S. 12.

tion meines Urgroßvaters aus Rußland stammen und *nicht* jüdisch gewesen sein. Ich kann nicht beurteilen, ob die von meiner Mutter erzählte Familiensage wahr ist, derzufolge jener Stammvater ein russischer Aristokrat gewesen sei, der, nach Sibirien verbannt, sein einziges Kind allein zurückließ, dessen sich ein jüdischer Schuster Fraenkel angenommen habe, der dann nach Preußisch-Schlesien ausgewandert wäre, wo mein Urgroßvater, ich glaube, er war Schneider, aufgewachsen ist. Demnach hätte das Kind den Namen und die Religion des Pflegevaters angenommen. Eines seiner vielen Kinder war mein Großvater Isidor [...].⁴ Auch Isidor Fraenkel (1840–1911) tummelte sich ursprünglich auf sehr ähnlichem Gebiet wie David Adler. Er zog in jungen Jahren als Buchdrucker durch die Lande, bis er im niederschlesischen Sorau seßhaft wurde, wo er seine eigene Druckerei gründete und auch seine spätere Frau Martha Harmuth (1846–1908) kennenlernte, die einer wohlhabenden christlichen Familie entstammte. Bald nach der Heirat wurde die Druckerei aufgegeben, und Adlers Großeltern zogen nach Berlin, wo sich Isidor Fraenkel nun in einer zweiten Karriere juristischen Fragen beim Eisenbahnwesen widmete. Darüber hinaus war er auch journalistisch tätig, und eine Ehrenstellung in einem Schriftstellerverband gab ihm die Möglichkeit, häufig zu Kongressen in zahlreiche europäische Länder zu reisen. Adlers Großvater war ein angesehenener Mann, der es durch seine vielen praktischen Erfolge zu beträchtlichem Wohlstand brachte.

Von den Nachkommen aus der Ehe zwischen Isidor und Martha Fraenkel erreichten nur drei das Erwachsenenalter, H. G. Adlers Mutter Alice, ihr Bruder Walter und ihr Bruder Herbert, der später eine Schwester von Emil Alfred Adler namens Ada heiratete. Zwei weitere Brüder, Hans und Günther, verstarben früh; nach ihnen erhielt H. G. Adler seine beiden Vornamen. Über Alice Fraenkel, geboren 1885 in Berlin, ist nur relativ wenig bekannt. Trotz des Wohlstandes der Familie war ihr nach der Schulausbildung ein für Frauen damals noch unübliches Medizinstudium versagt, worauf sie versuchte, dies mit einer Ausbildung als Krankenschwester, Masseuse und Turnlehrerin einigermaßen zu kompensieren. Sie war in all den genannten Berufen, besonders aber als Turnlehrerin tätig. Ihren späteren Ehemann hatte sie bereits 1899 bei der Hochzeit eines gemeinsamen Cousins kennengelernt.

Emil Alfred Adler wurde 1882 in Prag geboren. Er gehörte „zur gleichen Generation wie Franz Kafka, der eine Klasse tiefer in die gleiche Schule ging“⁵. Schon mit 14 Jah-

4 HGA an WU, 10,5,1950, S. 2.

5 Alfred Otto Lanz: „Zu Hause im Exil“. Biographische Skizze über H. G. Adler. In: Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987, S. 139–146, hier S. 140. Lanz verfaßte seine Dissertation über H. G. Adler und

ren begann er seine Buchbinderlehre, um später den 1890 gegründeten Familienbetrieb übernehmen zu können. Bevor er 1909 in die elterliche Firma eintrat, verbrachte er aber noch längere Zeit in Leipzig, wo er seine Fachkenntnisse erweiterte und eine höhere Schule für Buchbinderei mit Auszeichnung absolvierte. Ebenfalls 1909 fand die Eheschließung mit Alice Fraenkel statt. Im darauffolgenden Jahr kam H. G. Adler zur Welt, der später einmal zu seinem Geburtsdatum anmerkte: „Ich empfinde es bedeutungsvoll, daß mein Geburtstag dem Franz Kafkas um einen Tag vorausgeht.“⁶

Adlers erste Sprache war Deutsch; Tschechisch erlernte er erst später privat bei seiner Klassenlehrerin, als er bereits die Volksschule besuchte. Die deutsche und österreichische Kultur waren es, denen sich Adlers Familie zugehörig fühlte, das Jüdische war für sie – und somit auch für Adlers Erziehung – von so gut wie gar keiner Bedeutung. So erinnerte sich der Urenkel eines jüdischen Religionslehrers später an folgende Episode aus seiner Schulzeit: „Von Religion wußte ich nichts, und ich entsinne mich in einem Gemisch von Amüsement und Schrecken, daß ich im ersten Schuljahr, als man für den Religionsunterricht die Kinder nach der Religion fragte, ‚Christ oder Jude?‘, nichts zu antworten wußte – man entschied sich aber auf den Namen Adler hin, mein Aussehen hätte damals kaum die Zugehörigkeit verraten, mich zu den Juden zu schicken.“⁷

H. G. Adler hat ausdrücklich betont, daß sein *Panorama* (1968) nicht als Autobiographie gelesen werden soll, was verschiedentlich passiert ist: „Wenn ich genügend alt werde und Zeit finde, dann will ich einmal meine Lebenserinnerungen schreiben. Die werden zum Teil ganz anders aussehen als das *Panorama*, in dem auch manches geschildert ist, was ich privat überhaupt nicht erlebt habe.“ Die Bezeichnung „Roman“ unterstreicht den fiktionalen Charakter dieses Werks, dessen Hauptperson schließlich auch nicht H. G. Adler, sondern Josef (Kramer) heißt. Jedoch bestätigt der Autor selbst den dokumentarischen Wert des Buches („Wahr ist es, aber nicht immer meine private Wahrheit.“) und sagt darüber hinaus, daß *Panorama* zwar „keineswegs eine Autobiographie“ ist, aber doch ein „mit Autobiographischem getränkter Roman“. [I 6, S. 192] Adler verweist in diesem Zusammenhang nochmals auf *Panorama*, wobei er die Verbindung zwischen Roman und eigenem Leben deutlicher präzisiert: „Die Welt des sterbenden Kaiserreiches, mit den Sinnen des 7–8jährigen Jungen erfaßt, habe ich im 1. Kapitel von *Panorama* dargestellt. Dieses Buch enthält viele selbstbiographische Elemente und

war mit ihm auch persönlich befreundet. Die biographische Skizze „*Zu Hause im Exil*“ basiert auf Gesprächen von Lanz mit Adler.

6 HGA an WU, 10.5.1950, S. 6f.

7 HGA an WU, 10.5.1950, S. 7.

bildet weitgehend einen Schlüssel zu meiner Entwicklung, wenn es sich auch um keinen Schlüsselroman handelt.“⁸

Prag wird namentlich in diesem Kapitel nicht erwähnt. Ein realer geographischer Bezugspunkt ist neben einigen entfernten Kriegsschauplätzen die Stadt Wien, die bisweilen in Sätzen der Erwachsenen vorkommt, und da eben auch in Zusammenhang mit dem Kaiser: „Wenn Schulpause ist, müssen alle Kinder auf den Hof, nur bei Regen nicht, und die Mutter hat gesagt, der Josef soll die Mütze nehmen, damit er sich nicht erkältet, aber er mag die Mütze nicht, und da ist eine Aufschrift darauf, VIRIBUS UNITIS, er versteht das nicht, doch die Mutter hat gesagt, das ist ein Schiff, es gehört dem Kaiser in Wien; dem Kaiser gehört alles, aber die Mütze gehört dem Josef, auch wenn er sie nicht mag, und da war er nicht traurig, wie der Hugo Treml das Band abgerissen hat, daß es ganz zerrissen ist; aber als der Josef nachhause kam, da war es der Mutter gar nicht recht. ‚Die schöne Mütze! Das würde den guten Kaiser sehr betrüben.‘“

Auch Bubis Vater erwähnt an einer Stelle einmal Wien, als er sagt: „Wir wollen nicht streiten. Es stimmt schon, wie ich’s mal in Wien g’hört hab: Immer wenn der Frieden aus is, bricht der Krieg aus, der ein Graus is.“ Die Stimmung kurz vor Ende des Ersten Weltkrieges schildert Adler in *Panorama* mit folgenden Worten: „Einmal sagt der Vater, die Sachen stehen schlecht, er glaubt nicht mehr, daß der Kaiser den Krieg gewinnen kann. ‚Es ist alles durch und durch faul.‘ Da fragt Josef, was sein wird, wenn der Kaiser den Krieg verliert. ‚Das weiß ich nicht, Junge. Aber das rat’ ich dir, daß du keinem ein Wort sagst, was ich gesagt hab. Sonst könnte man dich einsperren wegen Hochverrats und die Mutter und mich dazu.‘ Aber in der Schule sagt man nichts davon, da sammelt man nur immer mehr Geld für den Krieg, weil jetzt bald der Sieg sein wird, und unsere ruhmreichen Rekruten kehren im Triumph zurück, man wird sie alle festlich empfangen; auch in der Zeitung steht Gutes, die kommt jeden Morgen, da wird nur geschrieben, was für Siege unsere tapferen Truppen schon wieder errungen haben; [...]“ [P, S. 22, 41 u. 57]

Wenig später kam dann das Ende des Kaiserreiches, und die Vielvölkermonarchie der Habsburger zerfiel in eine Reihe von nationalen Nachfolgestaaten. H. G. Adler konnte sich noch Jahrzehnte später die Ereignisse vergegenwärtigen, die diesen Tag in Prag begleiteten: „Ich erinnere mich auch an den Tag, an dem die tschechoslowakische

8 HGA an WU, 10.5.1950, S. 7. H. G. Adler bezieht sich hier auf die 1. Fassung von *Panorama*, und im vorher zitierten Fischer-Interview spricht er über die Druckfassung (3. Fassung). Alfred Otto Lanz hat diese beiden Fassungen miteinander verglichen: „Der Vergleich der 1. mit der 3. [...] Fassung ergab anhand einiger Stichproben folgendes Resultat: 1. [...] das Konzept des Romans und die zentralen Stellen sind bereits in der 1. Fassung klar ausgeführt. 2. Der typische Stil des Romans ist bereits in der 1. Fassung erkennbar [...]“ [Lanz, S. 138f.]

Republik ausgerufen wurde, an den 28. Oktober 1918. Diese politische Veränderung wurde äußerlich dadurch dokumentiert, daß man den k. u. k.-Doppeladler, der in allen Behörden hing, zerstörte. Da unsere häuslichen Verhältnisse durch eine Krankheit meiner Mutter sehr getrübt waren und mein Vater seinem Geschäft nachgehen mußte, wurde ein Fräulein für mich eingestellt. Mit diesem Fräulein habe ich selbstverständlich deutsch gesprochen. Und an diesem 28. Oktober 1918 kam ein tschechischer Herr auf uns zu, der mir ein Stück eines solchen Adlers – aus Gips und mit Gold überzogen – entgegenhielt und sagte: „Nix deutsch mehr, jetzt böhmisch!“ [I 9, S. 158]

Den Beginn seiner bis in die Vorschulzeit zurückreichenden Freundschaft mit dem am 12. Oktober 1909 geborenen Franz Baermann Steiner gestaltete Adler in Josefs Auseinandersetzungen mit Bubi und Ludwig. Sonst lebt Josef in einer Welt von ständig nörgelnden Erwachsenen, und es begegnen uns im ersten Kapitel von *Panorama* mit dem Titel *Die Familie* neben den Eltern auch eine Großmutter, mehrere Tanten und Hausangestellte. Über sich selbst als Kind sagte H. G. Adler später: „Gleichaltrige liebte ich mit wenigen Ausnahmen nicht, meine ganze Bewunderung galt Erwachsenen, die ich meist maßlos überschätzte und für den Inbegriff der Vollkommenheit hielt.“⁹ Sowohl diese Einstellung als auch die Welt der Erwachsenen porträtierte er später in *Panorama* auf ironische Weise: „Die Kinder waren bestimmt früher dazu da, daß sich die Eltern freuen, aber das ist längst nicht mehr so, weil sie eine Last sind, und der Josef weiß nicht, warum es Kinder überhaupt gibt, er möchte keins haben, und er selbst möchte kein Kind sein, aber erwachsen sein will er, weil dann alles besser ist, und darum sollen sie nicht die Kinder fort beneiden wie die Tante Betti, weil die Großen keine Angst zu haben brauchen, und sie dürfen machen, was sie wollen; [...]“ [P, S. 20]

Doch gab es selbstverständlich auch Aspekte im Leben Adlers und seiner Familie, die er in *Panorama* nicht gestaltete. Emil Alfred Adler war leidenschaftlicher Briefmarkensammler und leitete über viele Jahre die Briefmarken-Beilage der Prager deutschen Tageszeitung *Bohemia*. „Mit dem Judentum hatte mein Vater nichts zu tun“, schreibt H. G. Adler, „erst in den allerletzten Jahren setzte, durch die Zeitereignisse bedingt, ein schwaches Interesse ein. Noch weniger interessierte er sich für Religion, Philosophie usw. Literatur war überhaupt überflüssig, vielleicht bis auf komische Theaterstücke, die den Vater freuen konnten.“ Obwohl Adlers Vater sich hauptberuflich der Herstellung von Büchern widmete, galten sie ihm sonst reichlich wenig. Adler sagt, er habe seinen Vater, abgesehen von steuertechnischen Behelfen und philatelistischen Publikationen, in seinem ganzen Leben kaum ein Buch lesen sehen. Sein Hauptinteresse gehörte dem

9 HGA an WU, 10.5.1950, S. 7.

Geschäft: „Er ging auch sonntags in den Betrieb und blieb oft während der Woche bis 10 Uhr abends; der Laden war seine Heimat; die Häuslichkeit galt ihm gar nichts, seitdem ihm [...] sein Familienleben scheiterte.“¹⁰

„[...] die Medizin ist doch die größte Wissenschaft und Kunst, es gibt keinen schöneren Beruf, weil man doch nirgendwo so viel helfen kann“, sind Worte, die H. G. Adler Josefs Mutter in den Mund legt. „Viele Leiden, die man heute noch nicht heilen kann, die wird man vielleicht heilen können, wenn du groß und selber ein Doktor sein wirst.“ Weiters lesen wir in *Panorama* über Josefs Mutter: „Auch die Mutter hilft viel für den Krieg, sie ist freiwillige Krankenschwester und macht oft Dienst in der neuen Realschule, die hat man eingerichtet als Hilfslazarett; [...]. Der Josef hat jetzt ein Kinderfräulein, weil sich die Mutter nicht mehr so kümmern kann um ihn, wenn das Hilfslazarett ihr so viel Zeit nimmt [...].“ [P, S. 60f., 34f. u. 37] Die Abwesenheit der Mutter über längere Zeit mochte auch H. G. Adlers selbst als Kind häufig empfunden haben, doch war der Grund dafür weniger, daß die ausgebildete Krankenschwester ihrem Beruf nachging, sondern vielmehr, daß sie bald selbst medizinische Hilfe brauchte. Adler charakterisiert seine Mutter als eine „sehr gütige, dabei strenge und rechtliche Frau, die liebe Märchen zu erzählen und schöne Lieder zu singen verstand“, die jedoch schon bald nach der Geburt ihres Kindes sehr krank wurde, so daß sie schon in Adlers frühen Lebensjahren oft viele Monate außer Haus war, worüber er später festhielt: „Der Zustand meiner Mutter erforderte es, daß sich Verwandte und bezahlte Kräfte viel um mich kümmern mußten.“

Nach dem vollendeten zehnten Lebensjahr sah Adler seine Mutter so gut wie gar nicht mehr, und so waren auch seine eigenen Erinnerungen an diese Frau nicht sehr zahlreich, von der er sonst noch berichtet: „Übrigens gab es auch recht lichtvolle Erlebnisse im Zusammenhang mit meiner armen Mutter, wovon manches im ersten Kapitel meines Romans *Panorama* zu lesen ist.“¹¹ Zu diesen erfreulichen Erlebnissen gehören wohl unter anderem auch die Feiern und Kindergesellschaften, die im Roman beschrieben sind und von denen mir Susanna (Suse) Tieze, eine Freundin H. G. Adlers und Franz Baermann Steiners aus frühesten Kindheitstagen, noch mehr als achtzig Jahre später lebhaft erzählte.¹²

10 HGA an WU, 10.5.1950, S. 4f. Das Geschäft befand sich in der Havlíčekgasse, in der Nähe des Masarykbahnhofs [Gespräch mit Susanna Tieze in London, 6.8.1993] (vgl. auch MM 84, S. 9).

11 HGA an WU, 10.5.1950, S. 6f.

12 Dieses Gespräch mit Susanna Tieze fand am 12.7.2000 in London statt, wohin sie Anfang 1949 emigriert war. Alle drei wohnten in Prag nahe beisammen. H. G. Adlers Adresse war Palackýstraße 72 (vgl. auch Serke, S. 329 und MM 84, S. 10).

Der Josef wird noch lange kein Doktor sein, aber diese Woche hat er Geburtstag, [...] eine richtige Geburtstagstorte steht da [...], und rund herum sind acht brennende Geburtstagskerzen, weil der Josef acht Jahre alt geworden ist [...]; [...]

Die Tante Gusti wird etwas spielen auf dem Klavier, und die Mutter wird dazu singen, aber der Josef muß ein Gedicht aufsagen, das hat die Tante Betti selbst gemacht, da ist erzählt von einem Wunderteich, kostbare Geschenke sind dort eingetaucht, und jedes Kind darf sich eins herausfischen, und so hört das Gedicht auf:

Hereinspaziert, ich wünsche euch viel Glück,
Ein jeder fische sich das beste Stück!

Die Tante Betti ist so stolz darauf, daß sie das Gedicht verbrochen hat, so sagt der Vater immer, wenn sie ein Gedicht macht, besonders zu Geburtstagen hat sie eine poetische Ader; zum Geburtstag der Großmutter muß Josef immer ein Gedicht auswendig lernen [...]. [P, S. 61f.]

Und über eine wirkliche Tante schreibt H. G. Adler: „Von den sehr verschiedenartigen fünf Schwestern und dem einen Bruder meines Vaters will ich [...] noch erwähnen, daß die dritte Schwester, meine Lieblingstante, besonders in späteren Jahren, mit großer Leichtigkeit anspruchslose, aber sehr fließende Gelegenheitsgedichte verfaßte, die ich manchmal als Kind auswendig zu lernen hatte. Teilweise mochten es diese Produkte sein, Gedichte zu verschiedenen festlichen Gelegenheiten, die mich zu meinen ersten Versen ähnlicher Art verlockten. [...] Tante Ota war vielleicht die einzige aus meiner Verwandtschaft, die für mich Verständnis aufbrachte und sich auch für meine frühen dichterischen Versuche stets interessierte.“¹³

Wie H. G. Adler 1980 in einem Interview mit Alfred Joachim Fischer sagte, hatte er schon sehr früh den Wunsch, beruflich einmal Schriftsteller – oder um Adlers „Sprachgebrauch für künstlerische Literatur zu folgen“¹⁴ – „Dichter“ zu werden:

H. G. Adler: Ich begann im Alter von 7 Jahren, meiner Umgebung Märchen zu erzählen und schrieb in diesem Alter eine Naturgeschichte, die bestimmt war für Kinder von 6–10 Jahren.

F[ischer]: Und haben Sie damals schon die Absicht gehabt, Schriftsteller zu werden?

A[dler]: Ich habe in dem Alter nicht eigentlich gewußt, was das heißt, Schriftsteller zu sein, aber ich wollte mich durchaus schriftlich ausdrücken, ich wollte ein Dichter werden. [I 6, S. 191]

¹³ HGA an WU, 10.5.1950, S. 2.

¹⁴ HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 12.

Zu diesen Interessen gesellte sich im Alter von acht Jahren Geographie und noch ein Jahr später Geschichte, eine ganz wesentliche Grundlage für Adlers spätere Tätigkeit: „In Geschichte hatte ich eine große Vorliebe für Jahreszahlen, die sich in mein Gedächtnis nur so einnisteten. Dieses an sich nicht sehr fruchtbare Interesse hat mir im Laufe der Jahre und nach einer gewissen Transformation zu jener Eigenschaft meines Intellekts verholfen, die ich vielleicht anderen vorziehen möchte und gewiß am stärksten ausgebildet ist: ich nenne sie das Gedächtnis für Strukturen, nicht für Inhalte also, aber für geistige Substanzen. Ich behalte keinen Text, keine Melodie auswendig, aber ein innerer Sinn bleibt mir für immer gegenwärtig und verbindet sich mit einem historischen Raum- und Zeitgefühl, das sich darauf gründet, daß ich Kulturgeschichte in allen ihren Zusammenhängen gut einordnen kann, so daß ich nie vor isolierten Fakten oder Phänomenen stehe, sondern stets eine organische Fülle gegenwärtig habe; alles fügt sich mir zusammen, Kunst, Musik, Literatur, Philosophie usw., ich vermag also Epochen zu erleben, zu imaginieren und bin nicht auf Einzelcharaktere angewiesen, die ich freilich auch darum oft etwas weniger gut kenne, gar wenn es sich nicht um Favoritgestalten handelt.“

Adler berichtet auch, daß der erste Religionslehrer auf ihn einen großen Einfluß ausübte, was seinen Grund darin hatte, daß dieser viele haggadische Legenden in den Unterricht einfügte. Adlers Mutter sprach sich über keine Religion günstig aus, sie ging aber mit ihm in katholische Kirchen, allerdings nur wegen der Orgelmusik. Auch wurde Weihnachten als Familienfest in genau dem Stil gefeiert, wie es Adlers Mutter von ihrer eigenen Mutter her gewöhnt war, wogegen sich der Sohn zur Wehr setzte – wenn auch erfolglos: „Mir wurde [...] zugestanden, daß auch Chanukka gefeiert wurde, wobei ich die Hälfte der Geschenke erhielt, während ich den Rest zu allem O-Tannenbaum-Gepräpge bekam.“¹⁵

Doch schon bald – nach Adlers zehntem Lebensjahr – war es mit dem Familienleben zu Ende, und es kamen gravierende Veränderungen auf ihn zu. 1920/21 verbrachte er ein Jahr in Deutsch-Beneschau im südlichen Böhmerwald, danach zwei Jahre in Dresden und zwei weitere Jahre in Mährisch-Trübau, wofür Adler folgende Gründe nennt: „Meine Mutter erkrankte an einem unheilbaren Leiden, das bald eine dauernde Hospitalisierung bedingte, worauf mein Vater es bald vorzog, sich lieber in seinem Betrieb als in seiner Wohnung aufzuhalten, und sich mit mir, der ich zehn Jahre alt war, keinen besseren Rat wußte, als mich – die Ferien ausgenommen – fremder Obhut fern von Prag anzuvertrauen. Erst mit 15 Jahren ließ er mich wieder in seinem ungenügend versorgten Haushalt leben.“¹⁶

¹⁵ HGA an WU, 10.5.1950, S. 8f.

¹⁶ HGA: Zu Hause im Exil. In: Autoren im Exil, hrsg. v. Karl Corino. Frankfurt a. M.: Fischer 1981 (= Fischer 6458), S. 242–253, hier S. 243.

2. „... sozusagen mein erstes Konzentrationslager ...“

[I 8, S. 42]

H. G. Adler, der einen Kalligraphen als Großvater hatte, über den er sagte, „er schrieb wie gestochen“, war von seiner eigenen Handschrift weniger angetan, was auch den unmittelbaren Anlaß für seine ersten Schreibversuche ergab: „Die Handschrift des Linkshänders, der ich bin, war sehr ‚schlecht‘, weswegen man zuhause begeistert war, daß ich einen ziemlich langen Text freiwillig wiederholt abschrieb, [...] und der nächste Schritt in dieser Richtung war die Abfassung einer *Naturgeschichte für Kinder im Alter von 7–10 Jahren* [...]“¹⁷ In der Volksschule in Deutsch-Beneschau wurde Adler nun zum einen gezwungen, als Linkshänder rechts zu schreiben, und zum anderen mußte er eine Klasse wiederholen.

Auch diese Erlebnisse hat er später in *Panorama* gestaltet, wo im zweiten Kapitel der Herr Oberlehrer Bolek Josef nach dessen Eintreffen in Umlowitz folgende Frage stellt: „Jetzt sage mir doch einmal, was für eine Farbe hat das Wasser?“ Da hat der Josef lange nachgedacht, weil er geglaubt hat, Wasser hat gar keine Farbe, darum hat er dann geantwortet: ‚Bitte, das Wasser hat keine Farbe!‘ Aber der Herr Oberlehrer hat gesagt: ‚Das Wasser hat doch eine Farbe.‘ Da ist dem Josef eingefallen, wie das Meer blau ist, und er hat gesagt: ‚Das Wasser ist blau.‘ Doch der Herr Oberlehrer hat gleich gesagt: ‚Das stimmt nicht. Das Wasser ist nicht blau. Das Wasser ist grün. Wenn du auf einen Spiegel klaren Wassers schaust, wirst du beobachten können, daß das Wasser in der Aufsicht grün ist.‘ Seither weiß Josef, daß das Wasser grün ist, und der Herr Oberlehrer Bolek hat erklärt: ‚Wenn du bei uns in Umlowitz in die Schule gehen willst, dann kannst du nur die vierte Klasse besuchen, in der du alles lernst. Die Kinder in der fünften Klasse wissen das alles schon. Da würdest du im Unterricht zurückbleiben.‘“ [P, S. 73f.]

Mit Ausnahme der negativen Schulerlebnissen ist es aber ein abgeschiedenes, einfaches und naturverbundenes Leben auf dem Land, das hier beschrieben wird. In dieser Umgebung hatte H. G. Adler – er wohnte bei einer jüdischen Familie, die ein Geschäft betrieb und eine Landwirtschaft besaß – auch eine Vielzahl schöner Erlebnisse, so daß er später dieses letzte Volksschuljahr sogar als die glücklichste Zeit seiner Jugend bezeichnete: „In diesem Jahr auf dem Dorf habe ich mehr Ziegen und Rinder gehütet, als daß ich in die Schule gegangen bin.“ [I 9, S. 157]

In *Panorama* ist Josef jetzt „Hüterbub bei Herrn Neumann“ und draußen auf der Weide, von wo er „den Ort friedlich vor sich liegen sieht von der Villa vom Fräulein

17 HGA an WU, 10.5.1950, S. 1 u. 8.

Leirer bis hinauf zum Häusel von der Praxel, und gegenüber steht der Thomasberg, der ist 814 Meter hoch, der hat eine schöne runde Kuppe mit dichtem Wald, zweimal hat die Herma den Josef schon hingegenommen, er war glücklich dort, und hinter dem Thomasberg gibt es noch höhere Berge, die sind aber schon weiter, und man sieht nicht alle von der Purtscherwiesen, auch wenn sie über 1000 Meter hoch sind, und dort in der Gegend ist schon die Grenze, die führt oft gerade über die Gipfel; [...] auf die hohen Berge will er hinauf und zur Grenze, daß er weit nach Böhmen und Österreich sieht.“ [P, S. 90, 100f. u. 121]

Und bald ging es dann auch *über* die Grenze, allerdings nicht über die neue Landesgrenze im Süden, sondern über die im Norden, nach Deutschland im Jahr 21, also zur frühen Zeit der Weimarer Republik.

Das dritte Bild von Adlers *Panorama* trägt den Titel *Der Kasten* und beginnt mit der Beschreibung eines großen Internats, in der gleich im ersten Satz eben das Wort Weimar und die Zahl 21 auffallen: „In der Weimarerstraße Nr. 21 steht der Kasten, ein großes zweistöckiges Gebäude, das sich von der Rosenbühlstraße bis zur Pufendorfstraße erstreckt, und die Seitenfronten des Hauptgebäudes sowie die Nebengebäude liegen in diesen beiden Straßen; [...]“. Die reale Vorlage für diese Schule befindet sich in Dresden – genauer gesagt im östlichen Stadtteil Striesen – und wurde im Zweiten Weltkrieg nicht von den Bombenangriffen zerstört, so daß dieses Bauwerk heute noch ziemlich genau so dasteht wie in den zwanziger Jahren und wie es im Roman beschrieben wird: „[...] in der Pufendorferstraße ist die Schule, in der Rosenbühlstraße stehen zwei Häuser, da wohnen manche der Professoren und Oberlehrer sowie die Inspektoren und ein Teil des Hilfspersonals, in einem der Häuser ist auch das Ambulatorium mit dem Krankenrevier, diese Nebengebäude sind von Gärtchen umgeben [...]“. [P, S. 128] Heutzutage trägt dieser Gebäudekomplex die Bezeichnung „Kreuzschule“, neben dem Eingang in der Eisenacher Straße 21 ist aber noch eine Tafel mit der Aufschrift „Freimaurer-Institut“ zu sehen. „Vorwärts und aufwärts“ steht oberhalb der Tür.

Über dieses Institut, in dem er die nächsten beiden Jahre seiner Schulzeit zubrachte, hatte sich Adler später selbst mehrmals geäußert. „Nach diesem bezaubernd gesunden Jahr [in Deutsch-Beneschau], dessen heilsame Einwirkungen ich heute noch zutiefst verspüre“, schreibt er 1950, also fast dreißig Jahre danach, „kamen – ich sage das trotz Auschwitz – die zwei bösesten Jahre meines Lebens. Mein Vater wollte nur der Sorge für mich ledig werden und hatte von einem angeblich guten Internat mit Realschule (!) in Dresden gehört, wo man mich also hinsteckte (1921–1923). Es war eine Brutstätte des Antisemitismus, des Militarismus, des Nationalismus böser Prägung und des unaufrichtigsten Spie-

ßertums.“¹⁸ An dieser Einstellung hat sich während seines ganzen Lebens nichts geändert, wie die nächste Äußerung zeigt, die aus der Mitte der achtziger Jahre stammt: „Und daß ich einmal zwei Jahre wegen häuslicher Verhältnisse in einem deutschen Institut – in einem Schulinstitut – war, hat eigentlich mit zum Überleben des Zweiten Weltkrieges geholfen, weil das sozusagen mein erstes Konzentrationslager gewesen ist, in dem ich in den Jahren 1921–1923 war.“ [I 8, S. 42]

„Ich habe diese Welt im 3. Kapitel von *Panorama* heraufbeschworen“,¹⁹ schreibt Adler. Im Kasten gibt es ungefähr 250 Zöglinge, die jüngsten sind gerade zehn, die ältesten ungefähr siebzehn Jahre alt. Jeder von ihnen hat eine Nummer, Josef hat die Nummer 33. Das Leben ist trist und monoton. Es gibt keine Privatsphäre, alle 250 Schüler werden ständig überwacht und schlafen gemeinsam in einem riesigen Saal. Mit Ausnahme von Sonntag wird um halb sechs geweckt, um halb neun müssen alle ins Bett. Es setzt „Kopfstücke“ und Prügel durch die Internatsleiter und mit deren Duldung oder sogar auf deren Anweisung hin auch „Dresche“ durch ältere Zöglinge. Im Dresdener Internat lernte H. G. Adler seinen Freund Wolfgang Burghart kennen, der sich 1947 in einem Brief an folgende Ereignisse erinnert: „Freimaurerinstitut 1922. Waschsaal, Inspektor Müller, ungerade Nummern, einmal hieß es: Schüttet doch dem Tschechen ordentlich eins über den Kopf, ein andermal galt es mir, dem Brillenschwein, dem Österreicher. Ich sann auf Rache oder heulte, Du warst anders. Mit Trauer und Mitleid schautest Du die Peiniger an. Mich würdigtest Du keines Wortes; ich war ja eine Klasse unter Dir. Einmal aber sagtest Du [...]: Du mußt es nicht bemerken, ich spüre so etwas einfach nicht ...“²⁰

„[...] die Väter und Mütter erfahren, daß nur gehorsame Knaben im Kasten sein dürfen, der Kasten ist keine Besserungsanstalt, sondern der Kasten ist dazu da, tüchtige Männer zu erziehen, die einmal dankbar sein werden, daß sie diese Erziehung genossen haben, dafür muß es hier straff zugehen und stramm, denn die Jugend darf nicht verweichlicht werden, weil man den Krieg durch feigen Verrat verloren hat“, heißt es in *Panorama*. Mit bitterem Sarkasmus kommentiert Adler diese Einstellung und den „Heldentod“ kaum dem Schulalter entwachsener junger Männer. In einem Treppenaufgang ist eine Gedenktafel aus Marmor, in der mit Gold die Namen derjenigen Schüler eingraviert sind, „die ihr Leben im Weltkrieg auf dem Altar des Vaterlandes geopfert haben, der Kasten gedenkt ihrer voll Stolz; [...] manche Zöglinge sind fast direkt vom Kasten an die Front, weil sie sich freiwillig gemeldet haben, obwohl sie nicht mußten, [...] und im Krieg wurden viele Zöglinge und noch mehr ehemalige Zöglinge verwun-

18 HGA an WU, 10.5.1950, S. 9.

19 HGA an WU, 10.5.1950, S. 9.

20 WB an HGA, 5.10.1947, S. 1.

det, manche hat man zu Krüppeln geschlagen, aber für die Gefallenen hat man ja die Gedenktafel aus Marmor“ [P, S. 129f. u. 142].

Auch zu Josefs Zeiten müssen die Zöglinge noch am Morgen klassenweise in Riegen zur Inspektion antreten, im Kasten geht es „militärisch zu, aber nicht wirklich, weil das jetzt nach dem Krieg verboten ist“ [P, S. 140], und es wird auch nicht mehr exerziert wie früher, was aber nicht heißen soll, daß es weniger schlimm geworden ist, wie H. G. Adler berichtet, der auch nicht der erste war, der über dieses Internat geschrieben hat: „Jahre später erfuhr ich, daß sich in diesem Institut schon O. J. Bierbaum²¹ gequält hatte, dessen *Stilpe*-Roman [1897] in diesem Milieu spielt. Es war aber mittlerweile noch viel ärger geworden, wenngleich im *Stilpe* erstaunlicherweise Details berichtet werden, die sich in mindestens vier Jahrzehnten nicht geändert hatten.“²² In *Panorama* kommt es häufig zu Diebstählen unter den Zöglingen, für die kaum eine Möglichkeit besteht, einmal für längere Zeit dem Kasten zu entkommen, und so essen manche der Internatschüler Seife, um daraufhin mit Fieber ins Krankenrevier eingewiesen zu werden.

Dennoch hat Josef ganz gute Schulerfolge vorzuweisen: „Josef ist [...] unter den besten Schülern in seiner Klasse, nur im Zeichnen und Turnen taugt er nichts, und wenn es auch in Mathematik mit Josef geht, hat doch Oberlehrer Scheck ihm versichert, daß er darin nicht berühmt werden wird [...]“. Aber Josef distanziert sich von den anderen, es hat im gesamten Kapitel auch kein einziger seiner Mitzöglinge einen Namen, er nimmt an gemeinsamen Spielen nicht teil, sondern zieht sich zurück. „Josef wird einsamer noch, im Hof stellt er sich allein in eine Ecke, aber wenn bei schönem Wetter fast alle draußen spielen, verkriecht er sich im Arbeitszimmer, dort liest er viel und fühlt sich noch am wohlsten [...]“. [P, S. 166 u. 156]

Rückblickend notierte Adler über seine eigene Entwicklung: „[In Deutsch-Beneschau] begann ich übrigens auch ziemlich viel zu lesen, doch waren es meist Schauerromane und Bauernkalender. Daneben liebte ich damals und vielleicht auch schon vorher eine Schulanthologie deutscher Gedichte aus dem Besitze meiner Mutter. Balladen von Uhland, über die ich wenige Jahre später gar nicht genug spotten konnte, schienen mir damals wahre Kostbarkeiten, aber auch Balladen von Schiller, die ich gleichfalls später lächerlich fand.“ In Dresden kam dann noch manch anderes dazu: „Ich entdeckte für mich Lenau und Kleist, las aber, dem Alter entsprechend, noch ganz wahllos und mochte sicher auch viele minderwertige Bücher. Damals oder bald danach begann mir Hebbel als Lyriker zu imponieren.“²³

21 Otto Julius Bierbaum (1865–1910).

22 HGA an WU, 10.5.1950, S. 9.

23 HGA an WU, 10.5.1950, S. 9f.

Die Passagen über Josefs Lehrer im Kasten sind zumeist nicht sehr lange. Eine Ausnahme dazu bildet der ausführlichere Abschnitt über den Deutschlehrer Professor Felger, in dessen Unterricht eben solche Balladen gelesen werden, von denen auch H. G. Adler in jungen Jahren begeistert war. Darüber hinaus scheint sich eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Felger und Adler erkennen zu lassen, nämlich eine Abneigung gegen Fußball – und im Kasten wird dem Fußballspiel wie auch allen möglichen anderen Ballspielen gefrönt, als gäbe es nichts sonst. „22 Jungen mit einem Ball ist blöd“, beginnt ein durch Wolfgang Burghart überlieferter Ausspruch von H. G. Adler, „besser wäre, zwei spielten mit 22 Bällen; aber die meisten können sich das nicht leisten.“

Begleitet von ähnlichem Witz soll übrigens auch, wie sich Burghart erinnert, die Bekanntschaft mit Adler und ihren Anfang genommen haben: „Du zogst mich [...] oft etwas gönnerhaft in ein Gespräch: ‚Bist du auch von drüben, wo sitzen Deine Altvordere?‘ Du liebtest damals schon eine zierliche, gewählte Sprache, später hast Du dies ins Groteske gesteigert, um Dich über den Spießler lustig zu machen. Ich murmelte geschmeichelt etwas von Komotau. [...] Du sagtest: ‚Komotau, auch Chomutov oder Commodia am Assigbach, Bahnknotenpunkt, Papierfabrik, Spinnerei, 21.345 Einwohner, davon 1401 evangelisch, 954 jüdisch, 21 konfessionslos.‘ Unser Gespräch bekam Publikum, und Du sagtest so eigentümlich über die Achsel, wie Du oft noch später sprachst: ‚Von Komotau weiß ich nichts, die anderen Siedlungen des Erdkreises kenne ich etwas besser.‘“²⁴

H. G. Adler und Wolfgang Burghart haben sich noch Jahrzehnte nach ihrer gemeinsamen Internatszeit getroffen. Josef würde als einzigen Menschen aus dem Kasten Professor Felger wiedersehen wollen, sonst will er aber in erster Linie eines – so bald wie möglich weg von dort. Kaum jemand, der selbst in diesem Internat war, würde es später seinem eigenen Kind zumuten: „Manche Mitglieder des Vereins für ehemalige Zöglinge sind heute angesehene Männer in der Welt, [...] und es kommt vor, daß man auch die Kinder wieder in den Kasten als Zöglinge steckt, aber es soll doch nur ziemlich selten passieren; Josef würde von sich kein Kind in den Kasten geben [...].“ [P; S. 141f.]

Er habe lange Zeit verzweifelt und vergeblich darum gekämpft, von Dresden weggenommen zu werden, berichtet H. G. Adler. Erst als er in den Sommerferien 1923 in schlechtem Gesundheitszustand und physisch völlig durcheinandergebracht nach Prag gekommen sei, habe sich seine Tante Gisa, die jüngste Schwester des Vaters, seiner angenommen. Gemeinsam fuhren sie in ein österreichisches Bad, durch die Alpen und nach Wien, und die Tante versprach ihrem Neffen, erst nach Prag zurückzukehren, wenn der

24 WB an HGA, 5.10.1947, S. 2.

Vater einem Wechsel des Schul- und Aufenthaltsortes zugestimmt hatte: „So geschah es endlich, und ich fuhr übergücklich nach Dresden – um meine Sachen (ich fuhr immer allein und war damals schon völlig selbständig, wie wenige aus meinen Verhältnissen und in diesem Alter). Ich entsinne mich noch, wie mir mein Vater noch auf dem Bahnhof sagte, ich dürfe zwar zurückkommen, aber lieber wäre es ihm, wenn ich doch nur in Dresden bliebe. Da mußte ich ihn freilich enttäuschen. Ich packte in Begeisterung und war schon wieder zurück in Prag.“²⁵

Es war aber keine längerfristige Rückkehr nach Prag, zumindest noch nicht. Die nächsten beiden Jahre verbrachte Adler im Haus eines Advokaten in der mährischen Kleinstadt Trübau. Nach Adlers eigenen Angaben war dies eine kultivierte jüdische Familie, bei der es geordnet und freundlich zuging, wo Musik, Malerei und Literatur gepflegt und hochgehalten wurden. In diese Zeit fiel auch Adlers Bekanntschaft mit Stifter: „Damals las ich zuerst und wiederholt den *Nachsommer*, der mich vielleicht tiefer beeindruckt hat als jeder andere Roman, den ich je gelesen habe. Bestimmt habe ich [mir] kein Prosawerk häufiger in meinem Leben vorgenommen. Ich las auch Schiller, Goethe, Kleist (immer wieder!), sehr viel Rückert (man stelle sich einen Dreizehnjährigen vor, der die *Weisheit des Brahmanen* durchpflügt) und noch viele andere bessere und schwächere Dichter.“

Wie schon zuvor in Dresden schrieb H. G. Adler auch hier selbst Gedichte, die er allerdings nie jemandem zeigte oder von denen er auch nie zu jemandem sprach. In den Jahren 1924 und 25 wurden die bisherigen Vorlieben auch von ganz neuen vorübergehend abgelöst: „Die schöne Literatur trat nun anderen Interessen gegenüber stark in den Hintergrund. Hingegen verlockte mich Philosophie oder das, was ich dafür hielt, Politik (nur damals gewann ich ganz vorübergehend, mit 14 Jahren!, eine romantische Zuneigung zum Sozialismus), ich entwickelte mich zum Atheisten, verschlang populärbiologische Schriften, z. B. Bölsche, las aber auch Haeckel und sogar bändeweise Darwin, daneben dicke historische Wälzer usw.“²⁶

H. G. Adler besuchte nun keine Realschule mehr, sondern das deutsche Staatsrealgymnasium. Dies bedeutete, daß er nun Latein nachholen mußte, was zur Folge hatte, daß er in der Schule noch einmal ein Jahr einbüßte. War Adler anfangs seinen Alterskollegen gegenüber in Latein im Rückstand, verlegte er sich dann auf eine Beschäftigung, als deren Resultat er unter anderem von sich behaupten konnte: „später war ich ein ziemlich guter Lateiner“. Nachdem er zufällig in einem Buch auf zahlreiche Sanskrit-Vokabel gestoßen war, begann Adler nicht nur den Vergleich von sieben verschiedenen Sprachen, sondern er

²⁵ HGA an WU, 10.5.1950, S. 10.

²⁶ Wilhelm Bölsche (1861–1939), Ernst Haeckel (1834–1919), Charles Darwin (1809–1882).

entwickelte darüber hinaus auch noch sein eigenes, höchst komplexes Sprachmonstrum: „Ich stellte mir vergleichende Vokabulare und Flexionstabellen zusammen: Sanskrit, griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, deutsch und tschechisch – das waren die damals mir zugänglichen Sprachen. Auf diese Weise wurde ich veranlaßt, eine eigene Sprache zu entwerfen, deren Grammatik ich sorgfältig aufschrieb. Dieses linguistische Ungetüm hatte 10 Fälle und furchtbar schwierige Konjugationen mit zahllosen Formen.“²⁷

Nach den zwei Jahren im Internat ohne jegliches Privatleben bevorzugte Adler nun Einsamkeit und Abgeschlossenheit. Er erfand auch eine Notenschrift, eine Art Tabulatur. Umgang mit Freunden hatte er kaum. Das sollte sich bald ändern.

3. *Stadt und Land*

„Meine Vorliebe für Wälder und Waldlandschaften reicht bis in meine früheste Zeit zurück“,²⁸ sagte H. G. Adler, der ab ungefähr Mitte 1925 wieder in Prag lebte, wo er sich auch einer Jugendgruppe angeschlossen hatte, den „Prager Neupfadfindern“: „Fast die gesamte deutschsprechende Jugend Prags, soweit sie nicht zu zionistischen oder deutschnationalen und einigen Splittergruppen stieß, wurde von der unpolitischen und schwärmerisch gefühlvollen, doch auch jugenhaft derben Pfadfinderei angezogen, die ein natürliches Leben verhieß, das dem Guten und Schönen dienen und dem spießhaft Dürren entgegengesetzt sein sollte.“²⁹ „Noch während meiner Dresdner Jahre hatte ich schon mit so einem Bund angeknüpft, an dessen Ausflügen usw. ich mich wenigstens während der Ferien beteiligte, aber ab Sommer 1925 war ich nicht mehr nur auf Briefe und die schönen Ferienlager angewiesen, sondern konnte jedes Wochenende mit hinausziehen und auch während der Woche manche Zeit dem Bunde widmen. Dieses schöne Leben, genau gesagt ein Sommerlager, habe ich im 4. Kapitel von *Panorama* dargestellt.“³⁰ Dieses Kapitel heißt *Burg Landstein*, und noch genauer gesagt, beschreibt es ein Sommerlager, das man sich im Jahr 1925 vorstellen soll: „Josef ist fünfzehn, sein Freund Fritz Hans Fuchs, den man nur FHF ruft, ist sechzehn, und in diesem Alter gehört man bereits zu den Großen in der Meute.“ [P, S. 188f.]

27 HGA an WU, 10.5.1950, S. 10f.

28 HGA an WU, 10.5.1950, S. 7.

29 HGA: Über Franz Baermann Steiner. Brief an Chaim Rabin, hrsg. v. Jeremy Adler u. Carol Tully. Göttingen: Wallstein 2006, S. 11.

30 HGA an WU, 10.5.1950, S. 12.

„Ich ging fast täglich, auch bei schlechtem Wetter, auf lange Streifzüge, gewöhnlich in die schönen Waldungen der Gegend“,³¹ läßt H. G. Adler über seine Zeit in Mährisch-Trübau vernehmen, deren Einsamkeit in starkem Kontrast zu dem Sommerlager steht, das in *Panorama* beschrieben wird: „Förster Brosch [...] empfahl den Platz, das Wasser ist gut, die Verbindungen nannte er günstig, Waldbeeren und Pilze gibt es die Fülle, die Landfahrer sollen kommen, wenn es ihnen gefällt, Dörrlinge zum Schlagen gibt es reichlich im Wald, und die Menge an Reisig zum Feuern ließe sich selbst in Jahren durch fleißigstes Klauben nicht erschöpfen; da beschloß die Versammlung der Landfahrer mit allen vierundzwanzig Stimmen, hier Sommerlager zu halten, sie nannten es das Lager von Burg Landstein.“ [P, S. 187f.]

Josef steht hier nicht so sehr im Mittelpunkt des Geschehens, sondern es ist in diesem Kapitel viel über das Leben, die Ideen und Vorstellungen der Landfahrer zu lesen, aber auch über deren Kleidung, Ausrüstung usw. Das klassische Feindbild des Landfahrers ist der Spießler bzw. das Spießertum – Ausdrücke, die auch bereits in Zitaten von Burghart und Adler vorgekommen sind –, und das Wort „spießig“ sowie Ableitungen davon ziehen sich durch das gesamte vierte Kapitel von *Panorama*. Was ist nun für die Landfahrer „spießig“? Oder anders formuliert: Wer oder was sind für sie „Spießler“?

„Spießler sind rückständige Menschen, denen die richtige Liebe zur Natur fehlt, Spießler sind die meisten Lehrer in den Schulen, die zusammen mit den Eltern die Jugend unterdrücken, ihr alles verbieten und herumbefehlen, obwohl die Erwachsenen es nicht besser wissen und schon gar nicht besser machen, [...]. Josef, FHF und einige andere glauben, daß jeder, der in dieser Zeit kein rechter Landfahrer ist, schon ein Spießler sein muß, aber darüber lächelt Alfred [...]. Am ärgsten ist es, wenn schon Jungen, die dann meist keinem Bund angehören oder nur einem falschen, wo Erwachsene regieren, richtige Spießler sind [...].“ Junge Spießler mögen auch Schlager und Tanzereien, interessieren sich für Fußballspiele und Boxwettkämpfe, wollen Ferien in einer Sommerfrische mit Kurkapelle und Jausenstationen usw. Ein echter Landfahrer geht unter anderem jede Woche wandern, braucht keinen Regenschirm, bringt auch dann noch ein anständiges Feuer zustande, wenn alles naß ist, und übernachtet im Zeltlager. Sehr wichtig sind für ihn auch Eigenständigkeit und Unabhängigkeit: „Von fremden Bänden will man wenig wissen, einmal weil sie zu militärisch sind und Chargen haben, ein andermal sind sie zu bürgerlich und suchen auch die Zustimmung von Erwachsenen, dann sind sie wieder zu national, manche auch zu international, andere stehen im Gefolge einer Kirche, andere sind Anhängsel politischer Parteien und jauchzen über Schlagwörter, kein Landfahrer will mit Politik etwas zu tun haben, denn

³¹ HGA an WU, 10.5.1950, S. 11.

Alfred sagt immer wieder, daß von der Politik alles Böse unter die Menschen kommt [...].“ [P, S. 192ff.]

Hinter der Figur des Alfred, des von allen bewunderten Leiters der Landfahrer, verbirgt sich als reale Person ein um einige Jahre älterer Freund H. G. Adlers, der Medizinstudent Emil Vogl. Eine andere Figur, die in diesem Kapitel stark im Vordergrund steht, ist der „Hofnarr“ der Landfahrer und Chronist des Sommerlagers FHF, der stets die laufenden Ereignisse kommentiert, häufig mit Anspielungen auf die Literatur oder antike Mythologie. So interpretiert er z. B. einmal extrem starken Regen bei einem Zeltlager als Strafe von höherer Stelle und sagt: „Da hat sicher einer von uns etwas ganz Spießiges verbrochen, was den Neptun erzürnt hat!“ [P, S. 210]

Bei den Landfahrern in *Panorama* existieren keine wirklichen Rangunterschiede, gleich zu Beginn der Reise wird auch eine gemeinsamen Kassa angelegt, und sie tragen keine Uniform, obwohl man sie als zusammengehörig erkennen kann „in ihren lichtgelben Kitteln, verschnürt mit einem braunen Bande, dazu alle in kurzen Hosen, doch nach keinem einheitlichen Schnitt, und die ganze Schar barhaupt, selbst wenn es wie aus Kannen gießt und das Wasser in Strömen von den Schöpfen rinnt“ [P, S. 186]. Der Sonntagsspaziergang aus dem Kasten, der im zweiten Kapitel von *Panorama* beschrieben ist und dort „Latsch“ genannt wird und vor dem die Zöglinge hoffen, es würde regnen beginnen, damit man zu Hause bleiben könnte, würde bei den Landfahrern wohl nur Fassungslosigkeit hervorrufen: „Dann marschiert man endlich ab, [...] es ist zum Sterben langweilig, [...] oft wird [...] ‚anschießen!‘ gerufen, damit kein Loch in der Schlange entsteht, [...] weiter zieht man durch die Wälder, es ist ganz trostlos, wenn auch die Wälder schön sind, aber man muß immer weiter und darf nicht vom Weg ab, nur ganz selten wird erlaubt, daß man die Zweierreihen auflockern darf, doch nur ein bißchen, daß man sie gleich wieder herstellen kann; da wird Josef beim Latsch noch verzweifelter als im Kasten, weil man beim Latsch nichts machen kann als zu latschen, und dann kommt man endlich dorthin, wo die Inspektoren sagen, daß es das Ziel vom Latsch war, da ist immer eine Kaffeestation, dort ist Rast, [...] die Inspektoren gehen zum Wirt und bestellen für alle Kaffee, der ist fast so schlecht wie im Kasten [...].“ [P, S. 180f.]

In *Panorama* wird von Sommer- und Winterlagern berichtet, und bei einem realen Sommerlager im Jahre 1927 kam es auch zu einem Wiedersehen mit einem Mitzögling aus dem „Kasten“ der Dresdner Zeit, mit Wolfgang Burghart, der sich in seinem Brief an Adler vom 5.10.1947 an dieses Treffen erinnert, das in einem Ort namens Dörrstein stattgefunden hat. „1927 [...] war ich [...] nur eine Woche dort (nach einer etwas romantischen dreiwöchigen Wanderung kreuz und quer durch den Böhmerwald mit Franz Steiner, die in Schüttenhofen endete, von wo ich nach Dörrstein kam)“, schreibt

Adler in seinem Antwortbrief. Das Wandern ist zeit seines Lebens eine von Adlers großen Leidenschaften geblieben, und auch nach Dörrstein kehrte er noch öfters zurück: „1930 war ich drei bis vier Wochen im Juli dort, 1931 etwa sechs Wochen, etwa von Ende Juli bis Anfang September. Dann kam ich erst 1936 wieder auf etwa sechs Wochen [...]“. ³² Zu dieser Zeit war Adler aber nicht mehr Mitglied bei den „Prager Neupfadfindern“, denen er mit einer Unterbrechung bis 1929 angehört hatte, am Schluß in leitender Funktion, die er auch nicht aufgegeben hätte, wenn es ihm gelungen wäre, „das Abgleiten [s]eines Bundes in politisches Fahrwasser zu verhüten“.

Zusätzlich zu seinen Aufgaben bei der Pfadfindergruppe war Adler auch noch anderweitig recht aktiv: „Daneben wurden aber auch Freundschaften gepflegt, und ein guter Teil meines Umgangs und überhaupt meiner Interessen bleibt selbst während meiner ‚bewegtesten‘ Tage abseits vom Bund, weil ich auch andere Freunde suchte, dann auch gelegentlich die Einsamkeit liebte, endlos las und schrieb, durch die schönsten Winkel im nächtlichen Prag streifte, Vorträge hörte, zu Opern und bald noch viel mehr zu Konzerten lief, Klavier lernte und am Klavier phantasierte [...]“. ³³ Ferner erwähnt Adler mehrere Musikstücke, die er damals komponiert hat. Man fragt sich: Wie war all das schon rein zeitlich möglich?

Jahrzehnte später sagte Adler über seine Zeit bei den „Prager Neupfadfindern“, daß sie dort Dinge getrieben hätten „als neu, die ungefähr in Berlin bereits 20 Jahre veraltet waren.“ [I 6, S. 191] Die Geburtsstadt seiner Mutter hatte er zum ersten Mal bei seiner allerersten Auslandsreise im Alter von vier Jahren besucht, und Berlin übte auf ihn lange Zeit eine große Anziehungskraft aus. Seine weitere Ausbildung ab dem Alter von fünfzehn Jahren absolvierte er aber in seiner Heimatstadt.

1925 verschloß sich der Vater endlich nicht mehr den Bitten seines Sohnes, der nach Prag zurückkommen konnte, wo nun beide gemeinsam mit einem Dienstmädchen in einer Wohnung lebten. Diese „Gemeinsamkeit“ wollen wir hier etwas genauer unter die Lupe nehmen: Um in *Panorama* zu den Landfahrern aufgenommen zu werden, muß man „eine Probezeit von sechs Wochen durchmachen“, wobei unter anderem von jedem verlangt wird, „daß er sich gegen seine Eltern und Erzieher tüchtig durchsetzt, er soll zwar nicht frech sein, aber frei und selbständig“. [P, S. 193] Sollte das einigermaßen mit den Riten bei den „Prager Neupfadfindern“ übereinstimmen, was anzunehmen ist, scheint diese Bestimmung im Falle H. G. Adlers – wie man aus seinen eigenen Aussagen schließen kann – keine große Hürde gewesen zu sein: „Der Vater war außer zum Schla-

³² HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 1.

³³ HGA an WU, 10.5.1950, S. 12.

fen und zum Mittagsessen sehr wenig zuhause, [...] und ich tat, wie mir gefiel, ging und kam, wann es mir behagte [...]. Es ist sehr gut, wenn man die Jugend sich selbst überläßt, aber bei meinem Vater ging es, wenn auch in guter Absicht, wie ich bestimmt weiß, gar zu weit.“³⁴

H. G. Adler besuchte nach seiner Rückkehr jetzt die vierte Klasse im deutschen Staatsrealgymnasium in Prag III (Kleinseite). Er war mit Wolf (Wolfgang) Salus (1909–1953) befreundet, dem Sohn des Lyrikers Hugo Salus (1866–1929), und ging mit einem Neffen Franz Kafkas, Felix Hermann (1911–1940), in dieselbe Klasse. In der Schule ergaben sich für Adler bald zumindest zwei gravierende Probleme. Erstens war er durch das zweimalige Repetieren um ein bis zwei Jahre älter als die anderen, und zweitens war Adler durch die fünf Jahre, die er außerhalb Prags zugebracht hatte, erfahrener und weiter entwickelt als seine unselbständigen Mitschüler, so daß er nach der fünften Klasse einen Schritt setzte, vor dem wohl jeder Landfahrer den Hut gezogen hätte (hätte er einen gehabt): „Diese fünf Jahre in der Fremde während des empfindlichsten Wachstums haben den Jungen, wie ungeleitet er auch war und lange noch blieb, so frühreif gemacht, daß es ihn nicht in der Schule litt, die seine Freunde besuchten [...], und so überredete Adler 1927 seinen Vater, daß er ihm ein freies Lernen gestattete, wobei der Sohn nur das Versprechen abzulegen hatte, rechtzeitig die Reifeprüfung abzulegen und nicht zu bummeln. Daran hielt sich der Jüngling, dem nebenher reichlich Zeit zu seinen liebsten Beschäftigungen blieb: Lesen, Schreiben (um nicht wieder Dichten zu sagen), Umgang mit Freunden, Musik, Wandern und Reisen.“³⁵ „Für nichts bin ich meinem Vater je so dankbar gewesen wie dafür“,³⁶ versichert Adler, und Lanz fügt hinzu: „Daraufhin war er in allen Schulfächern bis auf Mathematik und Geometrie Autodidakt. 1930 legte er die Externmatura im deutschen Staatsrealgymnasium Prag II ab.“³⁷

Außer den Ausflügen aufs Land konnte Adler nach der Zeit in Mährisch-Trübau nun das Leben in der Großstadt mit all seinen Vorzügen genießen. Damals begann er auch, sich mit zumeist antiquarisch erworbenen Büchern eine eigene private Bibliothek aufzubauen: „Bücher wurden nun nur so verschlungen, ich wurde wählerischer, las aber mit wenigen Ausnahmen nur deutsche Dichter und fast ausschließlich *nichts* Modernes.“ Er habe auch viel in der *Bibel* gelesen, und da mehr im christlichen Teil, der „krasse Atheismus“ machte langsam einem „vorsichtigen Pantheismus“ Platz, wichtiger als die *Bibel* seien ihm freilich die Dichter gewesen, von denen er einige aufzählt:

34 HGA an WU, 10.5.1950, S. 11.

35 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 13.

36 HGA an WU, 10.5.1950, S. 15.

37 Lanz: „Zu Hause im Exil“, S. 142.

„Goethe, Hölderlin (ich entdeckte ihn mit 16 Jahren und habe nie mehr einen anderen Lyriker so sehr geliebt wie ihn, obwohl ich ihn in späteren Jahren nicht mehr so viel las), Jean Paul, Stifter, E. T. A. Hoffmann, Grabbe, Büchner, Novalis (der mir aber, außer in den Fragmenten, weniger zusagte), Herder, Wieland und überhaupt die Dichter des 18. Jahrhunderts. Zu Eichendorff und den Dichtern des 17. Jahrhunderts gelangte ich erst einige Jahre später; [...]“³⁸

In seiner eigenen Dichtung hat Adler dann einen ganzen Roman nach dem Vorbild des Panoramas gestaltet, welches als Vorläufer des Kinos gilt: „Jedes Bild bleibt eine Minute stehen, vielleicht auch etwas kürzer. Josef glaubt, daß es recht lange ist. Er freut sich, daß es lange dauert, denn er kann sich an der Pracht nicht sattsehen. Es ist nur schade, daß sich die Menschen, Tiere und Wagen auf den Bildern nicht bewegen.“ [P, S. 10] Wie stand denn nun der Verfasser dieser Zeilen, dessen Großvater David durch einige Jahre sogar eine Theaterzeitschrift herausgegeben hatte, die *Prager Zwischenactszeitung*, selbst zu Theater oder Kino? „[...] [mir hat] Theater in meinem Leben nie viel, meist sogar überhaupt nichts bedeutet, so auch Film – ich glaube, ich habe von Goethe nie etwas, von Schiller nur in meiner Jugend die *Räuber* und *Tell* gesehen, auch Shakespeare habe ich kaum gesehen, nur zu Opern bin ich durch einige Zeit häufiger gegangen [...]“³⁹

Adler berichtet jedoch, er habe in Mährisch-Trübau Schmierentheater gesehen, auch in klassischen Stücken. Solche Erlebnisse dürften wohl ihre Spuren in der reichlich amüsanten Beschreibung einer Aufführung von Schillers *Wilhelm Tell* in Umlowitz durch eine örtliche Laienspielgruppe hinterlassen haben. Weil niemand Zeit hat, ein anderes Szenebild herzustellen, soll das Stück unter anderem vor einem Hintergrund gespielt werden, der das Panorama von Neapel mit Palmen, Meer und Schiffen zeigt. Als dies der Oberlehrer entdeckt, setzt er alles daran, um diese Kulisse zu verhindern, aber „die Leute im Dilettantenverein [haben] dem Herrn Oberlehrer Bolek gesagt, [...] daß man nichts mehr machen kann, und daß der Vesuv doch auch so ein Berg ist wie die Alpen, und daß es nichts macht, wenn er Feuer speit, weil das die Leute doch nicht bemerken, und nicht jeder weiß, daß der Vesuv in Italien ist, und auch nicht, daß dieser Berg der Vesuv sein muß, und fast niemand weiß, daß der Wilhelm Tell in der Schweiz spielt.“ [P, S. 118]

38 HGA an WU, 10.5.1950, S. 12.

39 HGA an WU, 10.5.1950, S. 11.

4. *Ein mystischer Kreis*

Wenn auch nicht Theater und Kino, so kam für H. G. Adler bald noch eine weitere, jedoch gänzlich andere abendfüllende Beschäftigung dazu. Bereits im Vorfeld begann ab 1926 eine intensivste Auseinandersetzung mit der Mystik, die ihn „bald völlig in ihrem Bann hielt“. Entscheidenden literarischen Einfluß, so Adler, habe zu dieser Zeit auf ihn die *Bhagawadgita* ausgeübt, die er im Sommer 1926 las, als er „ohne einen inneren Grund und mehr einigen Kameraden zuliebe“ nicht an einem Pfadfinderlager, sondern an einem kommunistischen Jugendlager teilgenommen hatte: „Es mißfiel mir äußerst, aber ich blieb dennoch und las von früh bis abend in der *Gita*.“⁴⁰ Adler charakterisiert das Besondere an seiner Entwicklung zu dieser Zeit wie folgt: „Ich selber habe mich in sehr jungen Jahren von jeglicher Politik ferngehalten. Ich habe mich z. B. nie sozialistischen Bestrebungen angeschlossen, mit denen die jüdische Intelligenz weitgehend sympathisierte. Ich war auch nie Zionist. Ich las Jakob Böhme und solche Sachen und fühlte mich dem allgemeinen Betrieb irgendwie weit entzogen.“ [I 9, S. 160]

Von 1928 bis 1935 gehörte Adler dann zu einem mystischen Kreis um den tschechischen Dichter Emanuel Lešehrad⁴¹ (1877–1955), „einen“ – nach H. G. Adlers Einschätzung – „kauzigen älteren Herren, der in einer Mischung von ungeheurem Pathos und rührender Kindlichkeit den Typus eines esoterischen Dichters und Weltweisen repräsentieren wollte“ („man mußte ihn ‚Meister‘ titulieren“),⁴² und den Photographen František Drtikol (1883–1961), in dessen Atelier sich einmal pro Woche etwa zwanzig bis dreißig Leute einfanden: „Ich geriet damals auch in einen Kreis schwärmerischer Tschechen, die sich mit Mystik, oder was sie dafür hielten, beschäftigten – meine Verbindung war trotz aller Herzlichkeit locker – das 5. Kapitel von *Panorama* spielt hier.“⁴³

Josef ist jetzt achtzehn Jahre alt und mit Thomas befreundet, der ihm viel von den Zusammenkünften bei Johannes erzählt und möchte, daß Josef einmal mitkommt. Dieser sträubt sich lange Zeit dagegen, doch schließlich läßt er sich überreden und begleitet seinen Freund, allerdings mit der Einschränkung, vorerst nur Johannes, nicht die ganze Gruppe sehen zu wollen: „Johannes [...] wohnt mitten in der Stadt sechs Stock hoch im obersten Geschoß, es schaut wie ein Turm aus, es ist keine richtige Wohnung, eher ein Atelier; [...]. Josef und Thomas sind die Treppen hinaufgestiegen [...] und gehen zu der

⁴⁰ HGA an WU, 10.5.1950, S. 13.

⁴¹ Von einem seiner Werke gibt es eine deutsche Übersetzung von Franz Baermann Steiner. Emanuel Lešehrad: Die Planeten. Symphonisches Triptychon. Prag: Orbis 1935.

⁴² HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 27.

⁴³ HGA an WU, 10.5.1950, S. 15.

Tür, wo nichts anderes steht als: JOHANNES TVRDIL / SAMSTAG NACHMITTAG UND SONNTAG GESCHLOSSEN“.

Johannes Tvrdil ist Photograph, der vor Jahren viele Preise bei Ausstellungen gewonnen hat, jetzt aber seinen Beruf kaum noch ausübt und sich kaum um die ohnedies wenigen Kunden kümmert. Diese werden zumeist von der Assistentin Frieda empfangen, die dann auch die Photos macht. Tvrdil hat eine zwölfjährige Tochter und war mit einer Frau verheiratet, die „besonders schön“ gewesen sein soll, „doch die Ehe war unglücklich, und gelegentlich sagt Johannes, man soll es ihm nicht nachmachen und eine Frau bloß deshalb lieben und heiraten, weil sie einem gefällt“. [P, S. 248f.] Schließlich verließ ihn seine Frau wegen eines anderen Mannes, und nach der Scheidung verlor für Johannes, der sich nun der Mystik zuwandte, das Geschäft mehr und mehr an Bedeutung. Zu guter Letzt ging es so weit, daß ein technischer Gehilfe entlassen werden mußte und Frieda auch dessen Aufgaben übernahm.

Im Atelier, das Adler ausführlich beschreibt, werden die beiden Freunde von Johannes begrüßt, der weit über fünfzig Jahre alt ist, obwohl man ihm das nicht ansehen würde, und der einen mattrot seidenen Hausanzug und Lederpantoffeln trägt. Josef ist von dem schwarz und golden glänzenden Burmagong im Raum fasziniert und möchte darüber mehr wissen. Johannes spricht über das Instrument und spielt darauf: „Solches Spiel hat Josef noch nicht gehört, das Turmzimmer schwebt wie von leisem Gesang, Johannes sitzt leicht vornübergebeugt, das Gleiten seiner Hände und das Schwingen des Schlegels schaffen ein einheitliches Werk, es scheint wie ein Streicheln des Gongs, das hat etwas ungemein Rührendes, der satte und doch matt gebrochene Widerhall wird von den schweren Vorhängen und vielen Wandschirmen bewirkt; Johannes hat wohl wirklich kaum lange gespielt, aber ohne Kenntnis der Uhrzeit bleibt die Dauer unbestimmbar, das Gong verklingt langsam, da steht Johannes heiter auf und lacht: ‚Ich weiß, daß es Ihnen gefallen hat. Jedem gefällt es, und das ist gut.‘“ [P, S. 256]

Josef gefällt nicht nur das Gongspiel, sondern die ganze Atmosphäre bei Johannes, und er sagt, er würde gern wiederkommen. Auch für H. G. Adler waren solche Treffen über längere Zeit ein Anziehungspunkt, und er hielt seiner Gesellschaft über mehrere Jahre und bis zum Schluß die Treue. Das reale Vorbild für Johannes, die Zusammenkünfte sowie für das gesamte Umfeld hat Anna Fárová in *František Drtikol. Photograph des Art deco* (1993) porträtiert: „Drtikols Atelier war schon vor dem Krieg, genauer seit 1912, zu einem Treffpunkt für Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Philosophen und andere Persönlichkeiten von Rang und Namen geworden, die sich von Drtikol photographieren ließen, die seine Freunde wurden und sich an literarischen und philosophischen Streitgesprächen beteiligten.“ František Drtikol wurde ein sehr erfolgreicher Photograph, der zudem mehrere Leute beschäftigte und dessen Arbeiten ab 1911

in der Tschechoslowakei, ab 1924 auch auf internationalen Ausstellungen zu sehen waren: „Welches Ansehen Drtikols Atelier in offiziellen Kreisen genoß, läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß man ihn 1923 beauftragte, den ersten Präsidenten der Republik, Tomáš G. Masaryk,⁴⁴ zu fotografieren.“

Weniger glücklich hingegen war sein Privatleben: „1919 lernt Drtikol die Tänzerin Ervina Kupferová kennen. Sie heiraten 1920, am 12. Juni 1921 wird ihre Tochter Ervina geboren. Die Kupferová diente ihm in der Zeit von 1919 bis 1926 [...] häufig als Modell.“ 1926 kam es zur Trennung: „Meine Frau hat mich verlassen, aber das ist gleichgültig; [...] jetzt gibt es nur noch die Ewigkeit; es gibt keinen Raum, es gibt keinen Mittelpunkt, denn der Mittelpunkt ist überall; alles ist gut, alles ist in mir. Gott ist ein Zustand. Das war Ende 1928, als alles klar wurde. Im Zustand des Jetzt leben, im Zustand der beständigen Anwesenheit Gottes. Ich heiße Drtikol [der die Räder zertrümmert] – ich habe die Räder zertrümmert, die mich umfassen hielten.“ Zeitzeugen beschreiben Drtikol und die Stimmung im Atelier in den letzten Jahren der Ehe folgendermaßen: „Gertruda Fišerová erledigte den größeren Teil der Routineaufträge, während der Meister – mystisch und extravagant in einen schwarzen Seidenpyjama gekleidet – seine Zigarre rauchte. Auf sein Kanapee hingestreckt, schlug er von Zeit zu Zeit einen Gong an und lauschte dem vergehenden Ton nach.“

„Das Geschäft ging nicht mehr gut. Und in den Jahren 1930–34 war ich froh, wenn ich genug zu essen hatte“, schrieb Drtikol über spätere Auftragschwierigkeiten. „Ich habe dann Kurse für Photoamateure abgehalten, das hat mir in finanzieller Hinsicht geholfen.“ Schließlich verkaufte er sein Atelier und zog 1935 an den Stadtrand von Prag, was auch das Ende der Zusammentreffen bedeutete, deren Charakter und Mission Drtikol 1933 in einer schriftlichen Aufzeichnung aus eigener Sicht dargestellt hat: „In meinen Zirkeln habe ich nur seriöse Lehren lesen lassen, also keinen Spiritismus oder Okkultismus, davon nur die notwendigen Dinge. (Meine Schüler kennen all die verschiedenen Wege, die zu Gott führen, die philosophischen, die christlichen, die kabbalistischen, die gnostischen Wege usw.) Ich habe alles gelesen und erklärt, und vor allem habe ich die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß alle großen Mystiker und ihre Adepten zur selben Erkenntnis hinführen – zur absoluten Stummheit, zum Schweigen.“⁴⁵

Ähnliches finden wir auch in *Panorama* dargestellt, als sich Josef bei Johannes für die musikalische Darbietung auf dem Gong bedankt und Johannes darauf antwortet: „Wahrer Dank ist Schweigen. Die Worte des Menschen sind durchaus ohnmächtig.

44 Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937).

45 Anna Fárová: František Drtikol. Photograph des Art deco, hrsg. v. Manfred Heiting. München u. a.: Schirmer-Mosel 1993, S. 37ff. u. 62f.

Was man sagen will und kann, ist immer schon zuvor gesagt. Man sollte vielleicht nur noch sprechen, um gerade das den Menschen beizubringen.' Thomas erklärt, welche alten Meister dies bereits gelehrt haben, doch Johannes unterbricht ihn: ‚Es ist gewiß schon oft gelehrt worden, aber man soll auch danach handeln!‘“ [P, S. 256]

Über Drtikols Lehren erfahren wir darüber hinaus noch aus der oben erwähnten Aufzeichnung: „Man hat mir mancherlei vorgeworfen, doch ich habe mich niemals auch nur den tausendsten Teil eines Millimeters von meinem Weg abbringen lassen; ich habe erklärt, erhellt, belegt, und dies stets mit Hilfe diverser Bücher über Mystik (und nur der besten), zum Schluß mit Hilfe buddhistischer Bücher, und ich habe meine Schüler stets den geraden Weg zur absoluten Wahrheit geführt. Ich hatte Gelegenheit, viele Menschen kennenzulernen, und ich habe mich stets von ihrer Individualität und ihren Fähigkeiten leiten lassen (ich bin nicht umsonst Photograph), und aus dem Studium der Gesichter erkannte ich, was ein jeder brauchte (der eine eine Ohrfeige, der andere eine Liebkosung), und danach richte ich ihr Studium aus. [...] Und ich habe ein System des Schweigens ausgearbeitet. Ich habe in allen Einzelheiten erklärt, was es heißt, zu schweigen – mit dem Körper, der Zunge, den Gedanken, den Vorstellungen, den Sinnen zu schweigen. Was die niedere und die höhere Stummheit ist, die Stummheit des Seins und des Bewußtseins, was das Nicht-Wollen ist, die Stummheit. Auch habe ich ihnen erklärt, daß sie nicht an Gott, sondern durch Gott denken sollen. Was totale Selbstverleugnung, der totale Verlust seiner selbst und vor allem der Seele (des denkenden Prinzips) bedeutet. Und diese Dinge wiederhole ich nun seit sechs Jahren, immer dieselben Dinge.“⁴⁶

H. G. Adler hat diese Einstellung über lange Zeit miterlebt und sie später bei der Namensgebung in *Panorama* auf ironische Weise eingewoben (obwohl sonst Johannes – speziell im Vergleich mit den anderen Mitgliedern der mystischen Gesellschaft – immer äußerst positiv dargestellt wird). Der Name „Tvrtil“ im Roman hat nicht nur eine starke lautliche Ähnlichkeiten mit dem Namen „Drtikol“ in der Realität, er bedeutet wie dieser auch etwas, worauf Peter Demetz hinweist: „Selbst der Name des mystischen Gongspielers Johannes Tvrtil bringt noch ein lokales Element ins ironische Spiel; Johannes ist der Prophet, aber einer, der ‚Tvrtil‘ heißt (tschechisch: er hat behauptet), mit einiger Starrköpfigkeit, Apodiktik, und ohne auf Gegenargumente zu antworten. Sein Name ist das ironische tschechische Gegenstück zum pythagoräischen ‚autòs ephá‘.“⁴⁷

46 Fárová: František Drtikol, S. 62f.

47 Peter Demetz: Nachwort. In: HGA: *Panorama. Roman in zehn Bildern mit einem Nachwort* von Peter Demetz. München/Zürich: Piper 1988 (= Serie Piper 891), S. 582–592, hier S. 588. Der griechische Ausdruck „autòs ephá“ bedeutet „er selbst hat es gesagt“ und wurde ursprünglich

Bei Anna Fárová wird man hingegen Ironie eher vergeblich suchen, obwohl meiner Meinung nach wenigstens bei einigen Werken und Ansichten des „Meisters“ zumindest ein Quentchen davon durchaus nicht völlig fehl am Platz gewesen wäre. Vielleicht ließe sich aber auch ähnliches zu H. G. Adler sagen, der mit folgenden Worten einen „Wandel“ in seiner Persönlichkeit zur damaligen Zeit beschreibt, „der sich langsam vorbereitete“: „Zunächst ‚starb‘ ich; ich bildete mir nämlich ein, daß die mystische Entwicklung, die ich durchlaufen hatte, ihr Ende nur durch meinen bald bevorstehenden physischen Tod erfahren könnte.“ Tatsächlich bahnte sich aber nicht das eigene Ende an, sondern der Anfang vom Ende seiner Beschäftigung mit der Mystik, die ihn, wie Adler festhält, „erst allmählich, gleichzeitig mit meiner wachsenden Abneigung gegen das Christentum (mit der Kirche hielt ich es übrigens nie) auch wieder freigab, eine Entwicklung, die sich dann ab 1932 abspielte und beiläufig drei Jahre währte“.⁴⁸ Im gleichen Jahr, in dem der „mystische Kreis“ aufgelöst wurde, beendete Adler auch sein Studium.

5. *„... mit Musikwissenschaft als Hauptfach,
deutscher Literatur, Kunstgeschichte und manch
anderer Wissenschaft nebenher ...“⁴⁹*

„Josef und Thomas verabschieden sich herzlich [...], es folgt ein langes Händeschütteln bis auf die Treppe hinaus, wo Johannes und Frieda mehrmals ‚auf Wiedersehen!‘ nachrufen [...] Josef [...] wünscht [Thomas] gute Nacht und zieht gedankenschwer heim; in welch seltsamem Haus Johannes doch wohnt, wie ein aufgestelltes riesiges Bügeleisen schaut es aus, vom Nachtlokal unten prasseln Paukenwirbel und quiekende Saxophon-dudler von häßlichen Schlagern bis auf die Straße heraus, deren eigener Lärm mit den Geräuschen aus der Tanzbar zusammen als Höllenbetrieb jedoch nicht bis zum Himmel des Turmzimmers aufsteigt, wo Johannes über dem Steinmeer dieser hoffnungslosen Stadt residiert, die Josef wegen ihrer prunkvollen Kirchen und prächtigen Paläste, sie sind so herrlich wie schmerzlich erstickt, Thomas gegenüber als schönen steinernen Leichnam bezeichnet hat; mitten in diesem Leichnam pulst es vom lebendigen Tod, ein staubiges Gewirr unruhiger Straßen, da rasen Autos in ununterbrochenen Reihen,

von den Schülern des Pythagoras verwendet, wenn sie sich auf ein Argument ihres Lehrers beziehen.

48 HGA an WU, 10.5.1950, S. 15 u. 13.

49 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 13.

unendlich fremde Menschen hasten, kümmerliche Bäumchen in dünnen Zeilen im Vorjahr an den Gehsteigrändern eingesetzt, sind heuer von Rauch und Ruß schon verdorrt.“ [P, S. 258f.]

Wir verlassen Johannes' Atelier gemeinsam mit Thomas und Josef nach dessen erstem Besuch und wenden uns vorerst einmal etwas mehr der Stadt selbst zu. Im fünften Kapitel von *Panorama* ist es das zweite Mal, daß die Handlung in Prag spielt, aber das erste Mal, daß Prag wirklich zu erkennen ist. Josef ist jetzt zehn Jahre älter, und in der obigen Passage finden wir einerseits eine Faszination für die Schönheiten der Architektur, aber andererseits drückt sich da auch eine Stimmung aus, die Josef einen dauerhaften Verbleib an diesem Ort nicht als erstrebenswert erscheinen läßt. Prag erscheint als „hoffnungslos“, als „schöner steinerner Leichnam“, und auch H. G. Adler selbst sah seine berufliche Zukunft außerhalb von Prag, wo er aber noch seine Ausbildung zu Ende brachte. Ab Herbst 1930 studierte er an der Prager Deutschen Universität⁵⁰ Literatur-, Musik- und Kunstwissenschaften sowie Philosophie und Psychologie: „Ich habe aber im allgemeinen die Universität gerne vermieden und mich von allem studentischen Leben völlig ferngehalten (wie ich, mit Ausnahme der Jugendbewegung, bis zum heutigen Tag mich von allem Vereinsleben zurückhielt und nie irgendwo Mitglied wurde). Hingegen war ich sehr viel, oft Tag für Tag im musikwissenschaftlichen Seminar, wo ich studierte, mich aber auch mit Kollegen unterhielt.“

Bereits im Alter von 21 Jahren veröffentlichte Adler sein erstes – wenn auch kleines – literarisches Werk, das dramatische Gedicht *Meer und Gebirge* (1931), über das er sagt: „Der Haupteinfluß war Hölderlin, daneben gewiß auch Goethe, gedanklich aber die Mystiker, allen voran Böhme, den ich schon mit 16 Jahren las, Angelus Silesius, Eckhart, Tauler, Seuse und noch so manches andere aus Indien und China, freilich auch die *Bibel*.“⁵¹ *Meer und Gebirge* wurde von Verlagsinhaber Adolf Dreßler, der Adler brieflich „zu dieser schönen, tiefen und wertvollen Arbeit“ beglückwünschte, begeistert aufgenommen. Im gleichen Brief teilte er Adler mit: „Es ist mir natürlich nun viel daran gelegen, Sie herauszubringen, und [ich gebe] Ihnen die Versicherung, daß ich, wenn wir mit der Arbeit Erfolg haben, woran wohl kaum ein Zweifel sein dürfte, weitere Arbeiten aus Ihrer Feder [...] übernehme. [...] Es würde mich herzlich freuen, mit Ihnen dauernd arbeiten zu können [...]“⁵²

Adlers Pläne waren, nach dem Studium eine akademische Anstellung zu erlangen,

50 Die 1348 gegründete Prager Universität wurde 1882 in eine selbständige deutsche und eine selbständige tschechische Lehranstalt geteilt.

51 HGA an WU, 10.5.1950, S. 14f.

52 Adolf Dreßler an HGA, 19.5.1931.

vorzugsweise an einer deutschen Universität: „Altösterreich und erst recht das allein landschaftlich mich prägende Böhmen, doch selbst das manchmal mich überwältigende Prag rückten für mich gegenüber dem von mir stark idealisierten Reichsdeutschen in den Hintergrund, dem ich mit der Hoffnung anhing, mich nach Abschluß meiner Studien etwa in Berlin oder München niederzulassen, um der vermeintlichen Prager oder österreichischen Enge zu entfliehen.“⁵³ Darüber hinaus wollte er sich weiter seiner schriftstellerischen Arbeit widmen, jedoch schon bald sah Adler aus nächster Nähe, wie all seinen Plänen ein Ende bereitet wurde. Als er in Berlin Material für seine Doktorarbeit sammelte (Kompositionen auf Texte von Klopstock), erlebte er dort am 30.1.1933 Hitlers Regierungsübernahme mit. Mehr als fünfzig Jahre später erinnerte er sich noch an höchst seltsame Begebenheiten an diesem Tag: „Ich hatte einen tschechoslowakischen Paß und fühlte mich ziemlich sicher. Zu einem sammelnden Nazi habe ich gesagt: ‚Ich bin Jude, und ich gebe nichts.‘ Er hat geantwortet: ‚Das macht gar nichts. Auch wenn Sie Jude sind, können Sie etwas geben.‘ Solche eigenartigen Erlebnisse hatte ich.“ [I 9, S. 160]

Ab den späten zwanziger Jahren begann Adler sich auch für modernere Autoren zu interessieren: „Neuere deutsche Lyriker lernte ich bewußterweise gewiß nicht vor 1927, kaum 1928 und eigentlich erst 1929 kennen. Es war nicht sehr viel und mit einer Ausnahme haben diese Dichter, ich nenne sie gleich, mich gewiß nicht stark beeindruckt und sicher kaum, oder nur flüchtig und äußerlich beeinflusst: Morgenstern, George und Rilke. Nicht einmal Rilke kam mir je sehr nahe (ich habe nicht mehr als 2 oder 3 Gedichte ein wenig unter seinem Einfluß versucht). Hofmannsthal ging an mir ‚spurlos‘ vorüber, so auch die Expressionisten, die wirklich bedeutenden, Trakl und Heym, lernte ich zu spät kennen, als daß sie mir – trotz meiner Hochachtung – noch hätten Richtung weisen können. Nun aber die Ausnahme ... es war Mombert⁵⁴, der mir, nachdem ich schon in seiner Art geschrieben hatte, im Frühjahr 1929 in die Hände fiel, durch Zufall, und der mich aufs tiefste begeisterte. Ich brauchte Jahre, bevor ich von ihm abrückte; noch heute schätze ich zumindest seine Begabung und Intention, mag auch meine Dichtung seit vielen Jahren sehr fern von ihm sein. Es gelang mir auch, Mombert zu einigen Briefen an mich zu bewegen, die ich leider alle nicht mehr habe. Gesehen habe ich [ihn] nie, meine letzte Annäherung an ihn ist durch ein Gedicht von 1937 bezeichnet, das ich ihm gewidmet und eingeschickt habe – es steht in meiner ‚privaten Gesamtausgabe‘. Aber ich habe vorgegriffen. Mombert war mir eine Bestätigung, daß ich mich auf einem richtigen Weg befände, und so schrieb ich ihm nach, manchmal ganz beden-

53 HGA: Zu Hause im Exil, S. 244.

54 Alfred Mombert (1872–1942).

kenlos, so daß ich gerade das, was in seiner Manier unterlaufen ist, fast ohne Ausnahme zurückgestellt habe. Eine nähere Beleuchtung dieser vorübergehenden ‚Verwandtschaft‘ muß ich mir hier versagen und hebe nur hervor, daß fast nur einiges von meinen damaligen Schriften Beachtung verdient, was sich mehr oder weniger von diesen Einflüssen ferngehalten hat.⁵⁵ Eine Aufzählung der vielen Arbeiten jener Jahre erspare ich Ihnen und erwähne nur einiges. So schrieb ich nicht ganz frei von Morgenstern Versgrotesken (einige sind ganz amüsant), und 1932 begann ich einen autobiographischen Roman, der leider verloren ging; er wäre mir heute ein sehr interessantes Dokument. Doch genug davon. Vielleicht sei nur noch eingefügt, daß mich Eichendorff, barocke Lyrik (vor allem Gryphius und Günther), aber auch Goethe von Mombert befreit haben. Nenne ich diese Namen, dazu noch, wie gesagt, Hölderlin, so habe ich wohl schon alle wesentlicheren Einflüsse auf meine Lyrik gewissenhaft aufgezählt.“⁵⁶ Der erste Band von Adlers – bis heute – „privater Gesamtausgabe“ umfaßt Gedichte aus allen Jahren zwischen 1927 und 1940, mit der einzigen Ausnahme des Jahres 1933. Die Arbeit an der Dissertation war sicherlich ein Grund für die eingestellte Gedichtproduktion.

Etwa zur gleichen Zeit formte er zusammen mit Franz Baermann Steiner und anderen einen literarischen Kreis, der über mehrere Jahre bestand. („Aus Opposition gegen das, was wir für den öffentlichen Literaturbetrieb hielten, bildeten wir eine eigene kleine Gruppe irgendwann im Jahre 1933, die Anfang 1938 sich stillschweigend auflöste. Die treibende Kraft hierfür war ich, die übrigen Mitglieder waren Franz und zwei etwa gleichaltrige Prager Deutsche, der fein begabte Dichter Helmut Spiesmayr [...] und der viel schwierigere junge Musiker und Komponist Peter Brömse [...].“)⁵⁷

Darüber hinaus wurde Adler nun auf einen Autor aufmerksam, der wirklich entscheidenden Einfluß auf ihn ausübte, Franz Kafka. Dieser sei in den zwanziger Jahren unter den Prager Jugendlichen „vollkommen unbekannt“ gewesen, sagte Adler, der mit dem Werk Franz Kafkas nicht in Prag Bekanntschaft gemacht hatte: „Ich habe Kafka erst durch eine Tante in Berlin kennengelernt. Sie hat mir *Amerika* [1927] zu lesen gegeben, und ich war ganz begeistert.“ [I 9, S. 159] An anderer Stelle beschreibt Adler diese Begegnung nicht so ganz als Liebe auf den ersten Blick: „Ab 1933 änderte sich mein gesamtes, namentlich mein inneres Leben. Ich lernte jetzt erst Kafka näher kennen, über

55 Ungefähr zu dieser Zeit hatte Adler auch einen Essay über Mombert und einen Essay über Hans Carossa (1878–1956) geschrieben. Beide Arbeiten gingen aber verloren, ebenso wie die Tagebücher, die Adler von 1927 bis 1938 geführt hatte.

56 HGA an WU, 10, 5, 1950, S. 14f.

57 HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 29. Vgl. auch Peter Brömse: *Meine frühen Beziehungen zu Hans Günther Adler*. In: H. G. Adler, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2004 (= Text + Kritik 163), S. 5–10.

den ich anfänglich maßlos erschrak, ich kämpfte sogar mit mir zeitweilig, ob ich ihn nicht abzulehnen hätte, und bestärkte mich manchmal in Argumenten gegen ihn, aber es währte doch nicht sehr lange. Außer Kafka hat mich in meiner Prosa nur wenig beeinflusst, so starke Eindrücke ich auch sonst, vor allem auch in jener Zeit empfangen haben mochte. So las ich schon im Jahr zuvor fast alles von Dostojewski, aber auch wieder sehr viel Jean Paul, übrigens auch Sterne, Cervantes und vor allem Stifter. Jean Paul hat gewiß in meinem Schreiben Spuren hinterlassen, übrigens auch Kleists Prosa, aber ich möchte das weniger als Einfluß (und schon gar nicht als Manier) bezeichnen, sondern eine tiefe Verwandtschaft, die sich freilich nur auf manche Dinge erstreckt. Auch zu Kafka empfinde ich eine tiefe Verwandtschaft (ich saß im Realgymnasium zwei Jahre mit einem Neffen von ihm in einer Schulbank, kannte aber damals nicht einmal den Namen des Dichters), doch sie erstreckt sich wieder nur über ein Teilgebiet. Ich fühle auch eine Verwandtschaft zu einem anderen Prager der Kafka-Generation, das ist der Tscheche Hašek,⁵⁸ der Dichter des *Schwejk* [...].⁵⁹

Zu dieser Zeit beschäftigte sich Adler also zum ersten Mal intensiver mit Autoren, die nicht zur deutschsprachigen Literatur gehören. Darüber hinaus fällt immer wieder auf, daß sich Adler bei seiner Romanlektüre häufig sehr umfanglichen Werken zuwandte (mit 20 Jahren las er Musil), was später auch seinen Niederschlag bei den eigenen Prosadichtungen fand, wie etwa dem voluminösen Roman *Panorama*: „Die Aussicht von der Hotelterrasse ist zwar den ganzen Tag über von ungewöhnlicher Pracht, aber am herrlichsten ist es doch am Abend, wenn man am Geländer sitzt und den Blick schweifen läßt. [...] Der Sang der Zikaden mischt sich mit dem leisen Rauschen des Meeres, denn abends ist das Meer um diese Jahreszeit gewöhnlich still, und es mischt sich auch der Duft, der süß und warm von den Pinien und würzig und frisch vom Meer herüberweht. Vor dem Hotel verläuft ein milchig weißer Weg, hinter dem Weg breitet sich rot und weiß das Gefels zum Meere nieder, leichte Wellen schlagen melodisch an die Küste, das Wasser ist sehr klar, in der nächsten Nähe scheint es smaragdgrün und weiter wird es allmählich blau und noch weiter wird es tiefblau.“⁶⁰ Diese Passage erinnert nicht zufällig an die weiter oben zitierte Stelle mit dem Oberlehrer in Umlowitz („Was für eine Farbe hat das Wasser?“), sie war ursprünglich auch für den gleichen Roman als Teil des

58 Jaroslav Hašek (1883–1923).

59 HGA an WU, 10.5.1950, S. 15f.

60 HGA: Ein aufgegebener „Bild“-Anfang (6. „Bild“). In: Alfred Otto Lanz: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“. *Panorama* als Minusverfahren des Entwicklungsromans und Negation der Möglichkeit rationaler Welterkenntnis. Bern u. a.: Peter Lang 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 808), S. 140–148, hier S. 140.

sechsten Kapitels gedacht. Dieses ganze Kapitel wurde aber dann später völlig anders gestaltet, heißt in der Druckfassung *Der Hofmeister* und spielt wieder in Prag, diesmal bei der Familie eines Börsenrats. Im verworfenen sechsten Kapitel, das nur als Fragment existiert, führt uns Adler an die dalmatinische Adriaküste in eine Gesellschaft von Urlaubern, die zum Teil aus Südslawien und zum Teil aus Mitteleuropa kommen. Adler verarbeitete hier wie auch in anderen Kapiteln Eindrücke von Reisen zu seiner Studienzeit, die ihn „nach Östreich, Deutschland, Italien und besonders oft und ausgiebig nach Südslawien“⁶¹ geführt hatten. „Seit seinem Aufenthalt in Deutsch-Beneschau zeigte Adler eine starke Vorliebe für die Landschaften des Böhmerwaldes. Als weiteres tiefes Landschaftserlebnis nennt er Dalmatien. Später, 1937, begeisterte ihn außerordentlich der Blick von den Eremitani auf Assisi.“⁶²

Wolfgang Burghart, damals sowohl Student der Medizin als auch Student der Kunstgeschichte, berichtet von Besuchen bei H. G. Adler in Prag: „Es kamen nun die Jahre 1930 bis 1937, Weihnachten 1937 sahen wir uns das letzte Mal. In all diesen Jahren dauerte ich immer, daß es nicht mehr Ferien gab und ich nicht öfters durch Prag kommen konnte [...]; meist hast Du mich schon am Bahnhof erwartet. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, die Tage in Prag waren die Belohnung für die stumpfsinnige Büffelei in Wien. Steiner, Kress⁶³, Canetti lernte ich durch Dich kennen; [...]. Reder⁶⁴ [...] haben wir damals beide wie einen Gott-Menschen verehrt.“⁶⁵

Zu Hause jedoch bahnten sich für Adler Jahre der Veränderungen an. Sein Vater, der sich lange nicht von seiner schwerkranken Frau trennen wollte, ließ sich nun doch scheiden und heiratete 1934 ein zweites Mal. Obwohl Adler meint, daß man über diese zweite Ehefrau „wohl einen Roman schreiben könnte“, findet er, wenn er auf sie zu sprechen kommt, nur wenige Worte für sie, und dann vor allen Dingen keine positiven: „Mir gegenüber betrug sich diese Frau leider gar nicht gut, vor allem in den ersten Jahren.“

Im Juni 1935 schloß Adler sein Studium ab und promovierte mit einer Arbeit über *Klopstock und die Musik* bei Professor Gustav Becking (1894–1945) zum Doktor der Philosophie, was daheim ungeheure Freude auslöste: „Mich liebte der Vater zwar über alles, war auch kaum einmal je zu mir wirklich ungut, aber er kümmerte sich möglichst wenig um mich, oft wirklich schon in fast sträflicher Weise wenig, meine Interessen kannte er

61 HGA an WU, 10.5.1950, S. 15.

62 Lanz: „Zu Hause im Exil“, S. 142f.; vgl. P, S. 456.

63 Gemeint ist hier höchstwahrscheinlich H. G. Adlers Cousin Peter Kress.

64 Bernhard Reder (1897–1963), Bildhauer.

65 WB an HGA, 5.10.1947, S. 5.

nicht, doch so weit er sie kannte, duldet er sie nur ohne jede aktive Unterstützung, was auch zur Folge hatte, daß mein Vater für meine Schulbildung fast nichts ausgab, in der Hochschulzeit wurde das noch ärger, ich mußte mir das Geld für die Abschlußprüfungen und die Promotion selbst verschaffen, wobei aber mein Vater nach meinem Doktorat so erheiternd kindlich stolz war, daß man den Eindruck gewinnen konnte, als wäre ich der erste Mensch in der Welt, der sich das Dr. vor seinen Namen setzen durfte.“⁶⁶

Aber wie war es nun um H. G. Adlers weitere Berufsaussichten bestellt? „Adler hatte sich, wie schon viele Intellektuelle in Prag zuvor, in vielen Jahren darauf vorbereitet, mit dem Studienabschluß seinen Unterhalt in Deutschland zu suchen und dort eine Stellung als Literaturhistoriker, zum Beispiel an einer Universität, anzustreben. Anfang 1933 war eine solche Absicht nur noch ein verblendeter, wahrscheinlich sogar sträflicher Tagtraum, dessen Unwirklichkeit zwar schon erfaßt war, dem aber doch erst eine interessante wie kümmerliche Stelle, die kaum zum notdürftigen Fristen des Alltags reichte, am Prager Volksbildungshaus Urania den Garaus bereitete.“⁶⁷

6. *Im Kulturhaus*

An der Prager Urania war Adler insgesamt von Dezember 1935 bis Juli 1938 tätig. Über diese und die unmittelbar vorangegangenen Jahre schreibt er: „Die geistige Sphäre dieser Zeit hält das (nicht autobiographische) 6. Kapitel *Panorama* fest, während das 7. Kapitel aus der Zeit meiner Tätigkeit in der Prager Urania, eine Volkshochschule, und im Prager deutschen Rundfunk ein Bild zu gestalten sucht.“⁶⁸ „Ich war dort Mädchen für alles, in *Panorama* sind Geschehnisse von drei Jahren auf einen Tag zusammengedrängt. Nichts davon ist frei erfunden, die Fakten stimmen, die Personen nicht.“⁶⁹

Dieses Kapitel beschreibt – so auch der Titel – *Das Kulturhaus*, über das ein Besucher, Herr Krönert, zu Josef sagt: „Wissen Sie, ich versteh nichts von Kultur. Aber wenn es eine Kultur gibt, dann muß sie lausig sein, wenn so ein Mann der Direktor davon sein soll.“ [P, S. 374] Zentrum der satirischen Darstellung ist der chaotische und reichlich größenwahnsinnige Leiter des Hauses, Professor Dr. Kamill Rumpfer. Herr Krönert, zum Beispiel, will nur Kinokarten kaufen, muß aber dabei so lange auf sein Wechselgeld warten, daß er sich genötigt sieht, es selbst zu holen. Schließlich dringt er

66 HGA an WU, 10.5.1950, S. 5f.

67 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 14.

68 HGA an WU, 10.5.1950, S. 16.

69 Lanz: „Zu Hause im Exil“, S. 143.

bis zu Professor Rumpler vor, wobei er schreit, er wolle diese Räuberhöhle ausbrennen. Daraufhin versucht ihn der Hausherr zu beschwichtigen, der nach dem Ausruf „Alle sind verrückt, wenn ich nicht alles selber mach!“ Herrn Krönert zu einem Rundfunkvortrag über dessen Hobby, die Kanarienvogelzucht, überredet: „Haben Sie schon mal im Radio gesprochen? Nein, noch nicht? [...] Keine Widerrede, Verehrtester! Das gilt bei Rumpler nicht! Sie haben eine Stimme, wunderbar fürs Mikrofon! Ein blendendes Timbre! No, man merkt schon, klar, musikalisch, das machen die Kanarienvögel, diese Piepmätze!“ [P, S. 368f.] Zehn Minuten zum Thema „Unser gelber gefiederter Hausfreund“ werden vereinbart, darüber hinaus verspricht Professor Rumpler, er werde sich bei Herrn Krönerts Chef im Zentralverband der landwirtschaftlichen Vorschußkassen für sein berufliches Weiterkommen einsetzen. Als Josef anschließend mit einer Anweisung für zwei Gratiskarten für Herrn Krönert zur Kinokassa geht, kann er dessen Frage, „ob das Kulturhaus immer einer Irrenanstalt gleicht“, nicht beantworten, da er selber eben erst gekommen ist. Wenig später weigert sich die Kassierin, „auf diesen Wisch hin“ Herrn Krönert die Freikarten auszuhändigen, denn „da muß die Unterschrift vom Herrn Professor drauf sein, zumindest die Unterschrift von Herrn Dr. Horn und Herrn Klinger, doch die von Fräulein Auer gilt nichts“. [P, S. 373f.]

Im Roman ist es noch nicht einmal Josefs erster Arbeitstag; er stellt sich zu Beginn des Kapitels gerade mit Empfehlungsschreiben bei Professor Rumpler vor, der sogleich folgendes zum besten gibt: „Wie alt sind Sie doch? Ah so, fünfundzwanzig sind Sie. Wissen Sie, da hab ich dem Schnitzler die besten Einfälle für seine Bücher gegeben, da hat er was gehabt und ist ein berühmter Mann geworden, das war zu Anfang des Jahrhunderts. Glauben Sie, mich hat jemand empfohlen? [...] Sie ahnen nicht, was für Angestellte ich da hab, ich könnte mit Universitätsprofessoren pflastern.“ Professor Rumpler erzählt Josef lang und breit von seinen Schwierigkeiten, jeder wolle bei ihm arbeiten, jedoch er habe schon genug Leute, und obwohl sie sich auf keine konkrete Tätigkeit festlegen können, sagt Professor Rumpler plötzlich zu Josef: „Jetzt will ich Ihnen noch die Kanzlei zeigen, und morgen treten Sie ein.“ [P, S. 351 u. 354]

Vorschläge für konkrete Tätigkeiten hätte es von Rumplers Seite allerdings schon gegeben: „Hören Sie, Doktorchen, Sie sollten das aufschreiben, was ich sag, aber dafür hab ich kein Geld, das wär eine Beschäftigung für einen jungen Menschen wie Sie, alles aufschreiben, denn ich bin Goethe-reif. [...] Wenn Sie mein Eckermann sein wollten, Kleinigkeit, da könnten Sie lernen und ein Buch mal herausgeben, die Gespräche mit Rumpler! Klar, das könnte ziehn, warum schreiben Sie nicht, wenn ich diktiere? Lassen Sie sich einen Block geben von Fräulein Grenadier, lernen Sie Stenographie, zeigen Sie noch mal Ihre Empfehlungsschreiben!“ [P, S. 353] Dr. Horn, der Sekretär von Professor Rumpler, fügt dem Anforderungsprofil für Josefs zukünftige Tätigkeit im Kulturhaus

noch einiges andere hinzu: „Dr. Horn erklärt, ja, sich um einen Posten bewerben, das kann jeder Dummkopf heute, doch bevor man eine Stellung annimmt, genügt es nicht, ein Doktorat zu schinden, was heute jeder Esel schafft, sondern man hat etwas zu lernen, wenn es die bescheidensten Kenntnisse sind, Türen öffnen, Sitzplätze anweisen, Sessel tragen, die Beleuchtung bedienen, mit einem Projektionsgerät umgehen; sonst ist es Tagedieberei, sich nur durch die Erpressung von Empfehlungsschreiben vom warmherzigen Professor Rumpler im Kulturhaus aufnehmen zu lassen und dann zu ersuchen, bitte zeigen Sie mir dies, bitte erklären Sie mir das; [...]“ [P, S. 387f.]

Adler selbst charakterisiert diese Ära mit folgenden Worten: „Es war die Zeit der sterbenden tschechoslowakischen Demokratie, die schon ganz ausgehöhlt war, mir ging es in dieser Stellung (1935–38) nicht gut, ich wollte eigentlich weg von Europa, sah die Ereignisse voraus, wie seltsam, daß ich nicht ging, obgleich es an Ansätzen dazu 1938 und 1939 nicht fehlte.“⁷⁰ Dabei gab es zuerst noch eine Flüchtlingswelle nicht von, sondern nach Prag, und so sind Professor Rumplers Worte im Roman („jeder möchte bei ihm einen Posten haben“ und „jeder weiß, daß es heute schlimm in Deutschland ist“ [P, S. 351]) bei allem Spaß durchaus auch vor einem ernsten realen Hintergrund zu sehen: „Es kamen sehr viele Emigranten vollkommen mittellos in Prag an. Sie wurden von allen möglichen Komitees, jüdischen und nichtjüdischen, aufgefangen. Man verschaffte ihnen Devisen. Es ist sehr viel geschehen für diese Emigranten und doch viel zu wenig. Es war furchtbar schwer, von den Amerikanern Devisen zu bekommen. Außerdem mußte man dafür garantieren, daß ein Ausländer in Amerika niemandem zur Last fallen wird. So wurde vielen – auch von England – in großartiger Weise geholfen. Aber alles war sehr widerspruchsvoll. Überhaupt ist es sehr schwer, diese Zeit aus eigenen Erinnerungen heute genau wiederzugeben, weil alles sehr uneinheitlich war. Es gab keine klar erkennbare Linie.“ [I 9, S. 162]

Zu einigen dieser Emigranten hatte Adler Kontakt: „Unter den vielen armen und oft auch unangenehmen Emigranten, die sich in Prag befanden, gab es auch einige feine Menschen. Ich freundete mich damals mit Wolfenstein⁷¹ an, der mich zu meiner einzigen öffentlichen Vorlesung vor dem Krieg überredete; es war ein Gedichtabend im Herbst 1936, der sogar Beifall fand und wo sich, wohl zum letzten Male, meine damals noch zahlreichen deutschen, jüdischen und tschechischen Freunde einfanden.“⁷² Es war

⁷⁰ HGA an WU, 10.5.1950, S. 16.

⁷¹ Alfred Wolfenstein (1888–1945), Autor und Übersetzer, lebte von 1933 bis 1938 in Prag.

⁷² Diese Veranstaltung im kleinen Saal der Urania begann am 7. Oktober um 20 Uhr und war auf etwa 45 Minuten anberaumt. Das Programm umfaßte eine Auswahl von nicht ganz vierzig Gedichten aus den Jahren 1927 bis 1936. Vgl. auch Hocheneder, Anhang, S. 8 (Einladung) u. 9 (Lese-folge).

auch das einzige Mal, daß ein Gedicht von mir gedruckt wurde, das ich ins *Prager Tagblatt* einrücken ließ. Die Kritik war wohlwollend.“⁷³

„Immerhin gab mir mein Posten die Möglichkeit, ein wenig Einblick in jene Kultur zu nehmen, die in Wahrheit nichts mehr mit Kultur zu tun hat, sondern nur ihre verlogene und halb zerstörte Maske ist“,⁷⁴ zeigte sich H. G. Adler auch über vermeintlich große Veranstaltungen enttäuscht. „Haben Sie in Ihrem Leben schon einen Vortrag gehalten, daß Sie die Nerven verlieren? Kleinigkeit, da sollten Sie Thomas Mann oder Gerhart, ich meine Hauptmann, vor einem Vortrag sehn, die sitzen ganz ruhig bei mir in der Direktion und führen auf den Höhen der Menschheit Gespräche mit mir, wie wenn gar nichts los wäre, jedes Wort eine Perle“ [P, S. 397], läßt Adler Professor Rumpler in *Panorama* sagen, aber über eine persönliche Begegnung mit Thomas Mann berichtet er: „Ich hatte, dies nur als Anmerkung, damals auch Gelegenheit, neben anderen Größen, Thomas Mann aus der Nähe zu beobachten – und hatte genug. [...] Im Mai 1937 aber fand eine Veranstaltung nach meinem Wunsche statt: ich hatte Canetti eingeladen, dessen *Blendung* [1935] im Jahr zuvor erstmalig erschienen war. Er las vor, und ich sprach die Einführung.“⁷⁵

In *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937* (1985) erinnert sich Canetti an diese frühe Begegnung mit H. G. Adler: „*Die Blendung* war übersetzt worden und vor kurzem tschechisch erschienen. Aus diesem Grunde hatte ich die Reise nach Prag unternommen. Ein junger Dichter, der heute unter dem Namen H. G. Adler bekannt ist, war damals an einer öffentlichen Anstalt tätig und hatte mich zu einer Vorlesung eingeladen. Er gehörte zu einer Gruppe von deutschschreibenden Freunden, etwa fünf Jahre jünger als ich, unter denen die *Blendung* die Runde machte. Adler, der Aktivste unter ihnen, hatte sich überall für die Vorlesung eingesetzt.“ [A, S. 341]

„Elias Canetti – der Wiener Dichter liest aus seinem Roman *Die Blendung* und aus seinem Drama *Die Hochzeit*. Einleitende Worte: Günther Adler“, so wurde damals für diesen Abend des 21. Mai 1937 geworben.⁷⁶ Darüber hinaus war Adler bestrebt, gezielt maßgebliche Personen für Besprechungen von Canettis Lesung zu gewinnen: „Sehr geehrter Herr Doktor“, heißt es in einer Nachricht an Emil Faktor⁷⁷, „der Urania-Dr. Ad-

73 HGA an WU, 10.5.1950, S. 17.

74 HGA an WU, 10.5.1950, S. 16.

75 HGA an WU, 10.5.1950, S. 16f. Vgl. auch MM 84, Kapitel 3 „Ein junger Wiener Dichter“ – Canetti, S. 23–27, insbesondere die Passagen über das Zustandekommen der Lesung und die Reaktionen auf diese.

76 Vgl. Hocheneder, Anhang, S. 1 (Einladung).

77 Emil Faktor (1876–1942).

ler erlaubt sich höflichst, Sie besonders auf den Abend Canetti aufmerksam zu machen. Canetti zählt heute fraglos zu den ernstesten Persönlichkeiten des dichterischen Nachwuchses; sein Roman *Die Blendung* fand starken Widerhall und hat auch die besondere Anerkennung Thomas Manns gefunden. Da Herrn Dr. Canetti sehr daran gelegen ist, sich der hiesigen Öffentlichkeit bekannt zu machen, und ich Sie als besonders kunstsinnigen Beurteiler von Dichtung schätze, ersuche ich Sie, die Vorlesung im *Prager Mittag* besprechen zu wollen. Sollten Sie zu meinem Bedauern an diesem Tag verhindert sein, würde ich Sie ersuchen, die beigelegte Karte einem Herrn Ihrer Redaktion zu übergeben, der die Rezension übernehmen könnte.“⁷⁸

„Ein hochgespannt idealistischer Anspruch zeichnete ihn aus“, waren bei diesem Zusammentreffen mit H. G. Adler erste Eindrücke Canettis, „er, der bald danach so sehr zum Opfer jener fluchwürdigen Zeit werden sollte, wirkte so, als *gehöre* er gar nicht in die Zeit.“ Canetti, der wohl kaum wußte, wer oder was ihn in Prag erwarten würde und dessen literarische Vorlieben in jungen Jahren im Vergleich zu denen H. G. Adlers oft ganz anders waren, zeigte sich jedenfalls überrascht: „Einen Mann, der mehr durch deutsche literarische Tradition bestimmt war, hätte man sich kaum irgendwo in Deutschland vorstellen können. Aber er war hier in Prag, sprach und las mit Leichtigkeit tschechisch, hatte Respekt vor tschechischer Literatur und Musik und erklärte mir alles, was ich nicht verstand, auf eine Weise, die es mir anziehend machte.“ [A, S. 341]

Bereits davor hatte Canetti von seinem Quartier im obersten Stock des Hotel Juliš am Wenzelsplatz, wo er bei diesem Besuch direkt neben einem bedeutenden Künstler logierte, erste erwartungsvolle Blicke auf die Stadt werfen können: „Von der breiten Terrasse, die zum Zimmer gehörte, sah man auf den Verkehr des Wenzelsplatzes hinunter, nachts auf seine Lichter. Es war eine Aussicht, wie für den Maler geschaffen, der im Zimmer neben mir wohnte: Oskar Kokoschka.“ [A, S. 331] Und es war nicht nur Canettis erste Begegnung mit Kokoschka, sondern auch seine erste Begegnung mit Prag, weshalb er von H. G. Adler zur Stadtbesichtigung mitgenommen wurde: „Ich will die Herrlichkeiten Prags, die in aller Munde sind, nicht aufzählen. Es würde mir beinahe unanständig erscheinen, von Plätzen, Kirchen, Palästen, Gassen, von Brücken und vom Fluß zu sprechen, mit denen andere ein Leben zugebracht haben, von deren Erfahrung ihr Werk durchtränkt ist. Nichts davon habe ich für mich selbst entdeckt, es wurde mir alles vorgeführt, wenn einer ein Recht hätte, von diesen Konfrontationen zu sprechen, wäre er es, der sie ausdachte und herbeiführte. Derselbe junge Dichter, der sich an Überraschungen, die er für mich ersann, nicht genug tun konnte, war voller Neugier und fragte während unserer Gänge unermüdlich. Ich stand ihm gern Rede,

⁷⁸ HGA an Emil Faktor, undatiert, vor dem 21.5.1937.

viele Menschen, die in meinem Leben waren, kamen vor ihm zu Sprache, Meinungen, Urteile und Vorurteile.“

Doch offenbar lag Canetti auch daran, Prag im Alleingang zu erkunden: „Er spürte aber auch, wieviel es mir bedeutete, *allein* zu hören, Menschen, die verschiedensten Menschen, in einer Sprache reden zu hören, die ich nicht verstand, ohne daß mir gleich übersetzt würde, was sie sagten. [...] Er hatte den Takt, mich während ganzer Stunden allein zu lassen, ein wenig besorgt, daß ich mich verirren könnte, und sicher nicht ohne Bedauern, daß unser Gespräch auf diese Weise unterbrochen wurde. Mit gesteigerter Neugier ließ er sich später über die Dinge berichten, die mir aufgefallen waren, und es war ein Zeichen meiner großen Sympathie für ihn, daß ich Mühe hatte, ihm nicht alles zu sagen.“ [A, S. 34f.]

Mit diesen Worten endet das Kapitel über das erste Treffen von Elias Canetti und H. G. Adler, das mit seiner großteils unbeschwerten Stimmung in starkem Kontrast zum nächsten steht, welches dann den Schlußpunkt von Canettis *Augenspiel* bildet: *Tod der Mutter*. Nur kurze Zeit nach Canettis Auftritt in Prag, genau am 15. Juni 1937, starb seine Mutter⁷⁹ in Paris. Als Canetti im November 1938 das nächste Mal nach Paris kam, war der Grund dafür der Tod des souveränen Staates Österreich.⁸⁰

7. Auswanderung

„Jüdisches zog mich jetzt noch inniger in seinen Bann, aber was ich anfangen sollte, um mir eine Existenz aufzubauen, wußte ich nicht. So flüchtete ich mich – nach außen zwar nicht blind, aber doch nicht offen blickend – in eine Welt des schönen Scheines.“⁸¹ Mit diesen Worten beschrieb Adler später seine Zeit in Prag zwischen 1933 und Anfang 1938. Nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich im März 1938 erkannte er

79 Mathilde Canetti, geb. Arditti (1885–1937).

80 Anfang 1939 flüchtete Canetti weiter nach England. „Die Nazis kamen im März 1938 nach Wien, und obwohl alle meine Freunde es mir dringend rieten, konnte ich mich doch nicht entschließen, sofort zu fliehen, trotz der Gefahr, in der ich mich als Intellektueller jüdischer Herkunft befand. Ich blieb bis nach der sogenannten Kristallnacht in Wien, also bis Ende November 1938. Und in diesem halben Jahr war ich überall, auf der Straße, in Lokalen, und unterhielt mich mit den Menschen, die ich traf. Und ich möchte behaupten, daß ich in diesem halben Jahr ganz konkreter Erfahrung mit dem Nationalsozialismus mehr über ihn gelernt habe als in all den früheren Jahren.“ [Gespräch mit Rupprecht Slavko Baur, Zagreb 1971] [Elias Canetti. Bilder aus seinem Leben, hrsg. v. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2005, S. 85]

81 HGA: Zu Hause im Exil, S. 244.

die Gefahr, die nun für die Tschechoslowakei bestand, und daß eine schnellstmögliche Auswanderung die einzige Chance war, den Nazis zu entkommen. Mitte 1938 kündigte er seine Stelle in Prag. Sein damaliger Vorgesetzter Heinrich Fischer – “previously First Secretary of ‘Urania’ Prague, now BBC – London” – schrieb über Adler und dessen Tätigkeit:

Dr. H. G. Adler was employed by the Institute for Literature, Art and Education “Urania”, Prague, from December 1935 – July 1938. His main function was that of a secretary in the “Masaryk-People-University” (which was part of the “Urania”). There he gave many lectures on German literature and was also a teacher of the German language. Both as a teacher and an organiser Dr. Adler did excellent work and he was also often asked to do work at the German broadcast-station at Radio Prague. Dr. Adler gave up his position for reasons of the political development in Czechoslovakia at that time.⁸²

Danach schien Adler plötzlich ein radikaler beruflicher Wechsel in die Schleifmittelinindustrie bevorzuzustehen. Ein Onkel vermittelte ihn zu einer tschechischen Firma, für die er in Brasilien arbeiten sollte. Er lernte Portugiesisch und verbrachte für die fachliche Ausbildung die Zeit von Juli bis Dezember 1938 bei einer Niederlassung dieser Firma in Mailand. In einem Brief vom 14. Juli 1938 an Franz Baermann Steiner, der sich damals bereits seit Januar zu Studienzwecken in England befand, erklärte H. G. Adler die Gründe für seine Richtungsänderung: „Was unternimmt man [...] nicht heute alles, um in die Welt hinaus gelangen zu können; wenn sich da gar die Möglichkeit eines festen Verdienstes ergibt, hat man wohl geradezu die Verpflichtung zuzugreifen, das habe ich nun getan.“

Adler war es sichtlich ernst mit seinen Auswanderungsplänen, und er dachte dabei nicht bloß an eine Richtung. Vielmehr schätzte er schon bald die Situation bedeutend realistischer ein als andere. Marta Steiner macht sich in einem Brief vom 4. April an ihren Sohn Franz über Adler lustig: „Der größte Angstmeier ist Günther, er denkt daran, schon im Juli nach Palästina zu gehen.“ Den Gedanken an Palästina gab Adler offensichtlich auch in Italien nicht auf: „Ich mag ja nicht immer drüben bleiben und hoffe einmal froh und gesund zwischen Palästina und Europa, aber mit dem Schwergewicht nach Osten hin, pendeln zu können.“ Vorerst sollte es aber einmal nach „drüben“ gehen, nach Südamerika, wobei sich allerdings Schwierigkeiten ergaben. „Die Umschulung des Doktors der Philosophie zum Übersee-Kaufmann machte jedoch keine Fortschritte. Schuld daran war die latent antisemitische Haltung in seiner Firma“, schreibt Marcel Atze. [MM 84, S. 59f.]

82 H. J. Fischer, Bestätigung („to whom it may concern“), London, 1.5.1949.

So entschloß sich Adler Ende des Jahres zu folgendem Schritt: „Ich konnte von dort [= Mailand] meinen Fortgang nach Südamerika nicht mit Erfolg betreiben, wollte Prager Verbindungen nützen und kehrte zurück.“⁸³ Diese Rückkehr darf gewiß nicht als Kapitulation mißverstanden werden, sondern war wirklich als effektiverer Weg gedacht, den ursprünglichen Plan durchzusetzen: „Der brasilianische Gesandte hat ein Visum für ein halbes Jahr versprochen gegen Vorlegung der Schiffskarte hin und zurück ...“, meldete [Adl]er am 5. März 1939 ins sichere England. „Ich bin sehr ruhig, aber ich taue natürlich nicht sehr viel. In das neue Kommerzielle und Technische habe ich mich halbwegs, jedenfalls aber über Erwarten eingelebt. Es interessiert mich sogar.“ [MM 84, S. 61] Aber schließlich kam diese Auswanderung nie zustande: „Mein Plan ist gescheitert“, mußte Adler erkennen, „man verweigerte mir auch ein brasilianisches Visum.“⁸⁴

Wenn Adler wider eigenes Erwarten für seine neue Tätigkeit Interesse aufbrachte, so darf man sich das keinesfalls so vorstellen, daß für ihn die Welt fortan sozusagen nur noch aus „Siliziumkarbid und künstliche[m] Korund“⁸⁵ bestand, wie etwa ein im Nachlaß enthaltenes Textkonvolut mit dem Titel *Gedichte, Gesänge, Satzungen. Lyrikauswahl 1927–1938* zeigt, zu dem Adler anmerkte: „Die vorliegende Sammlung dichterischer Arbeiten wurde im Herbst 1938 in Mailand angelegt und in einigen Exemplaren hergestellt. Nur das vorliegende Exemplar, das Franz Baermann Steiner aufbewahrte und mir nach 1945 zurückstellte, dürfte sich erhalten haben. Die Sammlung wurde in Erwartung des Krieges hergestellt und sollte jene Arbeiten in Versen umfassen, die ich möglichst gerettet und einmal publiziert wissen wollte [...]“.⁸⁶

Drohenden Gefahren sieht man auch heraufziehen, wenn man Adlers Prosa aus dieser Zeit betrachtet, wie etwa *Der Zauberer Joan Filipescu*, wo die Wechselwirkung zwischen einem „Zauberer“ und seinem Publikum beschrieben wird, als deren konkrete Vorlage unschwer die öffentlichen Auftritte Hitlers zu erkennen sind: „Sieht man von den ersten zündenden Sätzen ab, mit denen der Zauberer einleitet, so ist es schnurz und piepe, was er hinzufügt. Die Rede muß nur mit seiner ungefügt starken fliegenden und drohenden Stimme herausgeschossen werden, um die zündende Wirkung nicht zu verfehlen. Die Zuhörer müssen oder brauchen den Inhalt und Sinn der Rede nicht zu verstehen; es genügt, daß es Joan Filipescu ist, der spricht und wissen muß, wem seine Beschwörungen gelten, während die Scharen nur das Rauschen seiner Ergüsse

83 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 6.

84 HGA: Zu Hause im Exil, S. 245.

85 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 6.

86 Zitiert nach Hocheneder, S. 80.

aufschlüpfen, fest überzeugt, daß er immer recht habe. Dann brechen die Schreistürme in immer wilderer Flut los, und der Zauberer wird in ihrer entfesselten Fassungslosigkeit die Zuhörer knechten, um sie seinem Willen schmachvoll zu unterjochen und gefügig zu machen.“ Der Text mündet in „ein immer stärker brandendes Wechselgeschrei zwischen Zauberer und Hörknechten, wie es ähnlich wohl nur aus den Sagen grauer Vorzeit von manchen Magiern und ihren Gläubigen überliefert wird“.⁸⁷ Gedanken an Rückkehr in barbarische Zeiten.

Solch kurze Prosa, dafür kaum Gedichte, entstand nun im August und im September bei diesem Aufenthalt in Italien: „Dann schrieb ich in Mailand an einer Reihe kleiner Prosastücke, die ich schon in Prag begonnen hatte, zu der später – bis 1945 – noch mehrere Stücke hinzukamen: *Gegenüber der Wirklichkeit*, Untertitel *Parabeln und Gleichnisse*. [...] Einflüsse von Kafka sind hier gewiß noch spürbar, aber die innere Tendenz ist anders, es sind Spiegelungen der Zeitereignisse (wenigstens zum großen Teil), die auf eine metaphysische Ebene übertragen werden, daher auch der Titel.“⁸⁸ Veröffentlicht wurden fast alle diese Prosastücke schließlich in dem Band *Der Fürst des Segens. Parabeln – Betrachtungen – Gleichnisse* von 1964, der Texte aus den Jahren 1938 bis 1945 vereint.

In Form eines „endlosen Briefes“⁸⁹, den er an Bettina Gross in Prag schickte und der als ca. 80seitige Abschrift unter der Bezeichnung *Mailänder Brief 1938* im Nachlaß erhalten ist, verfaßte Adler im November auch die erste Skizze für seine *Experimentalthologie*, deren ursprünglicher Titel dem der parallel dazu entstehenden Prosasammlung sehr ähnlich ist, nämlich: *Über Wirklichkeit und Sein. Vorschule für eine Experimentalthologie*. Adler hat damals zahlreiche Briefe geschrieben, und bekannt aus dieser Zeit ist auch eine Erzählung mit dem Titel *(Die) Briefschreiber*, die nun – stark überarbeitet und erweitert – das Mittelstück des Romans *Die unsichtbare Wand* bildet. „Jetzt [...] werden viele Briefe wegen der großen Kälte geschrieben“, heißt es in dieser Erzählung, „aber noch nie hat ein Briefschreiber Antwort empfangen. [...] Die Winter werden alljährlich kälter und länger. Nun sei beiläufig die Vermutung ausgesprochen, daß der Wunsch nach einer Antwort mit der zunehmenden Kälte steigt, weil durch die ersehnte Aufnahme der Beziehungen mit den Freunden eine Überwindung der Eiszeit erhofft wird.“ [W, S. 334f. u. 343]

Die erste und die letzte der hier zitierten Stellen entsprechen dem Anfangs- und dem Schlußsatz dieser Geschichte in den frühen Fassungen. Es ist eine Ironie des Schicksals,

87 HGA: Der Zauberer Joan Filipescu. In: ders.: *Der Fürst des Segens. Parabeln – Betrachtungen – Gleichnisse*. Bonn: Bibliotheca Christiana 1964, S. 66–70, hier S. 67ff.

88 HGA an WU, 10.5.1950, S. 18.

89 HGA an WU, 10.5.1950, S. 17.

daß Adler Jahre später, nach dem Krieg, durch Wolfgang Burghart brieflich von einem Rettungsversuch erfuhr, zu dem er nichts beigetragen hatte und von dem er nicht einmal etwas hatte ahnen können: „Mein kunstgeschichtlicher Doktor war ziemlich fertig, der medizinische unter Dach. Da griff das erste Mal die ‚Zeit ohne Gnade‘ nach mir. Sie werden gesucht!! Typische Vorladungen der Verwandten. Ich ließ mich ins Glatzer Land berufen, nachdem ich vorher durch eine kopflose Flucht nach Ungarn mich zu retten versucht hatte. Ich tauchte als Landarzt im Grubengebiet unter. Frau Kilkowski, meine jetzige Schwiegermutter, nahm mich auf. Sie weiß, daß ich vom ersten Abend von H. G. A. gesprochen habe. Wir haben oft beratschlagt und versucht, Dich pro forma als landwirtschaftlichen Arbeiter oder ähnliches unterzubringen. Aber man dachte nicht, daß es noch schlimmer werden könnte. Du warst ja laut Nachricht ‚verreist‘, das klang doch nicht schlecht. Wäre ich damals schneller gewesen als die Mörderhände, dann hättest Du täglich ein paar Stunden am Nachbargut gearbeitet, und die übrige Zeit hätten wir unsere Studien getrieben.“⁹⁰ Die Nachricht an Burghart, Adler sei „verreist“, kann sich nur auf den Mailandaufenthalt beziehen, von dem er Ende 1938 nach Prag zurückgekehrt war. Ungefähr um diese Zeit sind wohl Burgharts Rettungspläne anzusetzen. „Daß Du an meine Rettung dachtest, mich hat es tief ergriffen“, schrieb Adler in seinem Antwortbrief. „Es war zu spät. Auch war ich schon gebunden.“⁹¹

8. *Geraldine*

Soeben erst wieder nach Prag zurückgekommen, lernte Adler zu Silvester 1938 seine spätere Frau kennen, die von ihm zumeist Geraldine genannte Dr. Gertrud Klepetar. „Großer gegenseitiger Eindruck, aber noch Flüchten voreinander“, beschreibt er den Beginn seiner Beziehung mit dieser Frau, deren Interessen und Tätigkeiten sich auf die unterschiedlichsten Gebiete erstreckten. „Im Juli 39 nähere Bekanntschaft mit Geraldine, der herrlichen um 5 Jahre älteren Frau, der man aber das Alter nicht ansah. Ärztin, Kosmetikerin, Hämatologin, Bakteriologin, Internistin, meisterhafte Briefschreiberin (ich habe zahlreiche Briefe, ein Jugendtagebuch und eine Fülle der schönsten Photographien gerettet),⁹² Märchenforscherin, meisterhaft in verschiedenstem Kunstgewerbe, Chemikerin (namentlich Biochemie), Sportlerin [...], Bridgemeisterin.“

90 WB an HGA, 5.10.1947, S. 6.

91 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 4.

92 Folgender Plan H. G. Adlers blieb unverwirklicht: „Ihr kostbares Jugendtagebuch und Briefe an mich will ich einmal veröffentlichen.“ [HGA an WU, 10.5.1950, S. 18]

Adler hatte jedoch nach wie vor seine Auswanderungspläne verfolgt: „Zwischen 15. März und Kriegsbeginn trachtete ich nach Frankreich zu kommen. Reder bemühte sich. Ich saß verschiedenen Betrügern auf.“⁹³ Insgesamt waren aber sämtliche Versuche, Prag und dem „Großdeutschen Reich“ zu entkommen, erfolglos. „Ich blieb in Prag hängen, obwohl ich zahllose andere Leute rechtzeitig weggeschickt habe“ [I 6, S. 192], mußte er später resümieren. „Bevor mein Visum perfekt war, kam der verhängnisvolle 15. März.“⁹⁴ Am 15. März 1939 wurde die Tschechoslowakei geteilt, das westliche Landesgebiet von den Nazis besetzt und zum „Protektorat Böhmen und Mähren“ erklärt.

„Nachdem Adler von der französischen Botschaft einen abschlägigen Bescheid bekommen hatte, blieb einzig das rettende England, das aber seit 1. April einen Visumzwang auf tschechische Pässe eingeführt hatte. ‚Nun möchte ich gerne wissen, was Du, Elias und Eure Freunde für Schritte eingeleitet haben‘, rief ein verzweifelter Adler aus dem untergehenden Prag am 11. April seinen Freunden zu, ‚was für Aussichten bestehen usw. Ich hörte mehrfach, daß Permits für Männer ohne ein entsprechendes Bankguthaben oder [! (F. H.)] überhaupt nicht zu haben wären, und muß mich nun fragen, ob es überhaupt noch die geringsten Chancen für mich gibt (der ich doch weder hier noch sonstwo über Mittel oder Verwandte und andere in Frage kommende Beziehungen verfüge), vor irgendwelchen weiteren Komplikationen hinauszugelangen, die dann eine Ausreise grundsätzlich unmöglich machen würden. Woran denkt ihr? An eine Einladung? Oder ein Studienvisum? Oder was sonst? Wissenschaftliche Arbeit? Mitwirkung im Volksbildungswesen? Rundfunk? In meiner Eigenschaft als Schriftsteller? Graphologie? Italienisch? Fachmann für die Schleifindustrie? Literatur – Musik – oder Kunstgeschichte? – Was für Schritte habt ihr unternommen? Was für Verbindungen habt ihr? Engländer? Entstehen Euch Kosten, die ihr nicht decken könnt? Was für Daten oder sonstige Belege benötigt ihr? Für ein Visum braucht man ein Permit und Bewilligung vom Home Office. Womöglich auch noch eine Einladung und eine Garantie, daß man keiner öffentlichen Stelle zu Last fallen wird.“ [MM 84, S. 61f.]

Wie Marcel Atze recherchierte, setzten sich Adlers Bemühungen zur Flucht noch mindestens bis Mitte August 1939 fort – alles war zu spät: „Der gute Onkel hatte genügend Kleingeld. Er ist also rechtzeitig mit seiner Familie verschwunden, und ich blieb in Prag hängen. Hinzu kamen persönliche Umstände, die es verhindert haben, daß ich die Tschechoslowakei verlassen habe. So war z. B. der Vater meiner ersten Frau, die dann im Oktober 1944 in Auschwitz umgekommen ist, ernstlich erkrankt. Sie fühlte sich ihm verpflichtet, so daß sie nicht weggehen wollte. Dadurch bin dann auch ich wider besse-

93 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 6f.

94 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 6.

res Wissen in Prag geblieben. Meine zweite Frau kannte ich seit 1932, und ich habe ihr empfohlen, so bald wie möglich zu verschwinden.“ [I 9, S. 163]

Die zweite Frau, Bettina Gross, gelangte im Dezember 1938 nach England, genau also zu der Zeit, als sich H. G. Adler und Gertrud Klepetar kennengelernt hatten. Eine anfangs nur freundschaftliche Verbindung hatte sich ein halbes Jahr später soweit entwickelt, daß trotz der politischen Umstände und trotz aller damit verbundenen Befürchtungen gemeinsame Zukunftspläne entstanden waren: „Wir kamen einander im Sommer 39 sehr nahe. Ich mahnte zum Fortgang, sie, obwohl klarblickend, wollte bleiben, da sie es nicht hätte ertragen können oder mögen, die alten Eltern schutzlos zurückzulassen. Der Tag, an dem der Krieg ausbrach, sah auch mich zum Bleiben entschlossen. Eine Stimme sagte mir ununterbrochen: nicht fortgehen, nicht fortgehen, es war gegen meinen Verstand, gegen meine Voraussicht, aber ich war innerlich ruhig und blieb.“⁹⁵

Die allgemeine Entwicklung in Prag zu dieser Zeit stellte Adler folgendermaßen dar: „Am 22. Juli 1939 gab die offizielle Prager Tageszeitung *Der neue Tag* die Gründung der ‚Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Böhmen und Mähren‘ auf Befehl des ‚Reichsprotektors‘ v. Neurath bekannt; mit der Leitung wurde SS-Oberführer Dr. Stahlacker als SD-Führer und Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Böhmen und Mähren betraut. Dienststellenleiter bis zum Kriegsende wurde SS-Sturmbannführer Hans Günther [...].⁹⁶ Diese Behörde, oft auch ‚Zentralamt‘ genannt, wurde von SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann nach dem Muster des ‚Reichszentralamtes für jüdische Auswanderung‘ eingerichtet, das durch einen Auftrag Görings bereits am 24. Januar 1939 eingesetzt worden war. An die Spitze wurde Heydrich gestellt – ein Judenstämmeling, wie Hitler und Himmler wußten [...] –, in dem das Hauptinstrument der Judenpolitik Hitlerdeutschlands zu erblicken ist. Heydrich und sein Nachfolger Kaltenbrunner, wie über ihnen beiden Himmler, waren nur durch ihre hierarchische Funktionen die Oberleiter des ‚Zentralamtes‘, während Eichmann der praktische Leiter wurde und es bis zum Kriegsende blieb. [...] Zunächst diente die ‚Zentralstelle‘, wenigstens teilweise, wirklich der Auswanderung. Sobald der Name in ‚Zentralamt zur Regelung der Judenfrage in Böhmen und Mähren‘ umgewandelt wurde, folgte man damit nur den Verhältnissen, die durch die Besprechung von Wannsee geschaffen worden waren [...], als auch nicht mehr von einer ‚Auswanderung‘, sondern nur noch von einer ‚Regelung‘ im Sinne der SS die Rede sein konnte.“ [T, S. 5f.]

Einige von Heydrichs Erklärungen aus dem Protokoll der Wannsee-Konferenz, die am 20. Januar 1942 zur „Endlösung der Judenfrage“ stattfand, sollen hier unkommen-

95 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 7.

96 Vgl. auch S. 316 dieser Arbeit.

tiert in gekürzter Form referiert werden: „Inzwischen hat der Reichsführer SS [...] die Auswanderung von Juden verboten. Anstelle der Auswanderung ist nunmehr [...] die Evakuierung der Juden nach dem Osten getreten. [...] Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In großen Kolonnen [...] werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in die Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Großteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesem zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist. [...] Die evakuierten Juden werden zunächst Zug um Zug in sogenannte Durchgangghettos verbracht, um von dort aus weiter nach dem Osten deportiert zu werden. [...] Es ist beabsichtigt, Juden im Alter von über 65 Jahren nicht zu evakuieren, sondern sie einem Altersghetto – vorgesehen ist Theresienstadt – zu überstellen. Neben diesen Altersklassen [...] finden in den jüdischen Altersghettos weiterhin die schwerkriegsbeschädigten Juden und Juden mit Kriegsauszeichnungen (EK I) Aufnahme. Mit dieser zweckmäßigen Lösung werden mit einem Schlag die vielen Interventionen ausgeschaltet.“ [T, S. 22f.]

Was an diesem Tag auf der Wannsee-Konferenz beschlossen wurde, klingt in Adlers eigenen Worten so: „Die ‚Lösung der Judenfrage‘ war für den Nationalsozialismus die planmäßige Ausrottung des jüdischen Volkes. Erst durch den Kriegsausbruch konnte diese ‚Lösung‘ konsequent gegen alle äußeren und inneren Hindernisse angestrebt werden; sie wurde zu einem immer wichtigeren und, zumindest praktisch wie im Sinne Hitlers, endlich zum fast ausschließlichen Kriegsziele, durch Hitlers Testament sogar zu einer pseudo-eschatologischen Aufgabe für alle Zeiten. Deshalb wurde die Vernichtung auch ‚Endlösung‘ genannt.“ [T, S. 16]

„Immer deutlicher zeichnete sich das künftige Judenschicksal ab“, beschreibt Adler die Lebensbedingungen in Prag nach Kriegsbeginn. „Einschränkungen und Quälereien, langsam ansteigend, immer unerträglicher, immer unmenschlicher. Freundlichkeit, aber Feigheit und bestechlicher Lakaiengeist sehr vieler Tschechen. Sittlicher Verfall und Unmenschlichkeit der Deutschen. Die wenigsten Freunde auf der wie auf der anderen Seite hielten die Treue. Ein tschechischer Freund mit seinem Bruder, eine befreundete deutsche Familie, ein deutsch-jüdisches Ehepaar. Meine jüdischen Freunde, bis auf zwei, alle glücklich im Ausland. Nur deren Eltern hier, denen ich fleißig half und zusprach. Die eigene Familie (nur Kress sind entkommen), Geraldinens Familie, der prächtige Vater, ein alter Kinderarzt, die lebenswürdigen Geschwister ihrer Mutter. Noch hatte mein Vater sein Geschäft. Auf meinen Rat entließ er die Leute bis auf ein jüdisches Fräulein,

und ich arbeitete mit ihm. Ich war entschlossen, das Geschäft zu vernichten, bevor ein ‚Trehänder‘ Freude an ihm haben sollte. Das ist mir auch gelungen. Mein Vater verschleppte Werte auf meinen Rat, aber seine übergroße Heimlichkeit und die Schlechtigkeit seiner Frau verhinderten, daß ich je erfahren hätte, wo er seine Sachen hinschaffte. So habe ich bis auf einige Sachen, die ich zu eigenen Freunden schaffte, auch fast nichts mehr davon zu sehen bekommen.“⁹⁷

Marta Steiner sah H. G. Adler offenbar seinem Ende nahe: „Daheim hat er es wie immer ungemütlich‘, hielt Mutter Steiner ihren Sohn mit einer Nachricht vom 18. April 1940 über Adler auf dem laufenden, ‚er verköstigt sich außer Haus und sieht nicht gut aus. Er steht den ganzen Tag im Geschäft seines Vaters herum. Er dürfte es nicht mehr lange tun.“ [MM 84, S. 63] Diese Befürchtungen sollten sich zwar nicht bewahrheiten, doch stellten sich durch die Schließung des Betriebs wenig später wirklich existenzbedrohende Zustände ein: „Im Sommer 40 sehr unliebsamer Gestapobesuch im Geschäft und in der Wohnung. Es ging recht toll her, alles drunter und drüber. Oktober 40 der ‚Trehänder‘. Er fand nicht viel mehr zu stehen. Im November 40 wurde der Kram geschlossen. Ich war die ganze Zeit sehr ruhig und unerschrocken, übertrat kein Gebot leichtfertig, aber ungezählt mit gutem Bedacht. Verließ etwa die Stadt, war bei Nacht auf der Straße, kaufte dies und jenes, und übertrat, was es sonst noch an ungezählten Verboten, Geboten und Sonderbestimmungen für Juden gab, die ab Herbst 1940 praktisch nichts mehr tun, aber auch nichts mehr lassen durften, außer sich seelisch für den Untergang vorzubereiten. Aber ich habe diese Chance geistig stets abgelehnt, sie stets abgewiesen.“

Auf die Geschäftsschließung folgten große unmittelbare Not und Hunger, Adler war es nur noch möglich, auf für ihn illegale Weise – etwa durch gelegentlichen Unterricht oder streng verbotene Handelsgeschäfte („meist Vermittlungsgeschäfte wie Verkauf von Büchereien, Antiquitäten, Teppichen usw.“) – noch etwas zu verdienen. Ab Ende 1939 lebten H. G. Adler und Gertrud Klepetar praktisch zusammen, obwohl er offiziell bei seinem Vater wohnte: „Geschrieben habe ich wenig, gelesen unendlich viel, meist Philosophie. [...] Mit Geraldine Reisen in fast alle Provinzen des Geistes, tagelang, nächtelang. Sonst fast kein Verkehr mehr, nur da und dort Trost, Hilfeleistungen, kleine Arbeiten aus Gefälligkeit. Gelegentliche, immer scheuer werdende Besuche christlicher Freunde und Bekannter. Das erste Halbjahr 1941 schon fast erdrückend schwer, weiß Gott, es war kein ‚Lebensraum‘ für Juden. [...] Psychisches Absinken meines Vaters, immer größere Schwierigkeiten im Elternhaus Geraldinens, wo auf abenteuerliche Weise, zum Teil durch Hilfe eines deutschen Freundes von ihnen, so so weitergewurstelt wird.

⁹⁷ HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 7.

Hinausschmisse aus den Wohnungen. Die Juden praktisch schon in Prag ‚ghettoisiert‘. Die sogenannte jüdische Kultusgemeinde längst nichts mehr als ein Exekutivorgan der Gestapo, das nur sich selbst retten will [...]. Man schickte uns zu verschiedenen Zwangsarbeiten. Noch kein KZ, kein Ghetto, aber harte schwere Arbeit.“⁹⁸ Zu dieser Zeit, in dieser Atmosphäre und unter diesen Bedingungen schrieb Adler die erste lange Fassung seiner *Experimentaltheologie!* Bis zum 2.6.1941 entstand eine 318 Seiten lange „erste durchzufeilende Ausarbeitung“. Am 24.7.1941 begann Adler mit der zweiten Ausarbeitung, die allerdings nur bis zum Umfang von 32 Seiten gedeihen konnte und zu der er anmerkte: „abgebrochen etwa um den 15.8.1941“.⁹⁹ Es war dies unmittelbar vor seiner Verpflichtung zur Zwangsarbeit beim Bahnbau.

„Im Auftrag der Hermann-Göring-Werke wurde eine neue Trasse für die Zugverbindung Brünn-Prag gebaut“ [MM 84, S. 66], und dieses „Arbeitslager [...] ist abgesehen im 8. Kap[itel] des *Panorama*“¹⁰⁰ (*Am Bau der Eisenbahn*). Mit sarkastischen Worten beschreibt dort Adler das Eintreffen einer neuen Arbeitsgruppe im Lager: „Die achtzig neuen Arbeiter [...] sind nicht freiwillig gekommen, es ist Krieg, da müssen alle arbeiten, sollen auch die Juden einmal etwas leisten, und wenn auch diesem Bahnbau keine kriegswichtige Bedeutung zukommt, ist es doch nicht während des Krieges zu dulden, daß mißliebige Menschen ihrem freigewählten und erlernten Beruf nachgehen, jeder muß sich den Befehlen des Staates fügen, der an allen Fronten für Europa kämpft; darum reißt man die Mißliebigen von ihren Familien weg, das Arbeitsamt schickt eine Vorladung, bei Nichterscheinen hat sich jeder selbst die Folgen zuzuschreiben [...]“. Anlässlich der Musterung und vor einer flüchtigen ärztlichen Untersuchung müssen lange Fragebögen ausgefüllt werden, es wird auch nach Fachkenntnissen geforscht, danach sind die Männer als für die Arbeit geeignet empfunden und werden zum Bahnbau nach Wirschenowitz eingeteilt. Später hält jemand vom Arbeitsamt bei einer Versammlung eine Rede, spricht von „Löhnung“, „dann drückt man noch jedem einen Wisch in die Hand, Verhaltensmaßregeln und der Treffpunkt auf dem Hauptbahnhof, Sonntag, morgens acht Uhr“. [P, S. 409f.]

Es war auch ein Sonntag, als H. G. Adler von Prag fort mußte: „Lange konnte ich ausweichen. Schließlich erwischte es mich, vermutlich zu meinem Glück, und am 17. August 1941 kam ich in das Lager Sázava-Velká Losenice, nahe der böhmisch-mährischen Grenze (nicht sehr weit von Iglau) in lieblicher Gegend zum Eisenbahnbau. Es war sehr harte schwere Arbeit, Erde, Fels. Aber man hatte noch eine Spur von Freiheit,

98 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 7f.

99 Vgl. Hocheneder, S. 508–511.

100 HGA an WU, 10.5.1950, S. 18.

hatte noch sein eigenes Bettgestell, wohnte in annehmbaren Hütten und hatte genügend Holz zum Heizen und einen Herd zum Kochen. In jeder Stube waren nur etwa acht Mann, ich in meiner der Älteste. Mit einem Burschen, dem ich in meinem Zimmer begegnete, bin ich noch heute befreundet. Ansonsten leben heute nicht mehr viele Leute, mit denen ich dort von früh bis abend unter zum Teil freundlichen tschechischen Vorarbeitern und Meistern gehackt, geschippt, Geleise transportiert und sonst geschafft habe, was es bei einem solchen Bau zu tun gibt.“¹⁰¹

Auch Josef hat es mit seinem Vorarbeiter Florian Sláma gut getroffen, nach dessen Meinung es „nicht nur eine Schande, sondern auch wirklich eine verfluchte Vergeudung von Kräften“ sei, „einen Doktor zum Bahnbau zu schicken“. [P, S. 427] Andere Vorgesetzte sind bedeutend strenger und lassen ihre Männer im Akkord schufteln, von denen viele diese Arbeit von früher überhaupt nicht gewöhnt sind. „Josef [...] nimmt sich am Bau der Eisenbahn nicht ernst, die Bahn selbst ist ein lächerliches Projekt und entspricht keinem wahren Bedürfnis, lächerlicher noch ist die Ausführung des Baus, von dafür kaum geeigneten Arbeitskräften verrichtet, die sich mit ganz anderem Gewinn ausbeuten ließen, wenn der Eroberer nicht so wahnwitzig mit den unterjochten Menschen schalten würde.“ [P, S. 444] Das mühsame Hinaufschaffen eines hinuntergestürzten Karrens belustigt Josef sogar, die allgemeine Lage sieht er aber durchaus ernst und dem Ausgang entsprechend realistisch. Er rechnet nicht mit einem baldigen Ende des Krieges und glaubt nicht, „daß Deutschland siegen könnte, denn ‚viel Feind viel Ehr‘, das mag gelten, aber lauter Feinde, nein, so ist die Welt nicht zu beherrschen, nicht einmal mit den modernen Gewaltmitteln, aber wie es zunächst weitergehen wird, ist Josef unklar, einmal wird dieses Ungeheuer zusammenbrechen; Josef hat es also doch zu den Optimisten nicht so weit, nur hoffen diese Kinder auf den nächsten Tag, sie glauben an Wunder und spinnen selber welche aus; es wird mehr Geduld vonnöten sein.“

Panorama zeigt Josef nur während des Beginns seiner Zeit im Arbeitslager, als er das Lagerleben – auf den ersten Blick vielleicht überraschend – im Vergleich zum Leben in der Stadt zuvor sogar als Erleichterung empfindet: „Josef atmet auf, er fühlt sich freier als in der Großstadt, es ist alles leichter in Wirschenowitz, mag es hier auch schwer sein, wie es will, aber in der Stadt ist es dumpfig, jeder Schritt auf der Straße birgt Gefahren, Angst und Mißtrauen herrscht, man fürchtet den Nachbarn und wird vom Nachbarn gefürchtet, Männer in fremden Uniformen stampfen zackig durch die Straßen und größeren abstoßende Lieder [...]“. [P, S. 42If.] H. G. Adler erlebte im Lager Zusammengehörigkeitsgefühl und freundschaftliche Beziehungen, er schreibt von Unternehmungen an freien Wochenenden: „Ich verstand mich gut mit den Leuten und war bei Juden und

¹⁰¹ HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 8f.

Tschechen ziemlich angesehen und beliebt. Samstag nachmittags meist und die Sonntage stets waren noch frei, und wir waren praktisch kaum wirklich bewacht. Abends kochte ich für meine ganze Stube, was sich nur herbeischaffen ließ, und auch um das schlechte und unzureichende Kantinenessen zu vermeiden. Die freien Tage zog ich allein oder zu zweit in die lieben weiten Wälder, über die Hügel, zu freundlichen kleinen versteckten Seen.¹⁰² All dies ist auch in *Panorama* beschrieben, und vielleicht kann eine Episode im Roman mit einem Flüchtling als Gradmesser für die vorherrschenden Zustände gelten. Eines Morgens ist einer der Neulinge aus dem Lager verschwunden, von ihm fehlt jede Spur. Der Oberingenieur und Leiter des Abschnitts will daraufhin für alle beim Bahnbau Beschäftigten drastische Verschärfungen einführen, was den Widerstand des Gruppenleiters hervorruft, der für die Arbeiter Partei ergreift, „die ja gerade deshalb so gut arbeiten, weil man ihnen einige Freizügigkeit vergönnt, [...] man kann doch seine Leute nicht wie Sträflinge gefangen halten, sie müssen ins Dorf, um Brot zu kaufen und anderes mehr“. [P, S. 448] Mit diesen Ansichten kann sich der Gruppenleiter beim Oberingenieur sogar zu einem beträchtlichen Teil durchsetzen.

„Aber die Zeit wurde sehr ernst“, schreibt Adler mit Bezug auf die reale Situation. „Man registrierte im ‚Protektorat‘ die Juden, die Deportationen standen unmittelbar bevor. Heydrich kam, mit ihm Standrecht, Judensterne, ein überaus hartes Regime, für uns immer strengere Überwachung und häufige Gestapobesuche aus Iglau.“¹⁰³ Heydrichs „Polizeiordnung über die Kennzeichnung der Juden“ galt ab September 1941, mit der Registration der Juden wurde am 1. Oktober begonnen, ab diesem Datum war auch die jüdische Auswanderung offiziell eingestellt. In *Panorama* läßt Adler einen von Josefs Kameraden böse Vorahnungen äußern: „Simon versichert, er kann es nicht glauben, daß der Krieg nur noch zwei Jahre dauert, Deutschland ist viel zu stark, wenn es gut geht, dauert er vier Jahre, und bis dahin sind mit oder ohne Zwangsarbeit die Juden erledigt, so halbwegs frei wie hier in Wirschenowitz wird man kaum einen lange herumlaufen lassen, das ist nur eine Übergangszeit; Simon hat einen Vetter, der weiß ziemlich gut Bescheid, man hat böse Dinge mit den Juden vor, man wird sie in große Lager sperren und vermutlich alle nach Polen schicken, und wer nicht schon dabei umkommt, dem droht Hunger und Pogrom, die Familien werden auseinandergerissen und zerstört, kranke sowie ältere und schwächere Menschen werden es bestimmt nicht aushalten; [...]“. [P, S. 441]

Rückreisen zu den Angehörigen nach Prag waren an den freien Wochenenden auch zur besten Zeit verboten: „Ich wurde nervös wegen Geraldine, wegen meines Vaters. Weg konnte ich nicht. Zu einer illegalen Fahrt nach Prag habe ich mit gutem Grunde

102 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 9.

103 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 9.



Gertrud Kleptar und H. G. Adler (Hochzeitsphoto, Prag, 30.10.1941) im Hintergrund (re.): Elisabeth Kleptar. Aufnahme von: Photostudio Mráz; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar

nicht den Entschluß aufgebracht. Dann ging es Schlag auf Schlag. Mein Vater wurde mit seiner Frau im Oktober 1941 nach Lods deportiert, ich habe ihn nie mehr wieder gesehen. Der Abschied, als ich zur Arbeit gefahren war, blieb also endgültig. [...] Geraldine hatte nun mit allem Recht – wie auch ich – die größte Sorge, wir könnten auseinandergerissen werden, was wir um jeden Preis verhindern wollten. So setzte sie es mit übermenschlichen Anstrengungen durch, daß ich für ein paar Tage beurlaubt wurde und eine Reiseerlaubnis nach Prag erhielt, wo sie es mit ihrer ungemeinen Tüchtigkeit erreichte, daß wir heiraten konnten [...] und so bei der Gestapo auf *eine* Liste kommen konnten.“¹⁰⁴ Die Hochzeit fand im Beisein der Eltern der Braut, Dr. David und Elisabeth Kleptar, am 30. Oktober 1941 in Prag statt.

Adler mußte zuerst zum Bahnbau zurück, im Winter 1941/42 bekam er dann eine Arbeit im Bücherlager der Prager jüdischen Kultusgemeinde zugewiesen. Zwischen dem 6. und 8. Februar 1942 wurden er, seine Frau und seine Schwiegereltern nach Theresienstadt verschickt, Adler selbst beschreibt die unglaublichen Ereignisse dieser letzten Wochen und Monate in Prag. Diese Passage wird in voller Länge und ohne Unterbrechung wiedergegeben, da hier H. G. Adler von derjenigen Begebenheit berichtet, welche *die* zentrale Erfahrung seines Lebens wurde – die eigene Deportation:¹⁰⁵

¹⁰⁴ HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 9f.

¹⁰⁵ Ein „typisches Beispiel“ eines Transports aus Prag beschreibt Adler in T, S. 63–71. („Als typisches Beispiel soll ein Prager Transport in seinen Einzelheiten geschildert werden.“ [T, S. 63]) Vgl. dabei besonders die Passagen über die im nachstehenden Zitat erwähnten Listen, die amtlichen Unterlagen und die Sammelstelle.

Ich ging zurück ins Lager, aber ich hatte keine ruhige Minute mehr, und nach vielen Aufregungen gelang es uns, daß ich im Dezember 41 definitiv das Arbeitslager verließ und nach Prag kam, wo wir nun, dicht gedrängt mit anderen Familienangehörigen in der Wohnung ihrer [= Geraldins] Eltern hausten. Ich schlüpfte, halb unfreiwillig, in der jüdischen Kultusgemeinde unter, die nun zu einem bald alle Juden beschäftigenden Liquidationsorgan der geraubten Habseligkeiten aus jüdischen Wohnungen usw. wurde. Die Synagogen wurden geschändet und dienten als Magazine für Textilien, Möbel, Musikinstrumente, Elektrogeräte und wer weiß was noch, die man nun zusammengestohlen und dabei auch zerstohten hatte. Nun mußte man alles ordnen, reinigen, herrichten, damit die wackeren Volksgenossen diese Schätze und diesen Plunder von der Gestapo kaufen konnten. Mich ließ man ein paar Tage Textilien sortieren, Haderwerk sondergleichen. Dann kam jemand auf den Einfall, mich ins Bücherlager zu stecken, wo ich „Fachmann“ für alte Drucke wurde. Es war eine erschütternde Tätigkeit. Ich erinnere mich noch, wie der Buchnachlaß Franz Kafkas (aus der Wohnung seiner Schwester) durch meine Finger glitt, Bücher, die er geliebt haben mochte, mit seinem teuren Namenszug, mit Widmungen an ihn, namentlich von Brod und den anderen Prager Autoren, auch die erste englische Ausgabe des *Schlusses*, die man wohl der Schwester geschenkt hatte, war darunter. Ich war daran, diese und noch viele andere Bücher zur Seite zu schaffen und zu retten, als das Verhängnis, das uns schon ein paarmal geschnappt hatte, aber noch – vor allem durch meine unwahrscheinlichen Bemühungen – freigelassen hatte, endlich ereilte und nicht mehr losließ. Ich hatte uns, Geraldine und mich, ihre Eltern und eine Tante von ihr, aus einem Transport gerettet, glaubte es zumindest, als uns in der Nacht vom 6. zum 7. Feber 1942 die beauftragten Schergen der Judengemeinde überraschten und zusammenklaubten, wie wir waren, sofort zum Prager Internierungsplatz, von wo aus die Transporte abgefertigt wurden. Zum Glück hatten wir grundsätzlich unsere Kleinigkeiten schon zusammengepackt, so daß dies keine besondere Mühe mehr machte. Ich war sehr kalt, aber unsagbar müde und traurig, als ich meine Hilflosigkeit einsah und auf den fünfundsiebzehnjährigen Schwiegervater achtete, der nur wenig von alledem bei aller Klarheit verstand und seinen Hut und Schirm packte und außerdem medizinische Manuskripte, an denen der Gute mit rührender Hingabe und Ernst hing. Dann zu Fuß durch das nächtliche Prag. Es war bitterkalt, vielleicht 15, vielleicht noch mehr Grad Frost. Vor dem Abgang aus dem Hause waren noch zahlreiche Listen auszufüllen, die Hausmeisterin kam und stahl wie ein Aasgeier, die jüdische Transporthilfe bestand aus Banditen, sie stahlen, was ihnen zwischen die Finger kam. Der makabre Zerfall einer sterbenden Gesellschaft. Vor dem Eingang des Sammlagers brach Geraldine, die sich bis dahin gut gehalten hatte, ohnmächtig zusammen. Sie mußte abgeschleppt werden. Ich versuchte noch von hier aus, uns freizukämpfen. Aber vergeblich. Meine verzweifelten Bemühungen, viele schlaflose Nächte vorher, Aufregungen durch Wochen und Monate, das

alles brachte eine solche körperliche und seelische Schwächung mit sich, daß ich, als ich die Aussichtslosigkeit meines Kampfes einsehen mußte, einen schweren Weinkampf nicht mehr abwehren konnte. Er währte viele Stunden inmitten dem gespenstischen Treiben des Sammellagers. Am 8. Februar wurden wir in den späten Nachtstunden auf einem kleinen Nebenbahnhof verfrachtet. Ich hatte die Transportnummer W 982, die mir nun durch 32 Monate bleiben sollte. Der Zug fuhr zeitig früh ab und kam bald auf dem Bahnhof Bohušovice an – Theresienstadt [...].¹⁰⁶

¹⁰⁶ HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 10f.

III.

„Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es hier haben werdet.

Wir machen euch aus Theresienstadt ein Paradiesghetto.“

[T, S. XXXIII (1. Aufl.) bzw. S. XLVII (2. Aufl.) (Wörterverzeichnis)]

H. G. Adler *Theresienstadt 1941–1945* (1955).

I. Theresienstadt

Nur etwas mehr als zwei Wochen nach der Wannsee-Konferenz befanden sich H. G. Adler und seine Verwandten bereits in Theresienstadt. Am Schluß der weiter oben zitierten Passage aus dem Protokoll zur „Endlösung der Judenfrage“ wird deutlich, daß dieses Lager einer bestimmten Gruppe von „Bevorzugten“ zugedacht war. Es bot sich durch Theresienstadt – wie es Eichmann in einer Besprechung vom 6. März 1942 ausdrückte – die Möglichkeit, „nach außen das Gesicht zu wahren“.

Äußere Gründe für die Wahl der ehemaligen Festungsstadt waren die günstige Lage, die leichte Bewachbarkeit und die geringe Rücksicht gewesen, die man bei der Räumung auf die tschechischen Einwohner nehmen mußte. Als die vorher ansässige Bevölkerung Ende Juni 1942 Theresienstadt verlassen hatte, bestanden bereits die großen Vernichtungslager im Osten und genügten „allen Anforderungen des Massenmordes“. „Innere Gründe werden deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß man einen Ort brauchte, in den man Juden mit weitreichenden Beziehungen oder internationalem Namen schaffen konnte, und wo sie, wenigstens zunächst, nicht gleich ‚verschwandent‘, sondern erreichbar und notfalls auch vorweisbar blieben.“ Es sollte nach Absicht der Nazis ein „Vorzeigelager“ zur Täuschung der Weltöffentlichkeit werden. „Theresienstadt war als Sammelbecken zunächst für die böhmischen, bald auch für die mährischen Juden ausersehen, gleichzeitig aber auch schon als Durchgangsort ‚in die östlichen Gebiete‘“, notiert Adler zur Vorgeschichte des Lagers in seiner ersten großen wissenschaftlichen Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg, *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* (1955), auf deren überarbeiteter Fassung von 1960 die nachfolgende Darstellung – falls nicht anders angegeben – hauptsächlich basiert. [T, S. 21ff.] Weiters wurden hierfür von H. G. Adler insbesondere *Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente* (1958), ein Ergänzungsband zum ersten Theresienstadt-Buch, sowie *Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“* (1958, 2. Aufl. 1960) herangezogen.

Theresienstadt wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etwas mehr als 60 Kilometer nördlich von Prag nahe dem Zusammenlauf von Eger und Elbe als militärische Festung von Joseph II. (1741–1790) gegründet. Dieser wählte den Namen zu Ehren seiner Mutter, Kaiserin Maria Theresia (1717–1780), in deren Todesjahr der Hauptteil der Bauarbeiten fertiggestellt war. Die Festungsanlage bestand bis 1882, und auch danach blieb Theresienstadt weiterhin eine kleine Militärstadt: „Erst um die Jahreswende 1941/42 begann man die Garnison abzuziehen, um dem jüdischen Lager Platz zu machen.“ [T, S. 30]

Die eigentliche Geschichte des Lagers Theresienstadt begann mit dem Eintreffen des ersten „Aufbaukommandos“ am 24. November 1941 und endete mit der Befreiung durch die Russen am 8. Mai 1945. Adler benennt zwischen diesen Eckdaten „vier deutlich unterscheidbare Phasen“ [T, S. 72], von denen er jeder in seinem Buch ein eigenes Kapitel widmete: 1. „Geschlossenes Lager“ (November 1941 bis Juli 1942), 2. „Ghetto“ (Juli 1942 bis Sommer 1943), 3. „Jüdisches Siedlungsgebiet“ (Sommer 1943 bis September 1944) sowie 4. „Verfall und Auflösung“ (September 1944 bis Mai 1945).

Das erste „Aufbaukommando“ (AK I) „setzte sich aus Spezialisten in den Fächern Verwaltung, Wirtschaft, Finanz, Technik, Medizin und Handwerk zusammen, dazu kamen Bauarbeiter und Hilfskräfte“ [T, S. 32], deren Bedingungen im Vergleich zu den beiden Arbeitslagern, die H. G. Adler im Brief an Burghart bzw. in *Panorama* schildert, auf den ersten Blick sogar besser erscheinen, da diesen 340 Männern in Prag gesagt wurde, „sie hätten verschiedene Aufbauarbeiten zu leisten, wären aber ansonsten frei und könnten über das Wochenende zu ihren Angehörigen reisen“. Tatsächlich, so Adler, war aber das Aufbaukommando „mit der Abfahrt bereits deportiert“. Und schon bald folgten weitere Transporte nach. Insgesamt wurden bis zum 4. Dezember 1941 mehr als 4000 Menschen nach Theresienstadt verschickt, um mit dem Umbau der Stadt zu beginnen. An diesem 4. Dezember traf auch Jakob Edelstein, der erste „Judenälteste“, mit seinen Mitarbeitern („Stab“) ein, und noch am gleichen Tag wurde der „Ältestenrat“ gegründet, womit ein wesentlicher Grundstein dafür gelegt war, daß man die Außenwelt jahrelang in dem Glauben wiegen konnte, bei Theresienstadt handle es sich um einen ausschließlich von Juden bewohnten Ort unter Leitung des „Ältestenrats“ mit dem „Judenältesten“ an der Spitze.

AK I und die 1000 Männer des zweiten „Aufbaukommandos“ (AK II) sollten die Kerntuppe für den Lageraufbau bilden: „AK II bestand aus Ingenieuren, Ärzten, technischen und administrativen Fachleuten, Handwerkern und Arbeitern.“ Adler zitiert aus dem 1944 von Ingenieur Otto Zucker verfaßten Manuskript *Geschichte des Ghettos Theresienstadt zum 31.12.1943*: „Aufgabe des Stabes und dieser beiden Aufbaukommandos war es, die organisatorischen und technischen Voraussetzungen für die Aufnahme einer Bevölkerung von voraussichtlich fünfzigtausend Juden zu treffen.“ [T, S. 75ff.] In einem Dokument der JKG aus dem Jahr 1941 heißt es dazu, daß nach der Volkszählung des Jahres 1930 in Theresienstadt 7181 Personen in 219 Wohnhäusern wohnten, und für die ursprüngliche Festungstadt mit einem Grundriß von 1200 x 920 m und bedeutend kleinerer Innenfläche galt wie für alle ähnlichen Anlagen: „Die Wohndichte solcher militärischer Ubikationen läßt sich nicht in gleicher Weise steigern, wie die von normalen Wohnhäusern, weil die Wohnfläche an sich schon erheblich stark ausgenutzt erscheint. Würde man daran gehen, in dem bebauten Teil der

inneren Stadt [...] 50.000 Personen anzusiedeln, so käme man .. auf durchschnittlich 250 Personen pro Haus.“¹ [T, S. 28]

Das erste „Aufbaukommando“ fand eine unordentliche und fast leere Kaserne vor, sodaß sich die Situation Anfang Dezember folgendermaßen darstellte: „Wo man die Menschen hinlegen sollte, wußte man nicht, als man ihnen die ersten Zimmer und Säle anwies, in denen noch nichts vorbereitet war. Es fehlte an allem und jedem. Endlich bekam man etwas Holzwolle und Bretter wie auch da und dort die ersten Strohsäcke, um Frauen und Kinder nicht auf bloßem Boden in feuchten Räumen schlafen zu lassen. Es war ein Glück, daß man den ersten Transporten ihr sorgfältig zusammengestelltes Gepäck mit Decken und warmen Sachen nicht raubte. Man lebte fast nur von den mitgebrachten Eßvorräten, die nicht ausreichten, eine Hungersnot in den ersten Wochen zu verhindern.“ [T, S. 77]

Bereits am 6.12.1941 wurden die Gefangenen in zwei Gruppen geteilt, in Frauen und Kinder bis zu 12 Jahren sowie in Männer und größere Knaben, ein überraschender und unvorsehener Schritt, der Panik hervorrief. Trotz solcher Maßnahmen und trotz des strengen Verbots des Postverkehrs mit der Außenwelt herrschte im Lager in der Anfangsphase „eine gute Stimmung“ und „oft übergroßer Optimismus“ – jedoch: „Bald nach Neujahr 1942 sollte der Ernst der Sache deutlich werden. [...] Am 5. Januar 1942 kündigte der TB [= Tagesbefehl]² den ersten ‚Ostentransport‘ für den 9. Januar an. 1000 Menschen mußten fort. Die Hoffnung, in einem sicheren Lager zu sein, war für immer erschüttert.“ Am darauffolgenden Tag wurden neun Insassen wegen Vergehen wie Briefschmuggel zum Tod durch den Strang verurteilt und hingerichtet. „Von nun bis Anfang Februar 1943 war das Kommen und Gehen von Transporten an der Tagesordnung und schuf eine ununterbrochene Unruhe. [...] Anfang März 1942 wurden die Gründe für eine ‚Reklamation‘ gegen die ‚Einreihung‘ in Transporte formuliert, wobei zum erstenmal das furchtbare Wort ‚Familienzerreiung‘ fiel. Anerkannte Reklamationsgründe waren ‚Familienzerreiung‘, Alter über 65 Jahre, hohe Kriegsauszeichnungen, Kriegsbeschädigung bei mindestens 60% Erwerbsunfähigkeit, gültige ‚arische Mischehe‘ und ausländische Staatsbürgerschaft – mit Ausnahme von Polen, Luxemburg, USSR und

-
- 1 Zu den Auslassungen in den Zitaten ist folgendes anzumerken: Ich habe Auslassungen (wie hier zwischen „der inneren Stadt“ und „50.000 Personen“) unabhängig von ihrer Länge durch drei Punkte in eckigen Klammern angezeigt. H. G. Adler ging bei der Kennzeichnung seiner Auslassungen (wie hier zwischen „man“ und „auf“) etwas anders vor. Bei ihm bedeuten: „Zwei Punkte (..) gewöhnlich nicht mehr als drei Wörter, drei Punkte Satzteile oder kurze Sätze, vier oder mehr Punkte längere Stellen.“ [T, S. XXVI]
- 2 „Tagesbefehle“ wurden ab 15.12.1941 von der Leitung fast täglich zur Bekanntgabe von Aufträgen der SS sowie von eigenen Kundmachungen ausgegeben.

Staatenlosigkeit, später auch noch Slowakei, Kroatien, Rumänien und Ungarn, hingegen gewährte USSR zeitweise Schutz. Kurz darauf wurde auch der Schutz für Familienmitglieder der AK-Transporte (günstiger für AK I als für AK II) verlaublich, der lange wirksam blieb. Schließlich schützte ärztlich anerkannte ‚Transportunfähigkeit‘. Am 25. Dezember 1941 wurde die Aufstellung von sogenannten „Hundertschaften“ verlaublich („Sie lieferten in den ersten Monaten die Kerntruppen für alle Arbeiten, denn es gab zunächst wenig feste Berufseinteilungen – fast jeder war überall und bei jeder Arbeit tätig, wo es gerade nötig schien.“), und es wurden „Volkszählungen“ angeordnet: „Trotz den ständigen Deportationen nahm die Zahl der Gefangenen dauernd zu, und es entstand ein bedrohlicher Raummangel.“ [T, S. 89ff.]

„Am 27. Juni 1942 wurde die von der arischen Bevölkerung nunmehr vollständig geräumte Stadt der Ghettoverwaltung zur Gänze übergeben“, schreibt Otto Zucker in seiner *Geschichte des Ghettos Theresienstadt*. Der nun stattfindende Übergang vom „geschlossenen Lager“ zum „offenen Ghetto“ wurde von vielen Anordnungen begleitet, von denen eine speziell hervorgehoben sei: „Die gesonderte Unterbringung .. der Männer und Frauen bleibt aufrecht erhalten“, vermeldete der „Tagesbefehl“ vom 6.7.1942, „jedoch wird das Verbot des gegenseitigen Besuches aufgehoben.“ Adler merkt dazu an: „Für Gefangene, die länger in Theresienstadt waren – und man war bald, besonders in der ersten Zeit, ‚lange‘ im Lager, denn Tage und Wochen schienen Monate und Jahre -, war die über Nacht verkündete ‚Freiheit‘ ein unvergeßliches Ereignis. Alles strömte aus den Kasernen voller Erstaunen über die Erleichterung. [...] Was mußte es ihnen bedeuten, heute etwas zu dürfen, wofür noch gestern Mißhandlung, Transport und Tod drohten!“ Insgesamt beurteilt er diese Periode aber als „die dunkelste und verwirrteste Epoche des Lagers“. [T, S. 103ff.]

Ungefähr zur Zeit der „Stadteröffnung“ änderte sich auch die Zusammensetzung der Lagerpopulation. Bislang waren nur Transporte aus dem „Protektorat“ nach Theresienstadt gelangt, ab Juni 1942 kamen sie auch aus Deutschland und Österreich, wobei es sich fast ausschließlich um alte Leute handelte, denen man vorgemacht hatte, sie würden in Theresienstadt in einer Art Altersheim oder Kurort leben!

Im Juni 1942 kamen die ersten Transporte aus Berlin, München, Köln und Wien. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate fluteten immer mehr Transporte aus allen Landstrichen Deutschlands ins Lager und daneben noch zahlreiche Transporte aus dem „Protektorat“, hauptsächlich aus Prag. Ein unübersehbares Chaos, ein kaum mehr zu leitender anarchischer Trubel war die Folge. Wer aus dem „Protektorat“ kam, war zumindest weniger von Illusionen erfüllt, wußte vom Hörensagen ein wenig über die Verhältnisse Bescheid und

fand gewöhnlich einige Hilfe bei Verwandten und Freunden, aber wie anders war es um jene aus Deutschland und Wien bestellt!

Oft waren sie so gut wie gar nicht vorbereitet, in jeder Hinsicht ahnungslos und kannten keinen Menschen. War auch die sprachliche Verständigung nicht unmöglich, so waren ihnen doch die Begriffe der hier gesprochenen Sprache unverständlich. Die Eingesessenen aber konnten und wollten die Neulinge nicht verstehen. Die Stimmung vieler junger tschechischer Juden gegen die Greise aus Deutschland ist mit folgenden Worten leider nur zu richtig festgehalten: „Wir hatten uns eingeredet, daß wir, wenn wir in die Tschechoslowakei kämen, in ein Freundesland kämen, mit uns vereint in unserem Haß gegen Hitler und seine Helfershelfer. Aber welche Enttäuschung für uns! Die Tschechen haßten uns genau so, wie wir Hitler haßten, und sie machten für das Unglück, das sie betroffen hatte, uns mit verantwortlich. Sie sahen in uns nicht Leidensgefährten, sondern nur Deutsche, die sie haßten.“³ Es handelte sich mit wenigen Ausnahmen um alte, müde, meist gebrechliche, selbst sterbenskranken Menschen. Sie kamen aus Versorgungsheimen oder aus stark assimilierten Kreisen und hatten mitunter grausame Verfolgung nicht unmittelbar am eigenen Leibe verspürt. Ihre Kinder und jüngeren Verwandten waren meist ins rettende Ausland entkommen, zum kleineren Teil hatte man sie in Fabriken, Arbeitslager oder schon in das namenlose Elend im Osten verschickt. Selten konnten sie ihr Gepäck ordentlich packen, waren dazu auch physisch oft kaum imstande. Niemand konnte oder wollte ihnen beistehen. Man hatte sie in Sammellager gebracht, wo sie, besonders in Wien, und hier durch jüdische Mitschuld, unter erbärmlichen Verhältnissen mitunter wochenlang leiblich und seelisch verelendeten. So waren sie bereits verwahrlost, verschmutzt und oft halb verhungert, bevor man sie in Viehwagen pferchte. Die Reise vollendete ihr Elend bis an die Grenze lebender Verwesung. Obwohl die Fahrt aus manchen Orten Tage dauerte, hatte man in den Zügen nichts für die Notdurft der Armen vorbereitet. Wasser gab man den Unglücklichen nicht mit, manchmal hatten sie nicht einmal Wegzehrung mit sich. Medizinische Hilfe konnte nicht geleistet werden. Man vergegenwärtigte es sich bloß, daß hier gewöhnlich Menschen von 70 bis 80 Jahren reisten, und auch Neunzigjährige waren dabei! So kamen sie, an Leib und Seele verwüstet, keiner Entschlüsse mehr fähig, ihrer Sinne oder Glieder nicht mehr mächtig. Deutsche Stellen hatten diesen Menschen schamlose Versprechungen über die bevorstehende gute und sorglose Zukunft gemacht und sie bewußt irregeführt, damit ihre Vorbereitungen nur ja so unbrauchbar und sinnlos wie möglich ausfielen. Diese Juden, unter denen sich tausende von Kriegsverletzten und Kriegsdekorierten befanden, waren in einer festen Ordnung auferzogen und an sie gewohnt; schließlich im blinden Glauben an sie erstarrt, merkten sie nicht, daß diese Ord-

3 Das Zitat entstammt einem Brief einer Lagerinsassin aus Berlin.

nung längst entwertet und von Lüge und Bosheit zerfressen war. So war es leicht, diese Unglücklichen in fast unglaublich dummer Weise zu hintergehen, bei allem, was man ihnen vorgeschwindelt hatte, schöpften sie keinen Verdacht, sondern vertrauten bereitwillig und vertrauten immer wieder. Das ging aus der Art des Gepäcks hervor, soweit man den Opfern dafür freie Wahl gelassen hatte. Da man ihnen über die bequemen und gemütlchen Verhältnisse im „Reichsaltersheim“, im „Theresienbad“, im „Kurort Theresienstadt“ mit seinen freundlichen Villen, Hotelpensionen und angenehmen Altersheimen das Blaue vom Himmel vorgefabelt hatte, brachten sie Gardinen, Vasen, Familienandenken und die für ein Lager unsinnigsten Geräte mit, an denen ihr Herz hing, und mit denen sie ihre neue Umgebung wohnlicher gestalten wollten. Die Kleidung hatten sie wie für einen Sommeraufenthalt zusammengestellt. In ihre Handtaschen hatten sie ein paar Zigarren oder vielleicht eine gute Flasche Wein gepackt. Nur was das Lager erforderte, was sie mit Nutzen hätten brauchen können, das fehlte oft ganz. Es mangelte ihnen an Decken und warmen praktischen Sachen. Den einen hatte man verboten, Messer oder andere hier unerläßlich wichtige Sachen mitzunehmen. Andere hatten keinen Löffel – das Universalinstrument in jedem Lager –, sie hatten kein Gefäß zum Empfang des Essens. Es fehlten ihnen Waschsachen und Handtücher. Von solchen Dingen setzten sie es als selbstverständlich voraus, daß sie beim verheißenen und erwarteten Komfort in Überfluß vorhanden wären. [...]

Die Ankömmlinge fragten manchmal schon auf dem Bahnhof oder in der „Schleuse“⁴, ob ein oder zwei Zimmer für sie reserviert wären oder wünschten sich Südseite und einen Balkon. Sie zeigten Bestätigungen über große Beträge, selbst über 500.000 RM, mit denen sie sich für einen lebenslänglichen Aufenthalt samt Verpflegung in Theresienstadt eingekauft hatten. [T, S. 106ff.]

Im September und Oktober 1942 wurden in sogenannten „Alterstransporten“ 18.000 Personen über 65 Jahre (eine Gruppe, die bislang von Weitertransporten verschont geblieben war) „in ein anderes Versorgungsghetto“ verschickt – so hieß es zumindest offiziell: „Jüngere Gefangene wurden nicht aufgerufen, durften sich aber freiwillig zu ihren

4 „Schleuse“ und „schleusen“ sind aus dem Bereich der Flußschifffahrt entlehnte Begriffe, die ab Januar 1942 in Theresienstadt Verwendung fanden und nach Adlers Einschätzung „wohl die Zentralwörter der Lagersprache von T[heresienstadt]“ wurden. „Schleuse hieß zunächst die Sammelstelle für ankommende oder abfahrende Deportierte, die nach einem Aufenthalt von mehreren Stunden bis zu einigen Tagen von hier im Lager einquartiert bzw. zum Deportationszug geleitet wurden. [...] ‚Schleusen‘ waren nicht allgemein zugänglich und konnten in verschiedenen Räumen oder Gebäuden sein, darum hieß auch kein bestimmtes Gebäude ‚Schleuse‘.“ [T, S. L (Wörterverzeichnis)]

Angehörigen melden. [...] Beim Abtransport spielten sich furchtbare Ereignisse ab, die selbst in der an Unmenschlichkeiten überreichen Geschichte der Deportationen einmalig sind.“ [T, S. 121f.]

Diesen Ereignissen waren gewisse Maßnahmen entgegengesetzt, die eine „Scheinnormalisierung“ (H. G. Adler) erstrebten, eine Entwicklung, die im Sommer 1944 ihren Höhepunkt erreichen sollte. Dazu gehörte die Einführung einer „Geldwirtschaft“ mit „Lohnsystem“ und „Ghettokronen“ sowie die Einführung eines bescheidenen und eingeschränkten Postverkehrs. „Die verschiedenen Qualitäten den Einkommensstufen nach bestanden nur auf dem Papier, und die Preisunterschiede waren belanglos, da das ‚Ghettogeld‘ nie einen Wert darstellte und im Bedarfsfall leicht zu beschaffen war. Die ‚Geldwirtschaft‘ und die Läden waren nicht ernst zu nehmen, sie wurden von den Gefangenen, vielleicht mit gelegentlichem Ärger untermischt, nach Gebühr belächelt, doch den internen Verwaltungsapparat belasteten sie außerordentlich“, lautet Adlers Kommentar. „Manche Läden entbehrten nicht der Tragikomik. So sah man bei den ‚Haushaltsgegenständen‘ Vasen, Nippes und anderen hier nicht tauglichen Plunder aus dem Gepäck deutscher Juden, die guten Glaubens in das ‚Theresienbad‘ gefahren waren.“ [T, S. 126]

Mitte 1943 wurde zum ersten Mal eine Delegation des Deutschen Roten Kreuzes in das Lager gelassen, „das man für diesen Zweck nicht präpariert hatte“ [KEJ, S. 110]: „Auf Drängen des IRK war es dem Deutschen RK gelungen, die Erlaubnis eines Besuches von Theresienstadt zu erhalten. Gemeinsam mit von Thadden, dem Judenreferenten vom Auswärtigen Amt, den Eichmann beauftragt hatte, hielten sich seine Vertreter Hartmann und Niehaus Ende Juni 1943 zwei Tage im Lager auf.“ [T, S. 147] „Sie hatten noch kein anderes jüdisches Lager gesehen und waren selbst von diesem Vorzugslager entsetzt, worüber sie vertraulich dem IRK berichteten. Dabei war ihnen bewußt, daß man nach Theresienstadt Menschen gebracht hatte, die man ‚irgendwie retten‘ wolle, doch ahnten sie nicht, daß man auch von hier regelmäßig Insassen in Vernichtungslager verschickte.“ [KEJ, S. 110] Adler veröffentlichte ein Dokument vom 8.7.1943, das sich auf Schilderungen dieser Kommission stützt und in dem unter anderem zu lesen ist: „Die Herren des Deutschen Roten Kreuzes seien 48 Stunden in Theresienstadt gewesen und seien von der Lage in Theresienstadt tief beeindruckt, d. h. äußerst bestürzt gewesen. [...] Es fehlt an allem. Die Leute seien furchtbar unterernährt, die medizinische Hilfe sei völlig ungenügend. Die Wohnungsverhältnisse seien grauenhaft, da in einem Städtchen, wo früher 7000 Menschen wohnten, jetzt ungefähr 6 bis 7 Mal so viele wohnen. In einem Hause, wo eine Gruppe sogenannter Prominenter⁵ untergebracht sei

5 „Ab Herbst 1942 wurden von der SS bestimmte Persönlichkeiten für ‚prominent‘ erklärt. Die offizielle Definition lautete ‚im früheren Leben (um Deutschland) Verdienste erworben‘. Solche Perso-

[...], wohnten ungefähr 4-5 Leute in einem Zimmer. In den Wohnstätten der Nichtprominenten sei es wesentlich schlimmer.“ [VW, S. 304f.]

Genau einen Monat nach dem Besuch der Kommission, am 28. Juli 1943, ging man daran, in Theresienstadt anstelle der seit Anfang Juli 1942 üblich gewesenen Buchstaben-Nummern-Kombinationen mit L und Q (für Längs- und Querstraßen) wieder zivile Straßennamen wie Wallstraße und Turmgasse einzuführen. Die Straße, in der die meisten „Prominenten“ wohnten, erhielt die Bezeichnung „Seestraße“. Es gab nirgendwo einen See, aber „Seestraße“ mußte auf Postkarten als Adresse angegeben werden, um vom Aufenthaltsort der nach Theresienstadt Verschickten günstige Vorstellungen zu erwecken.



Paketzulassungsmarke für Theresienstadt [VW, S. 324]

nen hießen ‚A-prominent‘. Schlug die jüdische ‚Leitung‘ jemanden vor, den die SS anerkannte, so war er ‚B-prominent‘.“ [T, S. XLVIII (Wörterverzeichnis)] (Vgl. auch T, Kapitel 10 *Bevölkerung*)

2. „Stadtverschönerung“

Wir werden sagen, daß unser Erstaunen außerordentlich war, im Ghetto eine Stadt zu finden, die fast ein normales Leben lebt; wir haben es schlimmer erwartet. Wir sagten den mit der Begleitung beauftragten Offizieren der SS-Polizei, daß die Schwierigkeit, auf die wir stießen, um die Bewilligung zum Besuche Theresienstads zu erhalten, am überraschendsten ist. Diese jüdische Stadt ist tatsächlich erstaunlich. [...]

Unser Bericht wird das Urteil niemandes ändern; jedem steht es frei, die vom Reich eingenommene Stellung die jüdische Frage zu lösen, zu verdammen. Wenn dieser Bericht dennoch das Geheimnis rund um das Ghetto Theresienstadt ein wenig zerstreut, so ist es genügend. [VW, S. 312]

Dieses Zitat stammt aus der abschließenden Zusammenfassung des Berichtes des IRK-Delegierten Dr. Maurice Rossel, der einer Kommission angehörte, die im Sommer des darauffolgenden Jahres, am 23. Juni 1944, Theresienstadt besuchte. Was war in der Zwischenzeit passiert?

Im Oktober 1943 kamen 450 dänische Juden nach Theresienstadt, durch die, so Adler, „die innere und äußere Entwicklung Theresienstads in einem kaum überschätzbaren Maße bestimmt wurde, und zwar durch den bloßen Umstand ihrer Deportation“. Zuerst sei es dem „tatkräftig mutigen Verhalten“ offizieller Stellen in Dänemark zu verdanken gewesen, daß es ihren gefangenen Landsleuten bald besser ging als allen anderen im Lager: „Die dänischen Behörden verwahrten die Schlüssel der nie ausgeraubten Wohnungen, aus denen man Kleidung holte und den Eigentümern nachsandte.“ Als aber noch weitaus bedeutsamer sollten sich folgende Schritte erweisen: Es wurde „schon im Oktober und November 1943 um den Besuch einer Delegation des dänischen RK in Theresienstadt angesucht“. [T, S. 162f.]

Nicht lange davor, nach einer Deportationspause, die seit Anfang Februar angedauert hatte, verließen in einem großen Doppeltransport, der als „Arbeitseinsatztransport“ angekündigt war, dem allerdings eine ganz besondere Rolle zukommen sollte, am 6. September 1943 5000 Personen Theresienstadt in Richtung Auschwitz II (Birkenau), wo sie am 8. September eintrafen. Das Schicksal, das bereits über sie verhängt war, lautete: „SB [= Sonderbehandlung] mit sechsmonatlicher Quarantäne“ – Tod in der Gaskammer in einem halben Jahr. Mit wenigen Ausnahmen überlebte niemand von ihnen die Nacht vom 8. zum 9. März 1944.

Zu welchem Zweck hatte man diese Menschen so lange aufgespart? Sie kamen in ein eigens für sie hergerichtetes Lager, wo sie familienweise und, für Auschwitzter Verhältnisse, gut

untergebracht wurden. Kinder kamen in Jugendheime. Man gewährte eine gewisse Selbstverwaltung und verlangte keine Arbeit, die über die Ordnung der eigenen Bedürfnisse hinausgegangen wäre. Man gab ihnen sogar einen Teil ihres Gepäcks, ließ sie in ihrer Kleidung laufen und schor vielen nicht einmal des Haar. Das waren für Auschwitz unerhörte Dinge. Sie mußten harmlose Karten nach Böhmen und Mähren wie auch nach Theresienstadt schreiben, berichteten von ihrem Wohlergehen, baten gleichfalls um Nachricht und nannten Birkenau als Wohnort. In Theresienstadt und auch sonst im „Protektorat“ war nicht bekannt, daß Auschwitz mit dem harmlos klingenden Birkenau identisch war. In Theresienstadt durfte außerhalb des normalen Schreibturnus geantwortet werden. Auch aus dem „Protektorat“ wurde geschrieben, und Pakete wurden abgeschickt, die ordentlich empfangen und bestätigt wurden. Fast unmittelbar vor dem Massenmord, am 5. März, ließ man die nichts ahnenden Menschen noch einmal mit den Daten 25. bis 27. März schreiben. Die Karten gelangten an das bestimmte Ziel, als die Asche der Erstickten schon seit Wochen verstreut worden war. Wenigstens in Theresienstadt gelang die Täuschung, man war der Ansicht, Birkenau könne nicht so schrecklich sein und dürfte den Verhältnissen in Theresienstadt ähneln; vielleicht war es dort nicht „ganz so gut“, aber gewiß mußte es das „zweitbeste“ Lager sein, wo man erträglicher leben und auch den Krieg eher überleben könnte als in einem Konzentrationslager oder in einem polnischen „Ghetto“. So wurden die künftigen Opfer in sorglos getrostete Stimmung gewiegt. Polen mußte arg sein, unbezweifelte Nachrichten von Pogromen waren durchgesickert, aber Birkenau, nein ... Auch mußten die Deutschen nach der unverkennbaren Wendung der Kriegslage jetzt vorsichtiger sein, draußen in der Welt war man auf die Juden in den Lagern und in Theresienstadt aufmerksam geworden, eine allgemeine Besserung der Lage, ein menschlicherer und milderer Kurs schienen deutlich ... So oder ähnlich dachte fast jeder in Theresienstadt. [T, S. 130f.]

Um bei einem bevorstehenden Besuch einer Kommission, die auf das Wohl der Lagerinsassen bedacht war, keine völlig überfüllte Stadt zu präsentieren, wurden im Dezember 1943 und im Mai 1944 in ähnlicher Weise noch 12.500 weitere Menschen in den Osten verschickt, was für die weitaus meisten den Tod bedeutete. Mit einer Belegschaft von ungefähr 28.000 galt dann das Lager zwar als „überfüllt“, aber als „besichtigungsfähig“. Doch bis zur wirklichen Besichtigung wurden auch noch andere Maßnahmen ergriffen: „Ende 1943 kannten die Gefangenen kaum das Wort ‚Stadtverschönerung‘, das ab Anfang 1944 in aller Munde war. [...] Man scheute keine Mühe, kein Geld, keine Arbeitskräfte, keine Anspornungen und Belohnungen, um dieses Werk zu vollbringen.“

Es wurden die Straßen hergerichtet, Zäune entfernt, Bänke aufgestellt und Rasenflächen mit Rosenstöcken angelegt. Terrassen mit Tischen, Stühlen und Sonnenschirmen

sollten einen Kurhausbetrieb vortäuschen. Gegenüber dem Kaffeehaus wurde ein Musikpavillon errichtet, man schuf Räumlichkeiten für Opern- und Theateraufführungen sowie für Konzerte und Vorträge, es gab eine Bibliothek und ein „Zentralbad“. Die Kinder erhielten einen Spielplatz sowie einen Pavillon aus Holz und Glas als Kleinkinderhort, „damals in ganz Deutschland eine unerschwingliche Kostbarkeit“: „Hinter dem Pavillon gab es den lustigsten Vergnügungspark mit einem Sandhaufen, Planschbecken, Karussell und anderen schönen Dingen.“

Die Gebäude wurden ausgebessert und gestrichen. Innen wurden zumindest diejenigen Objekte renoviert, die für eine Besichtigung vorgesehen waren. Dazu kamen ordentliche Einrichtungsgegenstände, bunte Lampenschirme, Vorhänge, Blumentöpfe. „Es entbehrt nicht der Komik“, meint Adler, „daß man in Häusern, die zwar nicht besucht werden sollten, an denen aber die Kommission vorbeikommen würde, die zu ebener Erde gelegenen Räume herrichtete.“ Die „Stadtverschönerung“ durfte natürlich auf gar keinen Fall vor den öffentlichen Gebäuden haltmachen, wofür stellvertretend folgende Beispiele genannt seien: „Mit lächerlichem Luxus wurde die ‚Bank‘ ausgestattet, wo man dem ‚Direktor‘ einen großen Schreibtisch und eine lederne Klubsesselgarnitur aufstellte. Alle ‚Geschäftsräume‘ wurden überholt, die Auslagen geputzt und mit Dekorationen versehen, womit der Phantasie der in Theresienstadt gefangenen Künstler sich ein weites Feld eröffnete. Die Firmenschilder wurden bunt gestrichen. Besonders sorgfältig wurde die Post in L 414 ausgestattet, damit die Ausgabestelle für Pakete eindrucksvoll amtieren konnte.“ [T, S. 165ff.]

Je näher der Besuch rückte, desto fieberhafter steigerten sich die Vorkehrungen: „Die Lächerlichkeit der letzten Vorbereitungen konnte nicht mehr überboten werden. [...] Man arbeitete Tag und Nacht, als wäre es um das Glück der Welt gegangen. Immer noch gab es etwas zu richten und zu verschönern. Die Gehsteige der Straßen wurden mit Seife gewaschen und wie Parkettboden gerieben. Man durfte sie nicht betreten.“ [T, S. 172] Das Ziel dieser „Komödie“, ein Ausdruck, den Adler wiederholt im Zusammenhang mit der „Stadtverschönerung“ verwendet, beschreibt er wie folgt: „Theresienstadt sollte kein ‚Ghetto‘ mehr sein, sondern eine ‚jüdische Siedlung‘,⁶ in der die Juden zwar abgesondert, aber zufrieden unter ihrer Selbstverwaltung lebten;⁷ eine Idylle inmitten

6 Bei Adler ist dazu zu lesen: „Es kann nicht oft genug betont werden, daß das historische Ghetto mit dem gleichnamigen Sondertyp eines Konzentrationslagers nichts gemein hat. Bis März 1944 hieß es offiziell ‚Ghetto Theresienstadt‘, obwohl nach außen dieser Terminus meist unterdrückt und durch ‚jüdische Siedlung‘ oder ‚jüdisches Siedlungsgebiet‘ ersetzt wurde. Dennoch sagte das Internationale Rote Kreuz (IRK) noch 1945 in seinen Berichten nur ‚Ghetto‘.“ [T, S. XXXIX (Wörterverzeichnis)]

7 Es verschwand unter anderem auch der Ausdruck „Tagesbefehl“ und wurde nun durch „Mitteilun-

des Grauens des Krieges, in dem es der deutschen Zivilbevölkerung, ganz zu schweigen von der kämpfenden Truppe, viel schlechter ging als den Juden unter dem besonderen Schutze Adolf Hitlers, der es sich offenbar zur Aufgabe gestellt hatte, ihr Retter und Behüter vor dem gerechten Zorne des deutschen Volkes zu werden.“ [T, S. 150]

Am 23. Juni 1944 traf nun die aus zwei Dänen und dem Schweizer Dr. Maurice Rossel bestehende Kommission in Theresienstadt ein. „Aus Dänemark kamen Frants Hvass, Chef der politischen Abteilung des Außenministeriums, und Oberarzt Juel Henningsen als Beauftragter des Dänischen RK vom Gesundheitsamt des Innenministeriums.“ [T, S. 173] Der Besuch dauerte von 11 bis 19 Uhr, das Wetter war günstig. Ansprachen und Tagesprogramm sind in *Theresienstadt 1941–1945* detailliert beschrieben, und wir wollen das an dieser Stelle nicht wiederholen. Ein Fußballwettkampf auf dem Südberg sowie die Besichtigung kleiner Schrebergärten in den Festungsgräben und die Besichtigung der Seidenraupenzucht seien jedoch auch hier zumindest erwähnt.

Über die Darlegungen der beiden Dänen äußert sich Adler anerkennend: „Die Berichte von Hvass und Henningsen sind vorsichtig und voll Sympathie für die Juden verfaßt, spiegeln aber, wie es allein möglich war, nur das Gesehene, das wenig Anlaß zu begründeten Klagen bot, und das Gehörte, das sie weder beurteilen noch überprüfen konnten und auch zu bezweifeln kaum Anlaß hatten.“ [T, S. 178] Ganz anders wird von ihm der Bericht bewertet, den der Schweizer IRK-Funktionär Rossel abgeliefert hatte, „der, anders als die Dänen, seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen war und alles, was man ihm durch den Mund des terrorisierten hilflosen Judenältesten weisgemacht hatte, als Ergebnis seiner eigenen Einsichten nach Genf meldete.“ [KEJ, S. 110f.] „In den Hauptzügen decken sich Rossels Angaben mit den Berichten von Hvass und Henningsen“, räumt Adler zwar ein, „doch unterscheidet sich Rossels Ton und Anschauung mitunter erheblich. Es empfiehlt sich ein Vergleich mit der Darstellung von Hvass, der ich im 6. K[apitel von *Theresienstadt 1941–1945*] gefolgt bin, insofern sich die Besucher nicht auf eigene Beobachtungen und Einsichten, sondern auf Mitteilungen des Judenältesten Eppstein stützten. Ein Mangel Rossels ist es, sich fast nie auf die Äußerungen Eppsteins erkenntlich zu berufen, sondern so zu schreiben, als hätte er selbst die Einzelheiten erforscht. Durch diese Methode stellt sich alles viel überzeugender positiv dar als in den dänischen Berichten, die Verantwortung fällt auf Rossel zurück, der seine Sache selbstsicher vorträgt.“ Rossel habe eine „fast schon unerlaubt naive, ja selbst leichtfertige Zusammenfassung“ geschrieben, „mit der den Anstrengungen des IRK zur Erkenntnis der Wahrheit schlecht gedient war“. [VW, S. 313ff.]

Als Reaktion auf diesen Bericht ist in *Die verheimlichte Wahrheit* als Dokument 227

gen der Selbstverwaltung“ (MdS) ersetzt.

der Text eines Telegramms abgedruckt, das Dr. Gerhart Riegner vom „Jüdischen Weltkongress“ am 25. Juli 1944 von Genf nach London geschickt hat: „Ihr werdet möglicherweise in Kürze einen vertraulichen Bericht über Theresienstadt erhalten, den der Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes, der kürzlich zum ersten Mal Theresienstadt besucht hat, erstattet hat. Dieser Bericht, der hier beim Internationalen Roten Kreuz geheimgehalten wird, scheint die Lage viel zu günstig zu beurteilen und muß mit größter Vorsicht aufgenommen werden.“ Riegner äußert auch „Befürchtungen“, daß „Einwohner deportiert werden können“. [VW, S. 323]

Wie begründet diese Befürchtungen waren, ist ebenfalls bei H. G. Adler nachzulesen: „Riegner bangte mit Recht; zwei Monate nach seinem Telegramm wurden gegen 18.500 Theresienstädter nach Auschwitz verfrachtet, von ihnen mindestens vier Fünftel als mit [! (F. H.)] die letzten Opfer der Gaskammern gleich ermordet, und nur etwas über 10.000 blieben in Theresienstadt zurück.“ [KEJ, S. 111] Vor diesem „bittere[n] Nachspiel“ sollte für Propagandazwecke „die Komödie auch gefilmt werden“, was bis Mitte September 1944 geschah. Adler schreibt über dieses „Werk des organisierten Wahnsinns“, den letzten von insgesamt drei Propagandafilmen über Theresienstadt:⁸ „Es war der reine Fabelfilm, so wie sich vielleicht der dümmste Judenhasser die Juden vorstellen mag. [...] Im März 1945 wurde der Film sogar noch mit jüdischer Musik im Lager synchronisiert, als bereits der größte Teil der Mitwirkenden tot, der Rest in Elendslagern über Deutschland hin verstreut oder in dem zerfallenden Theresienstadt war.“ [T, S. 179ff.]

Im Frühjahr 1944 wurden in Theresienstadt Plakate angeschlagen, auf denen zum einen das Bild eines verdrießlichen Mannes zu sehen und zum anderen folgender Text zu lesen war: „Herr Cvok: Warum Stadtverschönerung? Ich geh doch eh in den Transport.“ „Dieses seltsame, höchst überflüssige Plakat“, so lautet Adlers Kommentar dazu, „sollte besagen, nur ein Narr könne sich der ‚Verschönerung‘ widersetzen und nicht für sie schufteten, was immer auch geschehen möge. In Wirklichkeit traf das Plakat unfreiwillig die Wahrheit – warum Stadtverschönerung, wenn man nachher in den Transport, in die Gaskammer gehen mußte?“ [T, S. 165f.]

8 Dieser Film ist heute hauptsächlich unter dem sarkastischen Titel *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt* bekannt, wurde aber von den Nazis nie so, sondern *Theresienstadt. Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet* genannt. Näheres zu den Theresienstädter Filmen vgl. Karel Margry: Das Konzentrationslager als Idylle. *Theresienstadt. Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet*. In: Auschwitz. Geschichte, Rezeption und Wirkung. Frankfurt a. M./New York: Campus 1996 (= Jahrbuch des Fritz-Bauer-Instituts zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 1), S. 319–352 sowie ders.: Ein interessanter Vorgänger. Der erste Theresienstadt-Film (1942). In: Theresienstädter Studien und Dokumente. Prag: Academia 1998, S. 181–212.

Diese Katastrophe brach dann über die Theresienstädter im Herbst 1944 herein, offiziell ging es wiederum zum „Arbeitseinsatz“: „Nach diesen Transporten glich Theresienstadt einer zerstörten Stadt. Das Leben war gelähmt, die Einrichtungen des Lagers zerschlagen, die ‚Verschönerung‘ vollendet. Die Straßen starrten vor Schmutz. Viele Häuser standen leer, die mit vielem Fleiß so mühsam eingerichteten Stübchen verfallen, Haufen von herrenlosem Gepäck, darunter auch kostbare Sachen, verwahrlost und verstreut.“ [T, S. 194]

Anfang März 1945 wurde jedoch noch einmal eine „Stadtverschönerung“ angeordnet, da man einen neuerlichen Besuch einer Kommission erwartete: „Auch diesmal verschlang die ‚Verschönerung‘ einen erheblichen Aufwand, wenngleich dies alles mit der Komödie im Jahre zuvor nicht zu vergleichen war.“ Am 6. April 1945 konnte Theresienstadt durch Paul Dunant, der für dieses Lager zum zuständigen Delegierten ernannt worden war, und dem Delegierten des Berliner IRK Dr. Otto Lehner, der Dr. Rossel ersetzt hatte, besichtigt werden. „Was man Dunant zeigte, mußte als Irrsinn erscheinen. Leere Wohnräume und Konzerte und Theater am hellen Mittag – das war denn doch zu viel“, schreibt Adler, der mit dem anderen der Hauptbeteiligten scharf ins Gericht geht: „Trotzdem machte der Schwindel auf Lehner starken Eindruck.“ [T, S. 202f.] „Lehner berichtete über Theresienstadt geradezu begeistert; man kann es kaum fassen, daß ein Funktionär des IRK so unverantwortlich schreiben konnte. Zum Glück wurde zu diesem späten Zeitpunkt dadurch kein Unheil mehr angerichtet.“ [KE], S. 114] „Selbst der irreführende Bericht Rossels wird durch die gedankenlosen und fast begeisterten Ausführungen Lehnners bis zur Unsinnigkeit überboten.“ [VW, S. 357]

Am 16. April durfte Dr. Rudolf Kasztner als erster freier Jude nach Theresienstadt. „In der Nacht vom 17. zum 18. April verbreitete sich plötzlich mit Windeseile ein Gerücht, dem die meisten Gefangenen erlagen: ‚Der Krieg ist zu Ende, wir sind frei!‘ Der Menschen bemächtigte sich eine stürmische Begeisterung, und wer nur konnte, lief auf die Straße, wo es hoch herging. Schließlich fand der Vorfall ein glimpfliches Ende durch eine Ansprache Rahms⁹, in der er behutsam die Mitte zwischen beruhigenden und einschüchternden Worten wählte, und alle gingen strafflos aus.“ [T, S. 207f.] Am 21. April besuchte Dunant abermals Theresienstadt, wohin nun auch viele neue Gefangene aus anderen Lagern strömten. Ab Anfang Mai stand Theresienstadt unter dem Schutz des Roten Kreuzes, am 8. Mai rollte der erste russische Panzer durch das Lager.

⁹ Karl Rahm (1907–1947), Kommandant in Theresienstadt.

3. „Bestätigter“ Maurer

„Mit meiner Frau und Verwandten kam ich am 8.2.1942 nach T[heresienstadt]. Meine Frau, Ärztin und Chemikerin, leitete das medizinische Zentrallaboratorium bis zu unserer Verschickung am 12.10.1944. Ich habe nur kleinste Stellen ausgefüllt: Hundertschaft, Zimmerordonnanz, Kanzleihilfskraft, Barackenbau, ‚fliegende Baukolonne‘ Maurer, Hilfsbibliothekar. Außerdem hielt ich für die ‚Freizeitgestaltung‘ und in privaten Zirkeln Vorträge. Ich kannte viele Menschen in hohen, geringen und gar keinen Stellungen und stand selbst nie im Mittelpunkt der Lagerereignisse.“ [T, S. 703] Dieses Zitat enthält die einzigen Informationen, die dem mit Einleitung und Anhang ziemlich genau 950 Seiten umfassenden Theresienstadt-Buch explizit über Adlers persönliches Schicksal im Lager zu entnehmen sind. Ich möchte hier daher Adlers eigene Situation und ihre Besonderheiten vor dem allgemeinen Hintergrund genauer darstellen und dabei zeitlich unmittelbar an das Ende des vorangehenden Kapitels und die Ereignisse vom Februar 1942 anschließen.

„Die Sammelstelle war in Prag lange Zeit auf dem Gelände der Mustermesse in einer räumlich wie auch sonst ungeeigneten hölzernen Ausstellungsbaracke. Sie war nicht reingedicht, unbeheizbar, daher im Winter bitter kalt, verwahrlost und düster, da es nur ein wenig Oberlicht gab. Diese Elendsstätte führte den euphemistischen Namen ‚Messepalast‘. [...] Trafen die schwerbepackten Opfer ein, ihr Kärtchen mit der ‚Transportnummer‘ an einer Schnur um den Hals,¹⁰ so mußten sie sich beim Eingang ausweisen. Dann gelangten sie durch die Aufnahmekanzlei der ‚Transportabteilung‘ der JKG nach endlosem Anstehen und vielen Prozeduren, ohne die geringste Rücksicht auf Alte, Kranke und Kinder, an die zugewiesenen Schlafplätze, wo man sich dauernd aufhalten sollte. Der bei Tag und Nacht fahle Raum war trostlos, die Luft stickig, je nach der Witterung eisig, feuchtkalt oder drückend heiß. Der Aufenthalt bis zur Abfahrt dauerte meist drei bis vier Tage.“

¹⁰ Adler erklärt, wie die „Transportnummer“ zustande kam: „Jeder Transport wurde an seinem Abgangsort mit Buchstaben bezeichnet. Die Transporte vorzubereiten und durchzuführen war weitgehend Aufgabe der Prager JKG und ihrer ‚Transportabteilung‘. Die Betroffenen wurden schriftlich durch Boten verständigt und erhielten eine ‚Transportnummer‘, die für die Dauer des Aufenthaltes in Theresienstadt gleichsam zu einem Bestandteil des Namens wurde und im amtlichen Verkehr angegeben werden mußte. Man hatte etwa die ‚Transportnummer‘ W 982 [– H. G. Adlers eigene ‚Transportnummer‘! –] oder AAI 475 oder Cv 13, was besagte, daß N. N. mit dem Transport W oder AAI oder Cv nach Theresienstadt gekommen war und in der entsprechenden ‚Transportliste‘ unter Position 982 oder 475 oder 13 geführt wurde.“ [T, S. 37] Vgl. auch VW, S. 47f. (Dokument 21).

Die eigentliche Abfahrt erfolgte dann von einem nahen Vorstadtbahnhof, zu dem man zu Fuß marschieren mußte: „Vorher stand man viele Stunden bei jedem Wetter auf dem Hofe des Messegeländes, ohne Rücksicht auf Alter oder Krankheit. Wer zusammenbrach, kam auf Tragbahnen, auf die man auch jene legte, die nicht gehen konnten oder als ‚schwerkrank‘ anerkannt waren. Während des Marsches war man Belästigungen durch SS-Männer und deren jüdische Schergen ausgesetzt. [...] Ein Transport von 1000 Personen wurde in nicht ganz vier Stunden verladen. Nachdem die Begleitmannschaft von deutschen Polizisten eingestiegen war, fuhr der Zug ab. In zwei bis drei Stunden traf er auf dem Bahnhof von Theresienstadt in Bohušovice ein.“ [T, S. 69ff.]

Die Transporte kamen in Personen- oder Viehwagen an und wurden bis Juni 1943 nach dem Bahnhof in Bohušovice, dann unmittelbar ins Lager geleitet. [...] Bald nach Ankunft des Zuges wurde auswaggoniert, was bei 1000 Personen etwa zwei Stunden dauerte. [...] Die Ankömmlinge waren nach den oft langen und beschwerlichen Fahrten, wie auch durch ungünstiges Wetter übermüdet, gereizt, verängstigt und in ihrer geistigen Klarheit oft stark beeinträchtigt. Niemand wußte, was ihm bevorstand, und die Phantasie vergrößerte, je nach Temperament, die erwarteten Gefahren. [...] Der psychische Schock der Neulinge war von vielen Traumata bedingt, die man sich bloß mit reger Vorstellungskraft einzeln vergegenwärtigen kann. [...] Mit einem Schlage waren die Menschen ihrer gewohnten Umwelt entrissen. Was ihnen lieb und nahe war, was sie erkämpft hatten, was ihnen Sicherheit und Freude geboten hatte, war verloren und schien unwiederbringlich zu sein. Ich verglich die Ankunft im Lager einer Geburt. Dies ist ein zutreffendes Bild, doch war es eine Geburt, bei der das Bewußtsein rege war, wie sehr es auch angegriffen sein mochte. Mit gespannter Erwartung ging der also Geborene einer unbekanntenen, aber von Vorstellungen und Phantasien erfüllten Zukunft entgegen. [T, S. 266ff.]

Über H. G. Adlers Leben dort läßt sich aus dem Nachwort zu einer frühen Typoskriptfassung des Theresienstadt-Buches von 1947/48, wo er die eigenen Erlebnisse ein wenig genauer und ausführlicher beschrieben hat, noch etwas mehr in Erfahrung bringen: „Ich habe die ersten Wochen privat einiges und offiziell fast nichts gearbeitet und mich in verschiedenen ‚Hundertschaften‘ herumgetrieben. Im April 1942 wurde ich ‚Zimmerordonnanz‘ in der technischen Abteilung. Etwa ein Jahr später verließ ich diese Stelle, arbeitete wieder in der ‚Hundertschaft‘ und vorübergehend im Sommer 1943 als Hilfskraft in der Kanzlei der ‚Ghettowache‘. Im August 1943 meldete ich mich zum ‚Barackenbau‘ und erlernte hier notdürftig die Maurerei. Die Barackenbaugruppe wurde in eine ‚fliegende Baukolonne‘ umgewandelt, in der ich nun als ‚Maurer‘ und mit anderen Bauarbeiten beschäftigt an verschiedenen Stellen des ‚Ghettos‘ und auch bei

1681-A-43/fk	
ARBEITSZENTRALE Arbeiterbetreuung	AT II Dat 4. XI. 43
SONDERANWEISUNG Nr 27874	
Gegenstand Monteuranzug	
An die Ver- schleisstelle Herrenbekleidung	
Zum Bezugsschein Nr. 4661	
Gegen Abtrennung von / Punkten und Bezahlung von K 50 /	
Name Adler Dr. H. G.	
Tr. Nr. W 982	Ubik L 211
Arbeitseinsatz Darachbau	
Anmerkung: 1681-A-43/fk	

Bezugsschein H. G. Adlers für einen
Monteuranzug in Theresienstadt
[VW, S. 184]

der SS tätig war und meinen Teil
zur ‚Stadtverschönerung‘ beitrug.
Schließlich wurde ich im Früh-
jahr 1944 ‚bestätigter‘ Maurer
bei der ‚technischen Abteilung‘.
Vorübergehend arbeitete ich im
Sommer 1944 in der ‚Zentralbü-
cherei‘.¹¹

Fürs Theater konnte sich Adler
auch in Theresienstadt nicht inter-
essieren, obwohl er diesen kultu-
rellen Veranstaltungen noch Jahr-
zehnte danach – auch menschlich
– „ein sehr hohes Niveau“ atte-

stierte: „Aber ich selbst bin nicht zu Theatervorstellungen oder anderen Vergnügungen
gegangen.“ [I 9, S. 178] Er hat sich jedoch noch auf andere Weise betätigt: „Ab Sommer
1943 hielt ich für die ‚Freizeitgestaltung‘ nebenher Vorträge über literarische, kunst- und
allgemein philosophische Themen, außerdem Vorlesungen und Rezitationen. Ich be-
sprach auch ähnliche Themen sowie religionsphilosophische und manche jüdische Pro-
bleme in privaten Kreisen.“¹²

Im Nachlaß H. G. Adlers befinden sich Notizen für die Vorträge *Das Barock und die
Moderne* (6.12.1943), *Idealismus, Naturalismus und Realismus in der Kunst* (28.6.1944),
Das Moderne in der Kunst (6.8.1944) und *Dichtung und Gegenwart* sowie ein ausformul-
lierter fünfseitiger Text für einen Vortrag mit dem Titel *Juden in der deutschen Dicht-*

11 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Das [gestrichen: Nazi] „Ghetto“ Terezín 1941–1945
(Geschichte – Soziologie – Psychologie), Nachwort, S. 1.

12 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 1.

kunst, den Adler zu einem besonderen Anlaß gehalten hat: „ich sprach zu Kafkas 60. Geburtstag [= 3.7.1943] einen Gedenkvortrag, dem eine Schwester,¹³ Verwandte und zwei Mitschüler (darunter Emil Utitz)¹⁴ des Dichters beiwohnten.“

„Meine Frau arbeitete auch wissenschaftlich und hielt den Medizinern Vorträge“, teilt Adler mit. „Ich betätigte mich auch (aber nur hier! [! (F. H.)]) als Rezitator und stellte Programme deutscher Lyrik aus drei Jahrhunderten zusammen. Einmal las ich auch eigene Gedichte öffentlich.“¹⁵ Diese Lesung fand am 18. Oktober 1943 statt und umfaßte insgesamt 22 Texte, die überwiegend aus dem Jahr 1943 stammten, einige entstanden in den Tagen unmittelbar vor der Veranstaltung.¹⁶ Das einleitende Gedicht *Aufklang* vom 17.10.1943 stellte Adler übrigens später unter dem geänderten Titel *Zueignung* seinem gesamten lyrischen Lebenswerk voran.

An einer anderen Stelle (*Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler*) erwähnt er noch eine zweite Lesung aus eigenen Arbeiten, jedoch mit Ausnahme diese Auftritte beschreibt Adler sein Leben in Theresienstadt stets als unauffällig und zurückhaltend: „Ich lehnte aus sittlichen Erwägungen jede administrative Stellung, die unfreiwillig-freiwillig den Nazizwecken dienen mußte, wie auch jeden ‚nahrhaften‘ Beruf ab und arbeitete als Totengräber, Hilfsarbeiter und vor allem als Aushilfsmaurer.“¹⁷ „Ich wohnte stets in Massenunterkünften und habe anfänglich mehr notgedrungen, später ganz bewußt keine Bevorzugungen oder illegalen Vorteile genossen, durch die ich die Gemeinschaft oder Einzelpersonen geschädigt hätte. Ich stand nie im Mittelpunkt der Ereignisse und habe

13 Kafkas jüngste Schwester Otilie (Ottla) (1892–1943). Auch ihres Schicksals sowie des Schicksals jenes Transportes, in dem sie und viele Kinder Theresienstadt mit dem vermeintlichen Ziel Palästina oder Schweiz verließen, gedenkt Adler in seiner Theresienstadt-Monographie: „Man wünschte den Erwachsenen, darunter Franz Kafkas Lieblingschwester Otilie, wie den Kindern Glück und dachte, daß die Stunde der Befreiung bald für sie schlagen werde. Der Transport fuhr am 5. Oktober 1943 – nach Auschwitz in die Gaskammer.“ [T, S. 156]

14 Emil Utitz (1883–1956), Autor von *Psychologie des Lebens im Konzentrationslager Theresienstadt* (tsch. 1947, dt. 1948), war in Theresienstadt Leiter der Vortragsabteilung.

15 HGA an WU, 10.5.1950, S. 18.

16 Programm der Gedichtvorlesung: *Aufklang* (= *Zueignung*; 17.10.1943), *Nachtlied* (27.7.1942), *Heimatlos* (17.10.1943), *Schwere Herbstfahrt* (16.10.1943), *Der Sprachlose* (30.7.1943), *An einen Toten* (2.6.1943), *Hingabe* (10.10.1943), *Heimkehr* (27.10.1942), *In dieses Lebens Angst* (März 1943), *Zwiesprache* (November 1942), *Abschied* (= *Abschied des Verurteilten*; April 1943), *Schneefall* (Januar 1943), *Die Wiederkunft* (17.10.1943; wurde nicht in die siebenbändige Gedichtsammlung aufgenommen), *Zwischen den Zeiten* (Mai 1943), *Dir zugesagt* (30.7.1943), *Der Mensch und sein Tag* (7.7.1943), *Morgengesang* (Februar 1943; wurde nicht in die siebenbändige Gedichtsammlung aufgenommen), *In Betrachtung* (= *In lauter Glut*; 16.10.1943), *Blinde Liebe* (6.7.1943), *Sommerrmittag* (= *Sommerreise*; 5.7.1943), *Sommerrmittag* (24.7.1943), *Geopfert einem fremden Ernst* (31.7.1943).

17 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 1.

auf die Entwicklung des ‚Ghettos‘ weder im guten noch im schlechten Sinne Einfluß gehabt. Ich war jenseits meiner kleinen Stellungen nur Privatperson.“¹⁸ H. G. Adler berichtete doch zuerst, er habe zu Beginn der Lagerhaft zwar „offiziell fast nichts“, jedoch „privat einiges“ gearbeitet. Was war das?

„Als man Anfang Februar 1942 mich mit meiner Frau und Verwandten nach Theresienstadt verschickte, erlitt ich den typischen ‚Einlieferungsschock‘ – ein Wort von Eugen Kogon¹⁹ – und verlor all mein Selbstvertrauen. Nach rund sechs Wochen fand ich mich wieder und erkannte in zweierlei Gestalt meine Aufgabe. Ich sagte mir: ‚Wenn du das alles überlebst, was du freilich bezweifelst, so wirst du von dem, was du erfahren hast, Zeugnis ablegen, aber durch keinen persönlichen Erlebnisbericht, sondern wissenschaftlich. [...]‘“²⁰

In *Warum habe ich mein Buch „Theresienstadt 1941–1945“ geschrieben?*, einem Text aus dem Jahr 1956, führt Adler seine Beweggründe noch genauer aus:

Es war schon bald in Theresienstadt selbst [...], daß ich den ersten Entschluß zur Niederschrift meines Buches faßte. Dazu ist es gekommen: In den ersten Tagen und Wochen, die ich im Lager verbrachte, in jener Frühzeit des sogenannten „Ghettos“, als die Gefangenen in einigen schmutzigen Kasernen von der Außenwelt, doch sogar von ihren Mitgefangenen abgesperrt auf elenden Schütten von Holzwolle oder auf bloßem Holz- oder Betonboden hausten – in jenen Wochen also, da ich meine Angehörigen oft viele Tage lang nicht sehen durfte und einer argen Betäubung unterlag, in der ich nicht fähig war, etwas Ordentliches zu denken oder gar zu leisten, raffte ich mich in dem Entschluß zusammen, diese Lagerwelt, sollte mir das Wunder widerfahren, sie je überleben zu dürfen, großzügig und umfassend darzustellen.

Seltsam, dieser Entschluß verlieh mir eine heilsame Kraft. Wohl dauerte es noch mehrere Monate, bevor ich so ziemlich mein seelisches Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, aber der noch so unbestimmte Plan zu einem Buche, das ein Denkmal dieser Zeit werden sollte, veränderte wohlätig mein kümmerliches Dasein. Ich erzog mich dazu, die Dinge um mich in einer kühlen Betrachtung zu sehen. Kühl – ja, wenn ich es bedenke, das ist das richtige Wort –, aber diese Kühle mußte ständig neu erobert werden, [ich] mußte das Feuer, den Brand, die Glut immer wieder jäh hereinstürzender grauenvoller Ereignisse über

18 HGA: *Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Nachwort, S. 1f.

19 Eugen Kogon (1903–1987), Autor von *Der SS-Staat* (1946).

20 HGA: *Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil*. In: *Literatur des Exils. Eine Dokumentation über die P.E.N.-Jahrestagung in Bremen vom 18. bis 20. September 1980*, hrsg. v. Bernt Engelmann. München: Goldmann 1981 (= Goldmann 6362), S. 18–28, hier S. 26.

mich ergehen lassen, um geprüft, gehärtet und schließlich, als Theresienstadt mit noch viel schrecklicheren Orten vertauscht war, so unbestechlich gesichert zu werden, daß ich den Willen zur Erkenntnis der ganzen Wahrheit ertragen konnte.²¹

Und der zweite Teil von H. G. Adlers Vorsatz lautete: „Außerdem wirst du aber schon jetzt deine Erlebnisse, so gut du das kannst, künstlerisch gestalten.“ Adler resümiert: „Mit diesem doppelten Vorsatz, so glaube ich, habe ich zweiunddreißig Monate in Theresienstadt und noch sechs Monate Konzentrationslager²² physisch und vor allem moralisch überdauert. Mein wissenschaftliches Arbeitsziel und meine aus Anschauung und Einsicht erwachsene Lyrik haben zu meiner Rettung beigetragen.“²³ Die Bedingungen waren dabei überraschend gut: „Nirgendwo bestanden in Hitlers Machtgebiet günstigere Voraussetzungen für ein nahezu unbeschränktes, im Dämmerlicht der Halblegalität erstaunlich freies Literaturschaffen als in Theresienstadt.“²⁴ Und fast noch überraschender ist folgende Anmerkung H. G. Adlers: „Alle meine Schriften und Aufzeichnungen aus diesem Lager haben sich erhalten.“²⁵

Die älteste dieser Aufzeichnungen ist ein Gedicht. Es stammt vom 13. März 1942 und heißt:

Zuversicht

Fern sein, so nahe im gleichen Gezelt
 Und dennoch gebannt in trennender Kälte:
 Geliebte, traure drum nicht und lächle
 Dem Morgen vertrauend entgegen!

-
- 21 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben? In: ders.: Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays, hrsg. v. Jeremy Adler. Gerlingen: Bleicher 1998, S. 111–114, hier S. 111f.
- 22 Adler erklärt den Unterschied, den er hier macht, folgendermaßen: „Ein Konzentrationslager ist ein Lager, das vom Wirtschaftsverwaltungshauptamt geführt wird und eine eigene Gestapoabteilung besitzt. Dagegen war ein Lager wie Theresienstadt in den Händen der Gestapo nur ein Annex der Abteilung IV B 4. Das war die Abteilung der Gestapo zur Lösung der Judenfrage.“ [I 9, S. 167]
- 23 HGA: Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil, S. 26.
- 24 HGA: Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil, S. 24.
- 25 HGA an WU, 10.5.1950, S. 18.

Andächtig atmend, quellen aus Wünschen empor
 Geheiliger Zukunft lockende Weisen:
 Geliebte, Hilfe ist nahe, und frohes
 Erwachen verscheucht alle Trennung!²⁶

Dieses Gedicht, in dem sich Adlers persönliche Situation widerspiegelt, hat er später nicht mehr überarbeitet. Anfangs hieß der Zyklus, zu dem es gehörte, *Geraldine*, jetzt ist es Bestandteil eines Zyklus, der durch die Widmung „Für Geraldine“ noch die ursprüngliche Adressatin erkennen läßt, dessen Titel aber Adlers damalige Einstellung charakterisiert. Er heißt so wie das Gedicht selbst: *Zuversicht*. In einem späteren Interview sagte Adler: „Obwohl ich rational schon in Theresienstadt gesehen habe, daß die allerwenigsten, wenn überhaupt einer, überleben würden, irgendwie habe ich immer den Glauben gehabt, ‚Du überlebst es‘, dieses ‚Du‘ also bin ich.“ [I 6, S. 193]

Aus ungefähr der gleichen Zeit wie *Zuversicht* stammen auch die ersten Gedichte, die sich direkt mit der Lagerwelt auseinandersetzen und die zu einem Zyklus mit dem sarkastischen Titel *Theresienstädter Bilderbogen* gehören: *Die Totenmühle* vom 23., *Durchsuchung* und *Krankenstube* vom 24., *Ankunft der Greise* vom 25. sowie *Saal Sieben* vom 26. März 1942. „Mißglückte Verse und einige nicht lyrische Arbeiten weggelassen, sind in Theresienstadt über hundert und in zwei Buchenwälder Außenlagern vierzig Gedichte entstanden, überwiegend in schwieriger Reimgliederung und kunstvollen Strophen“, schreibt Adler in *Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil* (1981). „Technisch Kompliziertes und formal Konservatives wählte ich bewußt, um mich so weit, als es erlaubt schien, von der widrigen Gegenwart zu distanzieren und durch Hingabe an zeitlose Werte meine Menschenwürde zu behaupten. Zunächst wollte ich vornehmlich unmittelbar Beobachtetes festhalten.“²⁷ Dieser letzte Satz ist speziell auch in Zusammenhang mit der Version des *Bilderbogens* zu betrachten, die in *Der Wahrheit verpflichtet* veröffentlicht wurde, wo elf Gedichte von H. G. Adler mit eigenen Kommentaren versehen sind.

Die 25 Gedichte des *Theresienstädter Bilderbogens* sind Adlers früheste – und zeitlich genau fixierte – schriftliche Auseinandersetzung mit der Lagerwelt in lyrischer Form, und sie stammen mit zwei Ausnahmen²⁸ aus der Zeit zwischen dem 23.3. und dem 5.7.1942 (dem Tag vor der Aufhebung des Besuchsverbotes). Das dem Zyklus vorangestellte Motto lautet: „Das Vermessene straft sich – Es wird gefällt und gerichtet.“ Ein besonderer Zusammenhang läßt sich dabei zum letzten dieser 25 Gedichte herstellen,

26 HGA: *Zuversicht*. In: ders.: *Gedichte*. Zweiter Band, [ohne Seitenzählung].

27 HGA: *Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil*, S. 26f.

28 Die beiden Ausnahmen sind *Nachtlied* (27.7.1942) und *Übersiedlung* (16.12.1942).

das am 2.7.1942 entstand und in dem überhaupt nichts von „kühler Betrachtung“ zu erkennen ist, sondern das als Adlers unmittelbare Reaktion auf die Ereignisse dieses Tages gesehen werden kann:

Totentanz

Durch Klumpen Dreck gespült, mit qualmenden Gesichtern,
 In Käfige gehetzt, sich Leiber quetschen,
 Ein Brei zerkochter Not mit stieren Augenlichtern
 Und schlaffen Schnauzen, die irr fletschen.
 Es züngeln Schreie, gierig aufgespalten,
 Zur Nacht mit gleißendem Erkalten.

Verrucht ragt wüst ein Schädel auf in Schattengröße
 Und gröhlt sein grelles Lied zu tauben Wänden,
 Vermodert dumpf zerschlitzt in ekler Schinderblöße
 Mit ausgerenkten Knorpelhänden,
 Vernebelt zwischen welk gegerbten Leichen,
 Die starr gepeinigt scheppernd schleichen.

Ein Hauch trieft ölig matt mit widerlichen Flüchen
 Durch schwärendes Gebrest und sprocke Krücken,
 Schrill spritzt Verdammnis Gift in stickigen Gerüchen
 Und johlt in strampelndem Verzücken,
 Der Tanz verseucht zu Abschaum und zu Kot,
 Erwürgt, erstickt, in Nacht und Tod.²⁹

Zu diesem Gedicht gibt es in *Der Wahrheit verpflichtet* keinen Kommentar von H. G. Adler, doch aus einer Briefstelle wird ersichtlich, was an diesem Tag passiert ist: „Meine arme Mutter hat man mit übrigen Geisteskranken gleichfalls aus der Anstalt weg deportiert – sie traf zu meinem Schrecken an meinem 32. Geburtstag in Theresienstadt ein und wurde knapp darauf (Sommer 1942) in den alles verschlingenden Osten verschickt.“³⁰

29 HGA: Totentanz. In: ders.: *Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays*, hrsg. v. Jeremy Adler. Gerlingen: Bleicher 1998, S. 87.

30 HGA an WU, 10.5.1950, S. 6.

4. Arbeitssklaven

Die wichtige Stellung, die Adlers Gattin als Ärztin und Chemikerin in Theresienstadt innehatte, rettete sie selbst und ihre Angehörigen bis zum 12. Oktober 1944 vor einem Weitertransport, dann wurden auch sie weiterdeportiert. „Am 14.10.1944 kam ich mit meiner Frau und deren Mutter in Auschwitz an“, ist in H. G. Adlers Nachbemerkenungen zu *Theresienstadt 1941–1945* zu lesen. „Die beiden, gesegneten Angedenkens, wurden am gleichen Tage durch Gas ermordet.“ [T, S. 703] Gertrud Klepetar wollte die Mutter nicht alleine in den Tod gehen lassen. Später schrieb Adler über seine Frau, daß er nur ihrem Wirken sein Leben verdanke. Sie habe ihm mehrmals gesagt: „Wir sind nur die böse Zeit über zusammen. Dann verlasse ich dich.“³¹

Dabei hatte es kurz davor so ausgesehen, als seien sie vor einer Verschickung sicher, da am 2. Oktober 1944 ein Transportstop angekündigt wurde: „Die Blüte des Lagers war fort, als Rahm am 2. Oktober Murmelstein³² erklärte, daß weitere Transporte nicht stattfinden sollten, der Freigabe der ‚Schleuse‘ C III für Wohnzwecke zustimmte und sogar den vorgelegten Text für eine Nummer der MdS guthieß, in denen der Abschluß der Transporte mitgeteilt und die Gefangenen zu erhöhter Arbeitsleistung aufgefordert werden sollten. Aber nun sollten die Transporte erst richtig beginnen.³³ Kaum hatte Murmelstein die ‚Dienststelle‘ verlassen, so ordnete Möhs³⁴, der sich damals dauernd im Lager aufhielt, neue Transporte an. Daraus geht hervor, daß Möhs der Exponent jener Kräfte um Eichmann war, die an einer uneingeschränkten Vernichtungspolitik festhielten, während aus der erwähnten indiskreten Äußerung eines SS-Mannes³⁵ zu schließen ist, daß andere Kreise nur daran interessiert waren, den potentiellen Widerstand des Lagers durch eine Deportation von nicht mehr als 7000 Menschen zu verhindern.“ [T, S. 192]

³¹ HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 15.

³² Benjamin Murmelstein (1905–1989), dritter und letzter „Judenältester“ in Theresienstadt.

³³ Zwischen dem 28. September und dem 1. Oktober verzeichnet Adler drei Transporte nach Auschwitz, zwischen dem 4. und dem 28. Oktober weitere acht Transporte.

³⁴ Dieser Name taucht bis heute in der Literatur unter zwei verschiedenen Schreibvarianten auf: „Möhs (so in Lagerdokumenten, wahrscheinlich aber Moes) Ernst, HSTF [= Hauptsturmführer] (Mitarbeiter Eichmanns)“ [T, S. 860].

³⁵ „Gewiß war der Schlag bereits seit einiger Zeit geplant und sprach sich unter den schnell verängstigten Gefangenen seit Anfang September immer mehr herum, als der grausige Filmkarneval noch im vollen Gange war. Die bedrückenden Nachrichten gingen auf die Indiskretion eines SS-Mannes zurück, der von der Deportation von 5000 bis 7000 Gefangenen sprach.“ [T, S. 188]

Adler berichtet über seine Zeit in Auschwitz: „Ich kam in das Quarantänelager E (sogenanntes Zigeunerlager), arbeitete wenige Tage bei Erdarbeiten und lernte noch die Lager A und D kennen. Unvergesslich bleiben mir von hier Begegnungen mit einigen frommen, geistig hochstehenden Ostjuden.“³⁶ „Ich war nur 14 Tage hier, aber es hat genügt. Habe ich mich schon in Th[eresienstadt] stets auf das Tiefe besonnen, so versuchte ich hier dem Absoluten so nahe zu kommen, als es einem Menschen nur zulässig sein mag. Ich habe keinen Augenblick, gegen alle Einsichten meines Verstandes, daran gezweifelt, daß ich die Katastrophe nicht überleben würde.“³⁷ Ich ging durch alles mit offenen Augen und mit nachtwandlerischer Sicherheit durch. Vielleicht ist hier auch der Ort zu dem Bekenntnis, daß mich die Erlebnisse dieser bösen Jahre noch nie gereut haben, soweit es sich dabei *nur* um *meine* Person handelt. Ich war unglücklich, traurig, aber nie ganz hoffnungslos, nie ganz verzweifelt. Es war ein gesteigertes Dresden, aber ich war ein Mann, in Th[eresienstadt], doch vor allem in Auschwitz bin ich es ganz geworden.“³⁸ „Ich hatte dem Staat gegenüber schon immer eine sehr kritische Haltung – auch schon viele Jahre vor Theresienstadt. In dieser Hinsicht hat mir Theresienstadt ja nur sehr viele Lehren erteilt. Das gilt auch für die kurze Zeit, die ich in Auschwitz war. Diese zwei Wochen waren die erhellendste Zeit meines Lebens, denn da sah ich, bis wohin sich Herrschaft verirren kann.“ [I 9, S. 171]

„Mein *Panorama* hält Auschwitz und die folgenden Lager im 9. Kapitel fest“,³⁹ schreibt H. G. Adler, und dieses Kapitel ist wirklich sehr stark autobiographisch. Ähnlich wie im „Kasten“ kann Josef nur an eines denken: „fort von hier“, fort von „diesem Zwischengrab, das sie Quarantäne nennen“, „das ist Josefs einziger Wunsch“. [P, S. 474] Wegen der zeitlichen Umstände („nach dem Westen bestimmte Transporte Verlorener hat es vor länger als sechs Monaten kaum gegeben“ [P, S. 501]) soll ihm dies sogar schon ziemlich bald gelingen. „Ab April und Mai 1944 schien das Leben von Juden nicht mehr unbedingt vernichtungswürdig“, schreibt Adler im Theresienstadt-Buch, „und es fluteten aus Auschwitz, später auch aus Stutthof und anderen Orten, jüdische Arbeitssklaven in steigender Anzahl in die deutschen Lager“ [T, S. 186], eine neue Situation für die Ge-

36 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

37 An den Schluß seines Schreibens an Unger setzt Adler die Worte: „Ich trage es zur Post und lese es lieber jetzt nicht durch [...]“ [HGA an WU, 10.5.1950, S. 21] Auf Grund dieser Mitteilung, auf Grund anderer Aussagen von H. G. Adler und auf Grund des Kontextes, in welchem der zitierte Satz steht, auf den sich diese Fußnote bezieht, nehme ich an, daß dieser eine Verneinung zuviel enthält und daß er zu lesen ist als: „Ich habe keinen Augenblick, gegen alle Einsichten meines Verstandes, daran gezweifelt, daß ich die Katastrophe [...] überleben würde.“

38 HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

39 HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

fangen, die er in *Panorama* mit noch größerem Sarkasmus kommentiert: „in der Quarantäne des Zigeunerlagers haben sie [...] nur zu warten, bis man sie zur Verschickung nach den Fronlagern aussucht, wo der Eroberer die Verlorenen will, daß sie mit den Händen ihrer Ohnmacht seiner Macht an die Hand gehen“. Doch weil sie „von den Kaminen weg wollen“, rufen die Gefangenen: „wir können schmieden und schlossern und drehen und schweißen und zimmern und mauern und alles, was man begehrt“. [P, S. 484ff.] Der gleiche Mann, der Josefs Gruppe erklärt hat, was „durch den Kamin gehen“ bedeutet, warnt sie auch davor, sich zu einem „Sonderkommando“ zu melden, denn dieses werde „nach drei Monaten erledigt“. [P, S. 476]

Genau eine Woche bevor H. G. Adler in Auschwitz ankam, ereignete sich dort ein in der Geschichte des Lagers einmaliger Vorfall: Am 7. Oktober 1944 setzten die Mitglieder eines „Sonderkommandos“, die wußten, daß ihr Schicksal besiegelt war, ein Krematorium in Brand und sprengten es! Es war ein bewaffneter Aufstand von Gefangenen, bei dem es allerdings auf Seite der Aufständischen keine Überlebenden gab.⁴⁰ Wenige Wochen darauf aber, am 2. November, wurde von Himmler die Einstellung der Vergasungen angeordnet, am 26. November die Zerstörung der Gaskammern und Krematorien befohlen. Diese Maßnahmen kamen, wie es Adler formulierte, „für die neuen Theresienstädter Opfer gerade zu spät“ [T, S. 186]. Über ihr Schicksal ist in *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte* unter dem Datum 28.9.1944 zu lesen: „Theresienstadt wird weitgehend liquidiert. Im Lauf eines Monates werden in elf Transporten 18.404 Juden nach Auschwitz deportiert; nicht mehr als 2000 von ihnen überleben den Krieg.“⁴¹

Zu ihnen zählte H. G. Adler: „Auschwitz verließ ich mit einem Transport am 28.10.1944 und kam zwei Tage darauf nach Niederorschel, ein kleines Nebenlager von Buchenwald. Es war eines der sogenannten guten Lager. Ich arbeitete in verschiedenen Gruppen als Maurer, Erdarbeiter, Schlosser und bei Montagearbeiten an Flügeln von Jagdflugzeugen.“⁴² In Niederorschel begann Adler aber auch wieder zu dichten. „Selbst wenn Orkane zornig bliesen, / Wir fielen nicht und fallen nicht; / Vom Los auf uns allein gewiesen, / Da suchen wir nach Halt und Licht. / Wer hofft, den fallen keine Riesen“,⁴³ heißt es in *Für Franz Bass* vom 29.12.1944 aus dem Zyklus *Grüße*. „Ich habe auch hier prächtige

40 Vgl. Israel Gutman: Der Aufstand des Sonderkommandos. In: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt (6. Aufl.) 1995, S. 213–219.

41 *Zeittafel*. In: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt (6. Aufl.) 1995, S. 265–284, hier S. 283.

42 HGA: *Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Nachwort, S. 2.

43 HGA: *Für Franz Bass*. In: ders.: *Gedichte. Zweiter Band*, [ohne Seitenzählung].

Menschen gefunden“, schreibt Adler, „darunter einen bedeutsamen Franzosen, Arzt und Romancier (er hat mich im letzten Dezember hier [= in London] besucht), und einige deutsche Zivilisten aus dem Dorfe, die rührend gütig waren.“⁴⁴ Diesem französischen Lagerarzt, Dr. Charles Odic (1894–1979), bei dem H. G. Adler auch den 1929 aus Zrenjanin (Großbetschkerek) gebürtigen Ivan Ivanji kennenlernte, ist folgendes Gedicht in Terzinenstrophen (aba bcb cdc ded efe fef) gewidmet, das ebenfalls zu den *Grüßen* gehört und in erster Fassung vom 14.1.1945 stammt:

An Odic

Die weite Welt ist uns zu klein geworden,
Doch wir sind groß, wenn wir den Sinn erfinden,
Er hebt uns hoch, kein Häscher kann ihn morden,

Und wenn wir uns geheimnisvoll verbinden,
Fremdlinge, weit aus fernem Land gekommen
In ein Verhängnis, das zu überwinden

Wir Kraft uns aus der Heimat Geist genommen,
Aus einer Heimat, mild und stumm errichtet
In unsren Herzen, wunderbar entglommen.

Du lieber Freund, gern hätten wir verzichtet
Auf dieses harte Drangsal voll Beschwerden
Und hätten Glut und Wein für uns erdichtet –

Uns fragte niemand; doch es kann noch werden,
Was innig wir erwünschen tief im Grunde
Mit leisen Zeichen, stilleren Gebärden.

Wir fanden uns. Gesegnet sei die Stunde.
Da wir verbrüderet sind, kann nichts gefährden:
Inmitten Zwietracht wirken wir am Bunde.⁴⁵

44 HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

45 HGA: An Odic. In: ders.: Gedichte. Zweiter Band, [ohne Seitenzählung].

Adler beschreibt Niederorschel zwar als „relativ erträglich“, doch traf er es „persönlich schlecht“, weil er „dem SS-Kommandanten zufällig unangenehm auffiel“.⁴⁶ „Am 16.2.1945 wurde ich wieder verschickt und kam am 18.2.1945 in ein anderes Buchenwalder Nebenlager, Langenstein-Zwieberge.“⁴⁷

Langenstein-Zwieberge – bei Halberstadt mitten in Deutschland – war, so H. G. Adler, „eine Schlucht des Grauens“ [P, S. 507]. „Es war ein sehr böses Lager, wo es hart auf hart zuging.“⁴⁸ „Lebensbedingungen ärger als in Auschwitz. Schwerstarbeit bis zur Erschöpfung in der unterirdischen Fabrik.“⁴⁹ Flugzeugbestandteile sollten hergestellt werden. Im Gespräch mit Jürgen Serke schildert Adler eine Begebenheit bei seiner Ankunft in Langenstein, die ihm aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz das Leben rettete: „Ich sah sofort, daß ich hier lebend nie mehr herauskommen werde, wenn man mich zur körperlichen Arbeit einsetzt. Wir standen vor der SS, und die Leute wurden nach ihren Berufen gefragt. Schließlich blieben ein paar Muselmänner und ich übrig. Ich wußte noch, bevor mich der SS-Mann anredete, hier rettet dich nichts als die Frechheit, als Chuzpe. Und da hörte ich auch schon: ‚Was bist denn du?‘ Ich hab mich in Achtung gestellt und habe gesagt: ‚Doktor der Philosophie.‘ Damit habe ich mich gerettet. Ich habe mich mit einer Reaktion gerettet, die normalerweise Selbstmord gewesen wäre. Der SS-Mann fragte, ob ich deutsch sei, ob ich deutsch schreiben könne, und so bekam ich eine Schreibmaschine. Als Gehilfen verlangte ich Ivan Ivanji und gab ihn als meinen Neffen aus.“⁵⁰

Dieser ist in *Panorama* in der Figur des sechzehnjährigen Milan wiederzuerkennen, „Sohn eines ermordeten Arztes aus einer Kleinstadt im Banat“. „Milan, Étienne und Josef stehen meist in einer Reihe, sie haben einander versprochen, überall beisammen zu bleiben, aber es gelingt nicht immer“, heißt es vor dem Abmarsch aus dem Lager in das unterirdische Stollenssystem, wo gegen Schluß des Kapitels Josef an seinem „frostigen Platz an der Schreibmaschine“ sitzt, die „den hier eitel verwegenen Namen Olympia“ führt. [P, S. 469, 511 u. 522] An einer solchen Schreibmaschine begann für H. G. Adler nun im März 1945 in den unterirdischen Stollen von Langenstein über etwa zweieinhalb Wochen die intensivste und produktivste dichterische Phase während der gesamten Lagerzeit. Die Arbeiten wurden entdeckt – und zwar zu Adlers Glück! Und nicht nur

46 HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

47 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

48 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

49 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 1.

50 Jürgen Serke: Weniger geborgen als für immer versteckt. Der tote H. G. Adler und die lebendige Katastrophe des Exils. In: Jüdischer Almanach 1994. Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 1993, S. 82–102, hier S. 89f.

zu seinem eigenen! „Unerwartet Aufstieg zu einer hohen internen Funktion“, benennt er selbst die Folgen dieses Vorfalls, „die, wie ich glaube, manchen anderen und mir das Leben rettete. Dazu verhalf mir – seltsamerweise – mein Dichten, und so hat Literatur wenigstens einmal verlohnt.“⁵¹

Adler vergleicht seine letzten Arbeiten aus Langenstein mit seinen ersten Gedichten aus Theresienstadt und charakterisiert dabei jene mit den Worten: „Drei Jahre später, als schon die Nähe der Befreiung, sollte sie je erfolgen, zu spüren war, hatte ich den Standpunkt des objektiven Beobachters öfters verlassen. Ich wünschte, Zuständliches zu begreifen und Dichtung als Botschaft zu fassen.“ Als Beispiel dafür bringt er *An Prometheus* aus dem Zyklus *Das ist das Ende*,⁵² entstanden am 16.3.1945 „in letzter äußerer Erniedrigung unter der Erde“.⁵³ Aber auch aus dieser Zeit gibt es Gedichte, welche an die fast dokumentarischen Theresienstädter Texte erinnern, wie das folgende Beispiel vom 19.3.1945⁵⁴ zeigt:

Begräbnis

Die ersten Finken schlagen. Sonntag nachmittag.
Noch winterlich durchzittert weht die feuchte Luft.
Im Sandgeröll die Kiefern trauern stumm und zag
Und blicken schauernd in die Armesündergruft.

Und stets sechs Mann geschultert einen rohen Sarg,
Sie ziehen wankend hügelan mit welkem Schritt.
Es regnet kühle Tränen, und die Nacht kriecht arg
Heran: ein Riesengrab – begräbt das Leben mit.⁵⁵

Doch – täglich den Tod und das Ende vor Augen – kam plötzlich die völlig unerwartete

51 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 1.

52 Vgl. HGA: Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays, hrsg. v. Jeremy Adler. Gerlingen: Bleicher 1998, S. 102–107.

53 HGA: Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil, S. 27f.

54 Insgesamt verfaßte H. G. Adler an diesem Tag sogar sieben Gedichte: *Augenblick der Schöpfung, Begräbnis, Bereitschaft, Das menschliche Herz, Gebet um Erhaltung, So ganz im Äußersten, Spur deiner selbst* und *Wunde Welt*. Seine letzten dichterischen Arbeiten aus den Lagern stammen vom 21.3.1945.

55 HGA: Begräbnis. In: ders.: Gedichte. Zweiter Band, [ohne Seitenzählung].

Wendung. Er habe Langenstein, „ein fürchterliches Lager“, „nur durch die seltsamsten Glückszufälle überlebt“, „die teilweise kaum glaublich sind“, schreibt H. G. Adler an Wilhelm Unger. „Das muß ich Ihnen einmal gesondert erzählen. Hier nur so viel, daß mich mein Dichten gerettet hat. Ich habe nämlich auch in Niederorschel und an einer Schreibmaschine in der unterirdischen Fabrik in den Zwiebergen, wo die Langensteiner schufteten, Gedichte geschrieben (alle erhalten!!!), die eines Tages einem gefürchteten SS-Mann in die Hände fielen.“⁵⁶ Diese Gedichte hatte Adler damals in einer kleinen, aus dem Metall für die Flugzeuge gefertigten Schachtel aufbewahrt, über deren Entdeckung in *Panorama* zu lesen ist: „Josef hat schon arge Ängste mit den Aufzeichnungen ausgestanden, einmal wurde er in der unterirdischen Fabrik angehalten, ein Verschworener und ein Vorarbeiter machten Stichproben, um gestohlene Sachen zu finden; so etwas hatte Josef zum Glück nicht bei sich, [...] doch [...] die Aufzeichnungen, und das war böse; der Verschworene faltete die Blätter auseinander und begann zu buchstabieren, er sagte, das ist Sabotage, das ist Verschwörung und Aufruhr, [...] ob Josef weiß, was er zu erwarten hat; ja, das ist ihm bewußt, und da sagt der Verschworene: ‚Sie haben Ihr Leben verwirkt!‘ Josef antwortet: ‚Jawohl, Herr Scharführer, das weiß ich!‘“ [P. S. 515f.] Doch dann passierte bei H. G. Adlers Aufeinandertreffen mit dem „gefürchteten SS-Mann“ folgendes: „Seine Drohungen und Verheißungen lasse ich hier fort, genug, ich mußte mich abends im Lager beim Kommando melden, ich hielt meine letzte Stunde für gekommen, hielt mich aber gut und – erhielt nebst der Verwarnung ‚nächstens läßt du dich nicht mehr erwischen!‘ von dem gestrengen Mann sogar meine Schreibereien zurück! Knapp darauf kam ich in die Lagerhierarchie, ich wurde Hallenschreiber und konnte so auch anderen ein wenig helfen.“⁵⁷

Ob Adler die Lagergedichte aufgehoben habe, fragte mich Ivan Ivanji, als wir uns im Mai 1999 anlässlich der Marbacher Ausstellung über H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner im Wiener Literaturhaus trafen. Ich bejahte und ging mit ihm zu den Vitrinen, wo einige der Lagergedichte ausgestellt waren. Herr Ivanji sah sich die Manuskripte an und sagte, er meine „die anderen“. Welche „anderen“ er meinte, das hat er vor mir auch schon Jürgen Serke erzählt: „Es passierte eine fast ungläubliche Geschichte. Adler wurde eine Art Hofdichter eines Lagerkapos, der ein schlimmer Verbrecher war. Aber dadurch rettete er sein und mein Leben, weil wir am Ende, als viele buchstäblich vor Hunger starben, einigermaßen zu essen hatten. [...] Sie fragen, ob ich wußte, daß da neben mir ein Dichter lebte. Ach, das ist viel einfacher. Ich wußte, daß da

⁵⁶ HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

⁵⁷ HGA an WU, 10.5.1950, S. 19f.

einer ist, dem man für sein Geschriebenes Brot, Margarine und Wurst gibt, eine Arm-binde als Lagerschreiber, damit er in Ruhe die Liebeserlebnisse des ehemaligen Berufsmörders in Versen aufschreiben kann.“⁵⁸ Ivan Ivanji hat diese Erlebnisse in einem seiner auf serbisch erschienenen Romane verarbeitet, bei H. G. Adler erscheinen sie in den Zitaten weiter oben angedeutet, sonst hat er aber nie davon öffentlich Mitteilung gemacht, obwohl er so zum Lebensretter wurde – was wohl einige prinzipielle Rückschlüsse auf sein Verhältnis zum Dichten erlaubt. Ob er die „anderen“ Gedichte aufgehoben hat? Meines Wissens nicht. Ich habe sie nie gesehen.

⁵⁸ Serke: Weniger geborgen als für immer versteckt, S. 89.

IV.

„Es wird im Jahr 1946 und in Prag gewesen sein, dass ich zum ersten Male bei H. G. Adler läutete und er mir gestattete, in seine kleine dunkle Garçonnière (so nannte man Ein-Zimmer-Wohnungen-mit-Küche auf elegante Weise) in der Nähe Goldschmidtgasse/Petersplatz einzutreten. Ich weiß nicht einmal, wer mir seinen Namen genannt hatte, aber bald waren ich und meine Freunde zumindest einmal in der Woche zu Gast bei ihm, bei Kaffee, Sodawasser und viel Literatur. Das Jahr bedeutete, wenn ich heute daran zurückdenke, eine merkwürdige Windstille zwischen zwei historischen Orkanen, und wir alle, die wir da beisammen saßen, dachten an eine ungewisse Zukunft. [...]

Adler sah längst deutlicher und schrieb im Dezember 1946 an seinen Londoner Jugendfreund, er hätte es ‚hier furchtbar satt‘, nur fort! Vielleicht brauchte Adler, einsamer denn je, gerade in jenem Augenblick freundliche Zuhörer, denen er sich mitzuteilen vermochte, und las uns nicht Kafka, sondern Canettis *Hochzeit* – aus einer getippten Manuskriptkopie – und aus seinem nie veröffentlichten Roman *Raoul Feuerstein* vor. Wir saßen da, bewundernd, und wussten nicht genau, was da geschah.“¹

Peter Demetz *Erinnerung an H. G. Adler in Prag* (2004).

¹ Peter Demetz: Erinnerung an H. G. Adler in Prag. In: H. G. Adler, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2004 (= Text + Kritik 163), S. 11–13, hier S. 11 u. 13.

I. „... die Reise führte von Prag nach Prag,
doch in ein trostloses Prag ...“

[H. G. Adler an Hans Carossa, 16.1.1952]

Die Ereignisse der letzten Tage in Langenstein lassen sich aus verschiedenen Quellen von H. G. Adler schlaglichtartig zusammenstellen: „Das Lager wurde von den Deutschen am 9. April evakuiert, die Kranken blieben zurück. Ich war gesund, aber entschloß mich zu bleiben.“² „Der Evakuierung des Lagers entzog ich mich im letzten Augenblick zu meinem Heile, denn die abziehenden 3000 Mann sind vermutlich alle umgekommen.“³ „In der Nacht vom 12. zum 13. April 1945 endete unsere Gefangenschaft ohne besonderen Zwischenfall“⁴ „am 13. April war ich frei“ [T, S. 703], „wenn auch elend und aufs äußerste erschöpft. Ich habe eigentlich Jahre gebraucht, um mich völlig zu erholen – jetzt ist es so weit! Aber geistig war ich relativ sehr gut beisammen und auch physisch bin ich ohne ernsthafte Beschädigung durchgekommen.“

„Ich hielt mich zunächst zwei Monate in Halberstadt auf, wo ich nun doch ernsthaft mit einer sehr schmerzhaften Nervenentzündung im linken Bein erkrankte. Ich quartierte mich zunächst in einer leeren Militärkaserne ein – auch über diese Welt müßte ich einmal viel erzählen –, aber dann kamen deutsche Gefangene hinein, und ich fand Unterkunft bei deutschen Zivilisten, die – Harmuth hießen und aus Sorau stammten, vermutlich also weitläufige Verwandte von meiner Großmutter mütterlicherseits her!“ In literarischer Form hat Adler „über diese Welt“ in seiner *Reise* geschrieben, die er bereits 1950 ankündigte: „Ein Roman *Die Reise* ist begonnen und soll, wenn alles gut geht, in nicht zu langer Zeit ausgearbeitet werden.“⁵

Eine tatsächliche Begebenheit aus Adlers Leben unmittelbar nach Kriegsende muß hier noch mitgeteilt werden, da sie im Zusammenhang mit Adlers beruflicher Tätigkeit nach dem Krieg und deren Zielsetzungen steht: „Ich verlebte nun mehr als zwei Monate in dem nahen, halbzerstörten Halberstadt. Von hier sei ein Erlebnis erzählt, das wohl allgemeines Interesse verdient. In einem kleinen Laden pflegte ich Besorgungen zu machen. Dort wurde einmal eine Käuferin auf mich aufmerksam. Sie sah mich mitleidvoll an und meinte: ‚Ich habe einen kleinen Garten. Gleich da. Wenn Sie mitkommen wollen, will ich Ihnen recht viel Blumen geben, damit Sie auch mal was Schönes haben.

2 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

3 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

4 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

5 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20f.

Und eins, zwei Eier kriegen Sie auch.‘ Ich ging mit, und diese mitleidige Seele begann mir zu erzählen, wie doch alles so schrecklich sei, die armen Häftlinge aus dem Lager, es breche einem das Herz usw. Ich hörte es fast gleichgültig an, denn derlei Reden war man bereits bis zum Überdruß gewohnt. Doch sie setzte fort und machte mich aufhorchen: ‚Ja, wenn das der Führer wüßte, wenn er leben würde, dann wär das alles nicht, der ganze Kummer‘ und so fort. Ich versuchte nicht unfreundlich, aber energisch, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es doch der Führer gewesen wäre, ‚der uns und auch Ihnen diesen Kummer gebracht hat.‘ Da sah sie mich entgeistert an: ‚Wohin denken Sie! Der gute Führer! Wissen Sie, er ist von Gott gesandt.‘ Und nun verklärte sich ihr Gesicht, und sie sah mich warm und verzückt an. ‚Der Führer ist im Himmel. Er ist mir erschienen. Ich sah eine leuchtende große Sonne, aus der gewaltige Flammen schlugen. Und aus der Sonne ragten auf einmal zwei gewaltige Hände hervor, die Hände des Führers. Und die Sonne selbst, das war sein Antlitz.‘ Und bevor ich mich noch fassen konnte, ich war damals noch ziemlich elend, gab mir die Frau paar Eier und drückte mir einen gewaltigen Blumenstrauß in die Hände.“⁶

Das Schicksal des Überlebenden, der nach dem Krieg ins Ungewisse zurückkehrt, hat Adler in seinen Romanen thematisiert. In *Panorama* denkt Josef nach dem Auffinden der Gedichte noch im Lager über seine Zukunft nach; er will sich weiterleben, aber er weiß nicht, „wohin er sich wenden soll nach dem Krieg, vielleicht ist alles dann sinnlos, was er zu sagen hat, wird weder Aufnahme noch Teilnahme finden, er wird keine Frau, keine Familie, keine Freunde und niemanden haben, er wird heimatlos sein, Böhmen wird nicht mehr sein Land sein, doch wo wäre für ihn noch ein Land?“ [P, S. 517] Nach der Befreiung sagt Paul Lustig in *Eine Reise*: „Ich habe alles verloren. Vater, Mutter, Schwester, Namen, Wohnung, Eigentum und Heimat. Wenn ich nachhause kommen sollte, werde ich nicht zuhause sein.“ [R, S. 260] „Wer einmal gegen seinen Willen die Heimat verließ, weil er vom Willen der Vernichtung ausgetrieben wurde, darf nicht allein als zufällig Geretteter aus der gemordeten Gemeinschaft an die Vertreibungsstätte zurückkehren, was für Gründe auch ihn dazu bewegen; die Heimat trifft er nicht mehr an, wo er sich hinbegibt, bloß die Fremde steht ihm zu, die er gar nicht weit genug vom Orte seines Ursprungs suchen kann“ [W, S. 115f.], schreibt Adler in *Die unsichtbare Wand*.

Am „Orte seines Ursprungs“ läßt sich aber wohl am ehesten etwas über das Schicksal der Angehörigen in Erfahrung bringen. Da es mit der Repatriierung nicht voranging und H. G. Adler Mitte Juni so weit wieder bei Kräften war, daß er sich mit zwei Tschechen auf eigene Faust zur Rückkehr in die Tschechoslowakei entschließen konnte, schlug er sich über Halle, Leipzig und Plauen durch das zerstörte Deutschland nach

6 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 2.

Böhmen durch, wo er über Eger und Pilsen am 22. Juni nach Prag gelangte. Wie mir Susanna Tieze erzählte, hatte Adler damals die letzte Hoffnung, daß seine Frau vielleicht doch noch am Leben sein könnte, noch nicht völlig aufgegeben. Er sei sofort zu ihr und ihrem Mann gekommen. „Die erste Frage war: ‚Habt ihr von der Gertrud Nachricht?‘“⁷

Die beiden wußten von deren Schicksal allerdings auch nichts. Später mußte H. G. Adler erfahren, daß seine Frau und seine Eltern ebenso wie seine Schwiegereltern in den Lagern den Tod gefunden hatten; insgesamt waren achtzehn seiner nahen Verwandten wie auch viele Freunde dem Nazi-Regime zum Opfer gefallen. Er habe damals nicht bei ihr und ihrem Mann gewohnt, sagte Frau Tieze, sondern bei Wolf Salus. Von persönlichem Besitz war kaum mehr etwas übrig, Adler stand buchstäblich vor dem Nichts. Es kam da einer zurück, den man bereits aufgegeben und abgeschrieben hatte. Was vor den Nationalsozialisten gerettet werden konnte, ging größtenteils entweder zugrunde oder war verschollen: „Im Frühjahr 1938 wollte ich [meine Bibliothek] in ‚kluger‘ Voraussicht der kommenden Dinge retten und schaffte sie zu einem ‚Freund‘ nach Palästina – nun, Du kanntest ja die Schätze, und der Lump hat sie nach Kriegsbeginn samt diversen Antiquitäten und allen meinen Noten verschleudert. Alle meine übrigen Sachen von Kleidung bis zu Bildern, von Schreibmaschine bis zu meinen Tagebüchern, von meinen Familienerinnerungen bis zu meinen diversen Sammlungen, meine fertigen und unfertigen Arbeiten bis zu ungezählten anderen Dingen kamen nach Paris zu Reder, um dort nach seiner Flucht zerstohten und vernichtet zu werden. Hätte ich nicht da und dort Kopien meiner Arbeiten gehabt, so wäre meine gesamte Produktion vor 1938 verloren, aber so ist doch ein beträchtlicher Teil erhalten, freilich auch so manches, vor allem Tagebücher, viele Jugendarbeiten, meine ‚Kompositionen‘ und dies und jenes unwiederbringlich verloren.“⁸ Und was den Krieg überdauert hatte, war zumeist schon in anderen Händen: „Nur wenige Freunde, aber keine Angehörigen habe ich gefunden, auch nur wenig von der versteckten Habe, das hatten die Tschechen während ihrer glorreichen ‚Revolution‘ schon erwischt.“⁹

Bald darauf besuchte Adler wieder Theresienstadt, wo er von Leo Baeck (1873–1956) auf das herzlichste empfangen wurde. „Er war ganz rührend und hat mich mit Zigaretten und anderen Kostbarkeiten beschenkt“, erinnerte sich Adler später. Gänzlich andere Kostbarkeiten, die Adler nun zurückerhielt, waren Arbeiten, Aufzeichnungen, Materialien und Dokumente, die er vor seiner Verschickung nach Auschwitz Leo Baeck an-

7 Gespräch mit Susanna Tieze in London, 28.5.1993. Vgl. auch MM 84, S. 81.

8 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 3.

9 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

vertraut hatte! Auch nutzte er damals die Gelegenheit, in alle Büros zu gehen und „alle möglichen Formulare“ mitzunehmen, „die man in Riesenmengen in Theresienstadt verwendet hat“. [I 9, S. 175]

Aus seiner Gedichtproduktion in Theresienstadt hat Adler später für den zweiten Band seiner gesammelten Gedichte sechs Zyklen mit insgesamt 108 Einzeltexten zusammengestellt: 1. *Theresienstädter Bilderbogen*, 2. *Fragen*, 3. *Zuversicht*, 4. *Jahreszeiten*, 5. *Einsam in Banden* sowie 6. *Der Mensch und sein Tag*. Die Gedichte stammen überwiegend aus den Jahren 1942 und 1943. Anders als bei den Gedichten aus Theresienstadt, von denen einige ausgemustert wurden, hat Adler alle elf Gedichte aus Niederorschel und alle 29 Gedichte aus Langenstein in die endgültige Zusammenstellung seiner siebenbändigen Lyriksammlung aufgenommen. Es sind dies die letzten drei Gedichtzyklen aus der Lagerperiode: 7. *Grüße*, 8. *Das ist das Ende* sowie 9. *Tod und Leben*.

Durch meine Bearbeitung des Nachlasses kann ich sagen, daß die Angaben, die im *Marbacher Magazin* über die „nicht lyrischen Arbeiten“ H. G. Adlers aus Theresienstadt gemacht werden, unrichtig sind. Es ist dort zu lesen: „er stellte den *Raoul Feuerstein* fertig und verfaßte zahlreiche gleichnishafte Geschichten. Einige davon sind in dem 1964 erschienenen Band *Der Fürst des Segens* [...] nachzulesen. Zudem beendete er 1943 die erste Fassung seiner *Experimentaltheologie*.“ [MM, S. 72] Von *Raoul Feuerstein* stammt aus dieser Zeit nur eine erste Fassung, zu der Adler anmerkte: „Erster Entwurf 17.6. bis 7.7.1943 in Theresienstadt; die eingearbeitete Szene *Der Gefangene* entworfen Dezember 1942 in Theresienstadt.“¹⁰ Diese erste Fassung wurde 1946 in Prag sowie später in London mehrmals überarbeitet und dabei wesentlich erweitert. Kürzere Prosastücke hat Adler in Theresienstadt nur drei geschrieben – *Der Älteste* (November 1942, Juli 1943), *Hassimangu* (Februar 1943), *Der sonderbare Richter* (Juli 1943) – und sie sind *alle* in *Der Fürst des Segens* veröffentlicht, wie übrigens auch *Vom wahren Fortschritt* (8.3.1945), die einzige überlieferte Prosaarbeit H. G. Adlers aus Langenstein. „Ich habe in Th[eresienstadt] auch sehr viel Philosophie studiert und mich mit jüdischer Geistesgeschichte abgegeben“,¹¹ sagt Adler noch über diese Zeit, er hat aber definitiv nicht entscheidend an der *Experimentaltheologie* weitergearbeitet, von der ja – wie bereits ausgeführt wurde – damals schon längst eine vollständige erste Fassung existierte. Einer im April 1983 angefertigten Abschrift des an Bettina Gross gerichteten *Mailänder Briefs 1938* hat H. G. Adler drei Seiten beigelegt, auf denen er selbst die Entstehungsgeschichte der *Experimentaltheologie* sowie die Zusammenhänge mit anderen seiner Schriften dargestellt hat und denen ganz unmißverständlich zu entnehmen ist: „Am 24. Juli 1941 begann die

¹⁰ Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 268.

¹¹ HGA an WU, 10.5.1950, S. 19.

„zweite Ausarbeitung“ der *Betrachtungen*, die Mitte August 1941 abgebrochen wurde. In Theresienstadt, 1942–1944, wurde nur wenig zum Thema notiert. Dann ruhte die Arbeit an den *Betrachtungen* so gut wie ganz bis 1979.¹²

Im Prag der Nachkriegszeit warteten auf Adler nun auch gänzlich andere Aufgaben: „Von Juli bis Dezember 1945 half ich als Erzieher und Lehrer dem edlen tschechischen Menschenfreunde Přemysl Pitter, der sich in schnell geschaffenen Heimen unmittelbar nach dem Kriege geretteter jüdischer Kinder annahm und bald darauf deutsche Kinder aus tschechischen Lagern errettete [...]“ [T, S. 703] Wie es dort zugehen konnte, veranschaulicht eine Episode, die H. G. Adler von seinem Schüler Jehuda (Yehuda) Bacon (*1929) erzählte: „Eines Tages gingen wir in einem kleinen Schlößchen südlich von Prag, das wir da bewohnten, spazieren. In manchen dieser Schlößchen waren auch deutsche Kinder, die in Begleitung ihres Personals spazierengingen. Da schrie Jehuda plötzlich, man solle diese Kinder erschlagen. Daraufhin bin ich mit ihm zu diesen Kindern gegangen und habe ihn gefragt: ‚Diese Kinder willst du also jetzt erschlagen? Du denkst doch nicht, daß ich das zulasse? [...] Wir haben uns dann darum gekümmert, daß man Verwandte von diesen verlassenen deutschen Kindern findet, und an all diesen Dingen haben wir die jüdischen Kinder teilnehmen lassen. Wir haben sie zusammengebracht und ihnen gezeigt, daß auch die anderen Menschen sind.“ [I 9, S. 182]

Jehuda Bacon, der im September 1942 im Alter von dreizehn Jahren von Mährisch-Ostrau nach Theresienstadt und von dort Mitte Dezember 1943 zusammen mit seinen Eltern und seiner Schwester weiter nach Auschwitz deportiert wurde,¹³ erinnert sich etwa vierzig Jahre nach dem Krieg an H. G. Adler als einen seiner ersten und zugleich bedeutendsten und einflußreichsten Lehrer:

Ich traf Dr. H. G. Adler zum ersten Mal nach dem zweiten Weltkrieg in einem Erholungsheim für Kinder aus den Konzentrationslagern in der Nähe von Prag inmitten der Stille einer wunderschönen Landschaft, mit einigen großen Teichen und mit Schlössern, die in Kinderheime umgewandelt waren. Ich war noch nicht 16 Jahre alt und nach drei Jahren KZ körperlich geschwächt und geistig noch nicht mit dem neuen Leben vertraut. H. G. Adler, der gleichfalls aus dem Lager kam, war einer unserer Erzieher. Er sah meine ersten Zeichnungen, er ermutigte mich bei meinen Versuchen und las mir seine philo-

12 Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 197.

13 Vgl. auch Jehuda Bacon: Mit der Neugier von Kindern. In: Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt (6. Aufl.) 1995, S. 123–125.

sophischen Aufsätze vor. Er sandte mich zu seinem guten Freund, dem Arzt des Kinderheims und Musikologen Dr. Emil Vogl, der mich in die Geschichte der Kunst einführte. Dr. Adler nahm mich nach Prag, und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben Kunstgalerien, Kirchen und ich erinnere mich, wie er mir die Augen für die Schönheiten eines Bildes öffnete. [...] Wir wanderten durch Prag und Dr. Adler zeigte mir den Alten Jüdischen Friedhof, die Alt-Neu-Synagoge, die Karlsbrücke, den Hradschin und die Barockgebäude Dientzenhofers¹⁴, u. a. die St. Niklaskirche.¹⁵

Die Begegnung mit Adler war der Grundstein für Bacons künstlerische Laufbahn als Maler. Adler förderte Bacons Ausbildung und machte ihn unter anderem mit dem Maler Willi Nowak, dem Bildhauer Bernhard Reder und Leo Baeck bekannt. Bacon emigrierte nach Palästina, studierte an der Kunstakademie Bezalel in Jerusalem und wurde schließlich an eben dieser Institution Professor. Sehr ähnlich wie Canetti schildert auch Bacon seine Prager Stadtbesichtigung mit H. G. Adler, der hier schon wiederholt als Fremdenführer aufgetreten ist, dessen Bezug zur Tschechoslowakei und zu Prag sich aber bereits damals grundlegend geändert hatte und der im November 1946 die erste Version des folgenden Gedichts niederschrieb:

Die fremde Stadt

Die fremde Stadt ... Dort wäre ich geboren?
Mir ist sie fremd. Nie hab ich ihr gehört
Und zieh durch ihre Straßen fremd, verstört
Erblick ich hundert Türme, grau verloren.

Die Burg und Brücke zittern nicht geheuer
Im kalten Abendschaum der frühen Nacht.
Warum durchstreift mein Schritt die tote Pracht
Und schluckt den Dunst von heiserem Gemäuer?

Der Pulverturm verschwimmt geschwärzt im Schleier
Des müden Lichtes, aus den Läden dringt

14 Christoph Dientzenhofer (1655–1722) und Kilian Ignaz Dientzenhofer (1689–1751).

15 Jehuda Bacon: Erinnerungen an H. G. Adler. In: *Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers*, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987, S. 168f., hier S. 168.

Manch dreister Schrei. Im Rauch versammelt sinkt
Das Volk zu segenloser wüster Feier.

Die fremde Stadt färbt sich mit Siegesfahnen,
Sie grüßen fremd und flattern, straff gehemmt
Von Stricken. Nacht. Verstört und kalt und fremd,
Verloren irre ich auf ihren Bahnen.¹⁶

Und über die Zustände, welche ungefähr zur gleichen Zeit in Theresienstadt vorherrschten und welche die damaligen Zustände im ganzen Land widerspiegeln, ist bei Adler nachzulesen: „Die Befreiung von Theresienstadt hat das Elend in diesem Orte nicht beendet. [...] In die ‚Kleine Festung‘ wurden Deutsche des Landes und reichsdeutsche Flüchtlinge eingeliefert. Bestimmt gab es unter ihnen welche, die sich während der Besatzungsjahre manches hatten zuschulden kommen lassen, aber die Mehrzahl, darunter viele Kinder und Halbwüchsige, wurden bloß eingesperrt, weil sie Deutsche waren. Nur weil sie Deutsche waren ..? Der Satz klingt erschreckend bekannt; man hatte bloß das Wort ‚Juden‘ mit ‚Deutschen‘ vertauscht. Die Fetzen, in die man die Deutschen hüllte, waren mit Hakenkreuzen beschmiert. Die Menschen wurden elend ernährt, mißhandelt, und es ist ihnen um nichts besser ergangen, als man es von deutschen Konzentrationslagern her gewohnt war. Der Unterschied bestand lediglich darin, daß der herzlosen Rache, die hier am Werke war, das von der SS zugrunde gelegte großzügige Vernichtungssystem fehlte. [...] Die Anzahl der Häftlinge wechselte und dürfte 3000 kaum einmal überstiegen haben. Nur wenige wurden eines Verbrechens überführt und abgeurteilt, viele wurden erschlagen oder gingen im Lager zugrunde, manche wurden nach mühevollen Interventionen anständiger Tschechen entlassen, und dem mutigen tschechischen Menschenfreunde Přemysl Pitter gelang es, viele Kinder zu retten [...]. Die meisten Gefangenen wurden im Rahmen der Massenausweisung Deutscher aus der Tschechoslowakei nach Deutschland deportiert.“ [T, S. 218f.]

Von Oktober 1945 bis Februar 1947 widmete sich Adler als Mitarbeiter des Prager Jüdischen Museums dem Aufbau eines Archivs der Verfolgungszeit und des Lagers in Theresienstadt.¹⁷ Danach verließ Adler seine Geburtsstadt, ohne jemals wieder zurückzukehren. Weder sollte noch wollte er weiterhin bleiben: „Als ich [...] im April 1945 mit meiner Befreiung überlebt hatte, bestimmte ich zwar die Rückkehr nach Prag als mein nächstes Ziel, wobei ich damals in Halberstadt noch ziemlich ahnungslos war,

16 HGA: Die fremde Stadt. In: ders.: Gedichte. Zweiter Band, [ohne Seitenzählung].

17 Für Informationen über das Archiv vgl. auch T, S. 703ff.

wie es in der Tschechoslowakei zuing. Doch war mir klar, daß ich in Prag kaum mehr Familienmitglieder oder sonst mir näherstehende Menschen finden würde und nun erst recht zu trachten hätte, möglichst schnell auszuwandern. Dies im Sinne, gelangte ich nach dem 20. Juni 1945 nach Prag. Wegen meiner bei der Volkszählung 1930 angegebenen deutschen Muttersprache war ich dort nach einem Präsidialdekret auf einmal ein Deutscher und büßte dadurch die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft automatisch ein. Wohl hatte ich, längst eines flüssigen akzentfreien Tschechisch mächtig, persönlich nicht viel zu leiden und wußte mich auch geschickt zu wehren, aber mein Wunsch, aus Prag, wo ich mir wie auf einen Friedhof verbannt vorkam, möglichst schnell zu verschwinden, steigerte sich von Tag zu Tag.¹⁸ Gustav Becking, bei dem Adler promoviert hatte, wurde nach dem Krieg in Prag hingerichtet, da er NSDAP-Mitglied gewesen war: „Becking wurde nach Kriegsende von Tschechen und Russen auf einem Prager Schulhof zusammen mit anderen Deutschen zusammengetrieben. Auf die Frage, wer von den Deutschen bei der Partei gewesen sei, meldete er sich. Er wurde an die Wand gestellt und erschossen. Der Mann, den man da erschöß, hatte während der Zeit der deutschen Okkupation verhindert, daß der wertvollste Bücherbestand des Landes, die Bibliothek Strahov, von den Deutschen verschleppt wurde.“¹⁹

Adler war nicht nur die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft **entzogen worden**, sondern er wollte auch unbedingt aus Prag weg, wobei er sich nach allem, was ihm widerfahren war, auch weiterhin ausdrücklich zur deutschen Kultur bekannte: „Ich war kein Tscheche. Das Deutsche hatte für Tschechen keinen Platz mehr im Land. Ich gehörte zur deutschen Kultur. Die deutsche Kultur wurde vertrieben.“ [Serke, S. 337] Berlin oder München kamen nun jedoch nicht mehr in Frage: „Deutschland oder Österreich als Ziel erwog ich nicht einmal, aber ich wollte auch sonst in kein Land, das, sei es selbst als Opfer Nazideutschlands, auch nur vorübergehend von ihm besetzt gewesen war.“²⁰ „Aber ich wollte nicht nur in keinem Lande leben, das vorübergehend besetzt war, sondern auch in keinem Lande schaffen, wo es leicht möglich gewesen wäre, daß der Bäcker, wo ich meine Semmeln kaufe, vielleicht doch bei irgendeiner ‚Judenaktion‘ im Osten oder sonstwo in der Welt auf deutschen Auftrag hin mitgewirkt hatte, auch wenn er selbst kein Deutscher war, sondern einem osteuropäischen Volke angehörte, oder wenn er Franzose oder was auch immer gewesen wäre. Obwohl ich weiß, daß mir dies, streng genommen, keine Sicherheit gewährt, auch in einem nie von Hitler besetzten Lande davor sicher zu sein, mein Brot nicht doch von einem Mitschuldigen zu

18 HGA: Zu Hause im Exil, S. 245.

19 H. G. Adler, zitiert nach Serke, S. 333.

20 HGA: Zu Hause im Exil, S. 245.



H. G. Adler (Prag, 1946)
 Aufnahme von: Karel Stehlik;
 Deutsches Literaturarchiv, Schiller
 Nationalmuseum,
 Marbach am Neckar

kaufen, scheint mir mein Verhalten doch eine kleine Schutzmaßnahme.“ [I 7, S. 47]

Bereits nach Kriegsende versuchten H. G. Adler und Bettina Gross einander wiederzufinden. Die beiden hatten sich in Prag kennengelernt und waren seit 1932 befreundet. Die Bildhauerin und Malerin war bereits 1938 emigriert und lebte während des Zweiten Weltkriegs mit ihrer Schwester und ihrem Bruder in Großbritannien. Im November 1945 war der Kontakt hergestellt. „Wenige Wochen später waren wir schriftlich verlobt.“²¹ 1946 kam Bettina Gross zweimal zu H. G. Adler nach Prag, wo die beiden auch heiraten wollten. Doch wurde ihnen von der „Jewish Community in Prague“ am 1. Oktober 1946 brieflich mitgeteilt, daß für sie eine Eheschließung in der Tschechoslowakei unmöglich sei, da sie keine Staatsbürgerschaft besitzen. Der letzte Satz dieses Schreibens erscheint besonders folgenschwer, denn hier wird

explizit der Vorschlag gemacht, in England zu heiraten, wo diese Hindernisse nicht bestünden: „We therefore recommend to contract the marriage in England, where there are no such obstacles.“²²

Gemeinsam fahren sie ein letztes Mal in den Böhmerwald. In seinem Roman *Die unsichtbare Wand* beschreibt H. G. Adler ausführlich eine Wanderung des Protagonisten Artur Landau, der zusammen mit Anna, der Schwester eines im Krieg umgekommenen Schulkameraden, eine knappe Woche im „Waldgebirge“ verbringt. Am dritten Tag machen sie den großen Ausflug, den Landau wünscht und der sie entlang der tschechisch-deutschen Grenze – diese wiederholt kreuzend – auf den Gipfel des 1293 Meter hohen Osser führt. Der Nachmittag ist schon fortgeschritten, als das Tagesziel erreicht wird und die beiden den Ausblick genießen können: „Die Aussicht weit, doch hielten sich unsere Blicke zunächst in den nahen Wäldern, schwer und bedächtig, rund um uns zurück. Dann schauten wir in die Richtung, aus der wir gekommen waren, ein schwärzlich grünes Bogendach, das sich zum Zwercheck spannte, wo es vertauchte. Nun schweiften

21 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

22 Jewish Community in Prague (Preparatory Committee) an HGA, 1.10.1946.

wir nach Süden, wo sich das Waldgebirge teilt und weit ins andere Land eine Kette zweigt; das ist der Pfahl, den Namen hat man gut gewählt. Ich zeigte Anna die Gipfel, die ich beim Namen kannte, am südlichsten den großen Arber, den einzigen Berg des Waldgebirges, dessen runde Kuppe so hoch ragt, daß sie keinen Hochwald duldet; der Wuchs duckt sich zu übergrünem Knieholz, zuoberst liegt gedämpfter Wiesenschimmer. Von einer Senke abgetrennt, setzt sich der Kamm im kleinen Arber fort. Dann kamen uns die Berge näher, doch vom Tal geschieden, das sich verbreiterte, und jeder Gipfel eine Stufe niedriger, der Enzian, das Schwarzeck, der Ödriegel, der Mühlriegel, kleinere Berge davor, dann immer ferner ausgesandt ins Land noch viele andere Höhen, die ließen sich nicht deutlich unterscheiden. In grünlichbraune oder blaue Flecken lösten sie sich auf und versanken immer tiefer und milder in milchiggrauer Weite. Vom Pfahl trennte uns das Tal des weißen Regens, das nah mit lichten Wiesen und Auen uns begrüßte. Da bot es zierlich und gering seine geruhsamen Dörfer auf, von denen der Berg, auf dem wir standen, breit und gewaltig aus dem Tal aufsteigt, das er so offenbar beherrscht. Der Osser ist ein stolzer, ein königlicher Berg; ist er auch bei weitem nicht der höchste im ausgedehnten Waldgebirge, so baut doch seine Lage ihn als letzten hohen Riegel im Norden für beide Länder bedeutsam auf.“ [W, S. 162]

Landau unternimmt diese Reise im Bewußtsein des baldigen Abschiednehmens. In „wenigen Monaten“ [W, S. 265] wird er das Land verlassen. „Nun galt die alte Grenze wieder“, ist zu lesen, während Landau und Anna dahinwandern. „Wer aber in dem Land zu dieser Seite wohnte, in den nahen Tälern oder weithin in großen wie in kleinen Orten, der hatte keine Heimat mehr, wenn er in der Sprache aufgezogen war, die jenseits dieser Grenze alle redeten.“ [W, S. 157] Bettina Gross fuhr alleine wieder nach Großbritannien zurück, Anfang 1947 folgte H. G. Adler nach: „Ich wollte in einem Lande wirken, wo mir immerhin einige Freiheit vergönnt wäre. Ich dachte damals daran – daß es nicht ganz leicht sein würde, wußte ich -, in England unterzukommen. Nun, am 11. Feber 1947 bin ich mit einem legalen [– allerdings illegal erhaltenen –] tschechoslowakischen Paß von Prag weg, der ungefähr sechs Wochen gültig war, und mit einem auf vier Wochen beschränkten britischen Besuchervisum, doch mit der festen Absicht, England nicht mehr zu verlassen. Ich habe wenigstens alle meine Schriften aus Prag hinausgeschafft und sonst das wenige mitgenommen, was ich besaß und [was] mir wert war. So bin ich hinübergeflogen [...]“. [I 7, S. 48; vgl. auch *Zu Hause im Exil*, S. 245]

2. Zuhause im Exil in London

Nur wenige Tage nach seiner Ankunft, am 16. Februar 1947, heiratete H. G. Adler zum zweiten Mal, und zwar in Merthyr Tydfil im Süden von Wales, wo Bettina Gross damals gelebt und in einer Knopffabrik gearbeitet hatte. Im Roman *Die unsichtbare Wand* verspricht es Artur Landau und seine zweite Frau Johanna auf ihrer kurzen, einwöchigen Hochzeitsreise ebenfalls in diese Gegend im walisischen County of Glamorgan, und wir begleiten Landau auch mit Johanna auf einer Wanderung: „Nur der gehemmte Pflanzenwuchs war winterlich, sonst kündete nichts die Jahreszeit an, es roch nach letztem Spätherbst oder erstem Vorfrühling, der Ausblick in die Bergwelt war beinahe sommerlich. Der leichte Perldunst, die baumlos baren Hänge, die gestaffelten Kuppen und steilen Zacken mit ihren dunklen Felsen haben die Schwarzen Berge – nur ein bescheidenes Gebirge, das einige Meilen nördlich in seinen höchsten Spitzen kaum 800 Meter überragt – fast in ein Hochgebirge von dreifacher Höhe und fünffacher Weite verwandelt, denn die Gipfel scheinen viel stattlicher und ferner, als sie wirklich sind. So stiegen wir wie auf hochgeschwungenen Alpenmatten und Almen. Jenseits einer Mulde mit einem Bächlein, nicht breiter als Armeslänge, sahen wir zur Linken einen Berg, auch er nur ein Hügel, der jedoch gleichfalls viel mächtiger dünkte als er war; den wollten wir gewinnen. Johanna nannte ihn Twyn Croes, doch sicher wußte sie den Namen nicht. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, daß wir den Gipfel erreichten.“

Anders als im Böhmerwald ist jetzt Landau nicht derjenige, der führt, sondern derjenige, der geführt wird. Wir sind abermals auf einem Punkt, von dem aus man einen herrlichen Rundblick hat, und Landau beklagt, keine Landkarte bei sich zu haben; aber so gut sie es kann, erklärt Johanna, was man hier sieht: „Die steilen spitzen Berge [...] im Hintergrund heißen Brecon Beacons. Es sind die höchsten Gipfel in den Schwarzen Bergen. Ein ziemliches Gekraxel, aber der Fernblick lohnt, wenn man Glück hat. Nach der Nordseite, wo man tief unten Brecon vor sich sieht, fallen sie noch viel steiler ab. Weiter links, wo die Höhen sanfter werden, kenn ich mich nicht aus. Aber das Tal davor, du kannst es von hier aus nur erraten, das ist tief eingeschnitten und besonders schön. Bis auf die Farben sieht es dort fast italienisch aus. Ich liebe es. Sein Name ist Cwm Taf, und der Bach, der dort fließt, heißt Taf Fawr. Bei Cefn [...] vereinigt er sich mit unserem geliebten Taf Fechan. Dort siehst du auch die Senke, wo Merthyr Tydfil liegt, die sich dann verschmälert. Das ist Merthyr Tal. Dahinter die Kette, das sind die Berge von Aberdare. Hier vor uns können wir fast in unser Vaynor hinunterschaun. Ich glaube, wir brauchen keine Dreiviertelstunde bis hin. Dann kommt ein guter Bekannter, der Morlais-Hügel, der versperrt uns die Aussicht nach Merthyr hinunter.“

Kurz darauf entspinnt sich ein Dialog zwischen Johanna und Artur, in dem sie ihre



Bettina Adler und H. G. Adler (bei Watford, Mai 1947).
Aufnahmen von: Hans Oplatka; Deutsches Literaturarchiv,
Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar

zukünftigen Möglichkeiten gegeneinander abwägen. Sollten sie an diesem Ort bleiben, wo es ihnen offensichtlich auch gefällt, oder sollten sie in die „Weltstadt“ zurückkehren? Es sei „unvermeidlich“, von hier wieder wegzugehen, meint Landau, was die beiden dann auch tun. „Ich habe hier keine Aussichten für meine Arbeit. Meine Flucht darf nicht bis in die Einsamkeit führen.“ Er wolle Bücher und Aufsätze schreiben, Vorträge halten, seine Ideen verwirklichen. In der Großstadt, durch deren Neutralität und Anonymität er sich einerseits ein selbständigeres und freieres Leben verspricht, erhofft sich Landau andererseits, Unterstützung für seine Pläne zu finden, wie er optimistisch in die Zukunft blickend und voll Tatendrang Johanna darlegt. Landau, dem Heimatlosen, erscheint die „Weltstadt“ als der einzig richtige Aufenthaltsort. „Laß mich in der Weltstadt untertauchen“, sagt er am Schluß des Gesprächs. „Ich habe keine Heimat und suche keine Heimat. Würde ich hier leben, dann müßte ich es zu oft empfinden, daß es für mich keine Heimat gibt.“ [W, S. 577ff.]

Auch H. G. und Bettina Adler zogen als jung verheiratetes Ehepaar in eine „Weltstadt“, die dann für ihr restliches Leben zu ihrem Aufenthaltsort werden sollte, nach London, wo es Adler allerdings entgegen seinen Hoffnungen nicht gelang, beruflich als Bibliothekar oder als Hochschullehrer Fuß zu fassen. Komitees oder öffentliche Einrichtungen waren nur gewillt, Adler in die Tschechoslowakei oder nach Deutschland zu vermitteln, wo er aber nicht leben wollte: „Allerdings damals kam ich dort [= in England] nicht besonders erwünscht an. Man sagte mir, wenn ich mich an eine Institution um Hilfe wandte: ‚Ja, was wollen Sie denn? Jetzt hätten Sie doch in der Tschechoslowakei die beste Möglichkeit, sich zu betätigen.‘ Oder: ‚Ja, wir bieten Ihnen gerne an, in britischen Diensten drüben in Deutschland tätig zu sein. Hier natürlich leider nicht.‘ Die ehemaligen Emigranten aus den deutschsprachigen Ländern, die waren mehr oder weniger alle in Sicherheit, hatten sich schon lange eingelebt und wollten keinen so komplizierten Juden mehr aus Mitteleuropa da haben. Der ehemalige ‚Auschwitzer‘ – ich war zwar nur 14 Tage dort, aber immerhin war ich [in] Auschwitz – war gewiß nicht begehrt. Anfänglich, als man noch glaubte, daß ich wegführe, lud man mich zu Vorträgen über jene Probleme ein, die heute am besten unter dem Namen ‚Holocaust‘ bekannt sind.“ [I 7, S. 48]

Grete Fischer, eine gebürtige Pragerin, die bereits 1934 nach London gekommen war, beschreibt die Schwierigkeiten, mit denen Adler zu Beginn seines Exils zu kämpfen hatte: „Er hatte es viel schwerer als die früher Eingewanderten, aus mehreren Gründen. 1933 ging es England relativ gut, abgesehen von der ökonomischen Weltkrise und allgemeinen Arbeitslosigkeit, und Hilfesuchende wurden wohlwollend empfangen. 1947 war der Krieg zu Ende, und man war bis an den Hals vergraben in den Schutthaufen seiner Folgen. Das Land und jeder darin hatte mit sich zu tun, und was sich nicht in Massen

aufdrängte, wurde übersehen. Den Einzelnen also, die da aus Konzentrationslagern oder der Verbannung kamen, half eigentlich niemand, weder Komitees noch Privatpersonen.“ [Fischer, S. 336] Auch letzteres mußte Adler am eigenen Leibe erfahren: „Die als Flüchtlinge hier vor dem Kriege angekommenen Juden hatten sich, gar wenn sie aus Deutschland stammten, entweder schon mehr oder weniger glücklich an England angepaßt, oder sie waren hoffnungslos isoliert und flüchteten in den Abglanz einer besseren Vergangenheit. In beiden Fällen hatte ich nichts mit ihnen gemeinsam, aber auch sie standen mir ablehnend, fremd und verständnislos gegenüber.“²³

Was für Angebote man Adler machte, daran erinnerte sich später ebenfalls Grete Fischer: „Freundliche Verwandte schlugen vor, er sollte sich bei den Lyons-Restaurants als Weinkellner anstellen lassen, das trug drei Pfund, zehn Schilling pro Woche ein. Er arbeitete lieber umsonst mit Wilhelm Unger an einer deutschen Bibliothek für London [...]“ [Fischer, S. 340] Die deutschsprachige Bibliothek in London („Library of the German Language in Great Britain“), die „der Völkerverständigung und der Kenntnis neuer deutscher Literatur in Großbritannien“²⁴ dienen und nach Wilhelm Unger „Ausdruck eines Traumes“ sein sollte, „den wir Emigranten damals ‚Das andere Deutschland‘ nannten“,²⁵ konnte im Juni 1951 eröffnet werden.

„Mit größter Aufopferung bemühte sie sich, mir mein Leben in London zu erleichtern, was ihr glückte“, schrieb Adler über seine ihm „bis zu ihrem Tode 1977 nahestehende Freundin“ Grete Fischer in *Zu Hause im Exil* (1981)²⁶, doch „nahezu erfolglos“ sei sie gewesen, wenn sie ihm „Verdienst verschaffen“ oder „Wege in den Literaturbetrieb bahnen“ wollte: „Grete Fischer [...] gehörte zwar durchaus nicht zu den geistig fast bloß in der Vergangenheit lebenden Menschen, [...] aber sie stand persönlich jenen noch gestrigen Emigranten doch nahe.“ So führte sie ihn – nach Adlers Ansicht – „in Kreise und bei Menschen“ ein, „für die, wenn schon nicht die allgemeine Entwicklung der Kultur, so doch die Entwicklung Deutschlands mit dem Leben am Berliner Kurfürstendamm Ende 1932 aufgehört hatte und dort für immer stehengeblieben ist“, bei denen er „nichts zu suchen hatte“ und von denen er sich „bald entschieden abwendete“.

Adler erwog „ursprünglich noch eine ordentliche Einwanderung in die Vereinigten Staaten“. „Überdies blieb es noch jahrelang wahrscheinlich, daß ich auch in eine andere Stadt Großbritanniens gezogen wäre, wenn sich irgendwo eine auch nur halbwegs ge-

23 HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 252.

24 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 2.

25 Wilhelm Unger: *Das andere Deutschland*. In: H. G. Adler – *Buch der Freunde. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik*, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S. 14–18, hier S. 17.

26 Entstehungszeit: 28.–31.12.1978. Titel des Autors: *Zuhause im Exil*.

eignete Stellung gefunden hätte.²⁷ Doch dazu kam es nie. H. G. Adler blieb mit seiner Frau Bettina und ihrem gemeinsamen Sohn Jeremy in der englischen Hauptstadt und lebte dort als Privatgelehrter und freier Schriftsteller bis zu seinem Tod. Jeremy Adler charakterisiert die erste und die zweite Hälfte des Lebens seines Vaters mit folgenden Worten: „If lives fall into two halves, he lived his ‘life’ first. Then the ‘work’.”²⁸ Darunter war aber auch zu keinem späteren Zeitpunkt eine feste Anstellung zu verstehen. „Seit meinen frühen Londoner Jahren, als ich mich ebenso oft wie vergeblich um eine Lehrtätigkeit, eine Anstellung an einer Universität, Bibliothek oder bei jüdischen Institutionen beworben hatte, wo sich meine Kenntnisse und Fähigkeiten gewinnbringend auswerten ließen, strengte ich mich kaum mehr an, nach passenden Stellen Ausschau zu halten“, notierte H. G. Adler, der übrigens realistisch erkannte: „Daß ich meine Verdienstchancen als freischaffender Schriftsteller und Gelehrter bei einem festen Wohnsitz oder auch nur bei lang dauernden Aufenthalten in der Bundesrepublik hätte wesentlich verbessern können, zeigte sich bei wiederholten Besuchen.“²⁹

H. G. Adler hatte sich in London („im Versteck seiner Wohnung“)³⁰ „ein sich zur Dauer verlängerndes Provisorium eingerichtet“, und obwohl er bei der Wahl seines Aufenthaltsortes dem Zufall eine gewisse Rolle beimaß, benannte er doch auch ganz konkret, was er an London schätzte: „So wirkt, zumindest auf die Dauer hin gesehen, die Bestimmung Londons als meines ständigen Wohnsitzes, so gern ich da bin, fast wie ein Zufall, wenn es auch von Anbeginn verlockend war, sich hier aufzuhalten, wo in der Fülle mannigfaltiger Gelegenheiten, menschlicher und sachlicher Verbindungen, in der Zugänglichkeit vom Ausland her wie nach dem Ausland hin und in der Internationalität dieser unübersehbaren riesigen Ansiedlung die verlockendsten Anreize wirkten. Das London, in das ich 1947 einzog, war allerdings grau und vernachlässigt vom Kriege. Mir schien es auch traurig und selbst unwirtlich, doch gerade das zog mich an, die Anonymität der unpersönlichen Weltstadt: ein idealer Ort für mich, der keine Heimatgefühle in mir weckte. Das gilt unverändert bis heute; unbehindert bewege ich mich hier, alles wirkt freundlich unverbindlich, dabei bin ich gerne hier nicht zu Hause, es wäre denn in meiner Wohnung.“³¹ Zur Zeit, als Adler dies niederschrieb, lebte er bereits in seiner dritten und letzten Londoner Wohnung, die er insgesamt am längsten hatte, in Earl’s

27 HGA: Zu Hause im Exil, S. 251f. u. 246.

28 Jeremy Adler: *The One who Got Away*. H. G. Adler and Theodor Adorno: *two Approaches to Culture after Auschwitz*. In: *The Times Literary Supplement* (London), 4.10.1996, S. 18f., hier S. 18.

29 HGA: Zu Hause im Exil, S. 250.

30 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 15.

31 HGA: Zu Hause im Exil, S. 246f.

Court (47 Wetherby Mansions, London SW 5). Seine Adressen davor waren 35A Linden Gardens, London W 2 (Ende Februar 1959 bis Ende Dezember 1963) und 96 Dalgarno Gardens, London W 10 (Juli 1947 bis Ende Februar 1959). Ganz am Anfang hatte er vorübergehend in 77 Gower Street, London WC 1 Quartier bezogen.

„Ich will keine Heimat. Ich lebe unter anderem deswegen in London, weil ich mich hier nicht heimisch fühle“ [I 9, S. 184], sagte H. G. Adler im Interview mit Hans Christoph Knebusch, und an anderer Stelle ergänzte er: „dazu fehlt in diesem Lande zu vieles von dem, was für mich mit meiner physischen Heimat verbunden bleibt, allerdings vielfach auch dort heute nicht und nirgendwo in der Welt auffindbar wäre, zumindest nicht für meine Person. Um diesen Zustand herzustellen, müssten sich alle Verhältnisse, die mich betreffen, vollständig ändern, ein unerreichbares Wunder, das die Umkehrbarkeit der Zeit voraussetzen würde.“³² – „Das heißt aber nicht, daß Sie sich heimatlos fühlen“, merkt Knebusch an. – „Nein“, bestätigt daraufhin Adler, „Heimat ist, wo ich bin. Warum soll man das nicht einmal umdrehen? Sehr viele Begriffe bekommen ihren vollen Sinn erst durch ihre Verkehrung ins Gegenteil.“ [I 9, S. 184f.] Und so hält H. G. Adler resümierend fest: „Es ist ein Ergebnis meines Lebens, daß ich wohl ein Zuhause habe, aber keine Heimat, dies ein deutsches Wort, dessen Inhalt sich kaum in einer fremden Sprache mit einem anderen Wort ausdrücken läßt. So kann kein Exil Heimat sein, nicht einmal eine zweite Heimat, wie man wohl sagt. Nun, mein Zuhause ist im Exil, und das Exil ist mein Zuhause.“³³

3. *Ob Hitler recht hatte und ein „Museum eines auszusterbenden Volkes“*

Von Juni bis Dezember 1947 hielt H. G. Adler im Auftrag des „Foreign Office“ als „part time lecturer“ Vorträge für deutsche Gefangene in englischen Kriegsgefangenenlagern. Zumindest war dies seine offizielle Tätigkeit, und im Nachlaß sind Schlagwörter zu den Themen *Wahrnehmung und Bewußtsein* sowie *Der Mensch und die Kunst* erhalten. „In Wirklichkeit“, so Adler, „habe ich mich über tausend Dinge ausfragen lassen, z. B. ob Hitler recht hatte oder nicht.“ [I 9, S. 182]

Bereits einige Zeit davor war Adler in der Londoner Leo-Baeck-Loge des B'nai B'rith zu Gast, um über die Geschichte des Prager Jüdischen Museums zu referieren. Dieser Vortrag vom 12.3.1947 gehört zu den allerfrühesten schriftlichen Arbeiten aus der Zeit

³² HGA: Zu Hause im Exil, S. 247.

³³ HGA: Zu Hause im Exil, S. 242.

des Exils, und er ist nicht nur in Stichworten, sondern vollständig erhalten. „Sie hatten auch beim Wiederaufbau des Prager jüdischen Museums geholfen“, hebt Alfred Joachim Fischer 1980 im Gespräch mit H. G. Adler hervor, wobei dazu gleich gesagt werden muß, daß der Begriff „Wiederaufbau“ falsche Vorstellungen erweckt. „Die Nazis wollten doch da so eine Art jüdisches Indianermuseum schaffen.“ – „Das kann man ungefähr so ausdrücken“, meint darauf Adler. „Ja, ich habe diese Prägung noch nicht gehört, aber ich akzeptiere sie. ... Es sollte sozusagen das Museum eines auszusterbenden Volkes werden.“ [I 6, S. 193]

Über Adlers dortige Funktion und Tätigkeit während der unmittelbaren Nachkriegszeit gibt eine Bescheinigung der Museumsdirektion Auskunft: „Dr. H. G. Adler collaborated with us from 1.10.1945 in building up the Jewish Museum in Prague. His work was mainly concerned with the collection, revision, and arrangement of documents of the Hitler persecution, in particular the Terezín Ghetto. His main endeavour was historical research and the preparation of material for scientific records. Further, he helped to prepare exhibitions of Jewish Art, extended our catalogues and was generally occupied on library work.“³⁴

Fischer fragt noch einmal genauer nach: „Stand da nicht eine sehr makabere Idee der gerade besieigten Nazimachthaber dahinter, die dann ganz unmakaber verwirklicht wurde?“ – „Nein“, antwortet Adler, „sie wurde umgestaltet. Es wurde das, was daran makaber war, weitgehend abgebaut. Später dann ist es allerdings sehr im Sinne eines neuen Terrorregimes wieder umgeändert worden.“ [I 6, S. 193] Wie der Plan für das Museum während der Kriegsjahre genau ausgesehen hat, erfährt man aus dem Interview allerdings nicht, weshalb wir uns nun zunächst Adlers Vortrag aus dem Jahr 1947 ausgiebiger im Originalwortlaut zuwenden wollen.

„Im zweiten Weltkriege, mitten in der Zeit, da man **anonyme Millionen von Juden** in Gaskammern erstickte, deren Körper zu vielen Tausenden an einem Tage in elektrischen Öfen verbrannt wurden“, ist dort in der Einleitung zu lesen, „baute man mit scheinbar friedlichem Eifer unter der sorgsam hütenden Patronanz der gleichen Mörder in Prag unter Ausnutzung der Klugheit und des Fleißes einiger böhmischer Juden ein jüdisches Museum aus, das in seinem wesentlichen Bestande für lange Zeiten so bleiben muß und kann, wie es am Tage der Befreiung im Mai 1945 dastand. Wie konnte das geschehen? Nur durch die Ausbeutung des ‚wissenschaftlichen‘ Interesses dieser modernen halbgebildeten Barbaren, die ein Denkmal jenes Volkes zu erhalten wünschten, dessen Ausrottung sie sich zum Ziele gesetzt hatten, was sie für ein nützliches und wirklich verdienstvolles Werk hielten. Dieses Museum, das so, wie es bereits am Tage der Befreiung

34 Direktion des Prager Jüdischen Museums an HGA, 23.2.1948.

vorlag, ein Zeugnis von der Größe und Tiefe jüdischer Geistigkeit und jüdischer Geschichte und namentlich von dem Wirken und Schaffen der böhmischen Juden ablegte, sollte zur Verächtlichmachung dieses Volkes und zur Rechtfertigung des Vernichtungsfeldzuges gegen es dienen. Es war mit dem Eifer angelegt worden, mit dem ein Stab von Gelehrten etwa an die Ausarbeitung eines ethnologischen Spezialmuseums eines längst ausgestorbenen oder exotischen Volkes schreitet.“

Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums begann allerdings nicht mit der Nazi-herrschaft, sondern reicht zurück bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts und zur Auflösung des Prager Ghettos, die – so Adler – „mit einer für jene Zeit typischen respektlosen baulichen Vernichtung fast des ganzen Stadtviertels einherging“, worauf das Prager Jüdische Museum gegründet wurde, und zwar zunächst als eine „Sammlung von ziemlich bescheidenem Umfange“, um „einige kostbare Architekturbestandteile von damals aufgelösten und zerstörten Synagogen wie handgeschmiedetes Gitterwerk und zahlreiche alte kultische Geräte vor Untergang zu bewahren und würdig unterzubringen“. Nach dem Ersten Weltkrieg richtete man dann einen kleinen neuromanischen Bau im alten Judenfriedhof als Museum ein.

In der Zwischenkriegszeit wurden die Sammlungen zwar größer, doch zu einer wesentlichen Erweiterung kam es nicht. Am Zustand des Museums änderte sich auch in den ersten Kriegsjahren nicht viel – bis zum Beginn der systematischen Deportationen im Oktober des Jahres 1941: „Anlässlich der beginnenden Verschickung der Juden erwuchs den Deutschen die Aufgabe, das Eigentum der Juden, wie es sich in den Wohnungen der Verbannten vorfand, ferner das Gut der praktisch wie auch formal-rechtlich aufgelösten Kultusgemeinden, der Chewroth kadischoth (Beerdigungsbrüderschaften) und aller anderen ohnedies schon rechtlich aufgelösten jüdischen kulturellen Institutionen, das noch nicht durch bereits vorangegangene Abgabepflicht oder Konfiskation geraubt worden war, zu erfassen und sammeln. Zu diesem Zwecke wurde bei der jüdischen Kultusgemeinde in Prag, die in ihrer Gesamtheit nur noch ein Exekutivorgan des Zentralamtes zur Förderung der jüdischen Auswanderung in Böhmen war, das später in Zentralamt für die Regelung der Judenfrage in Böhmen und Mähren umbenannt wurde, eine sogenannte ‚Treuhandstelle‘ geschaffen. Diese Treuhandstelle hatte die Aufgabe, das gesamte in den von den Juden verlassenen Wohnungen zurückgelassene Gut sowie das gesamte Inventar aller aufgelösten Kultusgemeinden mit allen ihren Archiven und Sammlungen sowie die Geräte aller Synagogen zu erfassen, zu sammeln und in Verwahrung zu nehmen, um es nach den Instruktionen des Zentralamtes zu verwalten, den anbefohlenen Zwecken zuzuführen bzw. abzuliefern. [...] In diesem Augenblick griffen einige kluge und beherzte Männer der Prager Kultusgemeinde geschickt ein. Sie intervenierten beim Zentralamt und regten an, sämtliche Gegenstände aus dem Bestande der

Treuhandstelle, deren praktische Verwendbarkeit ohnedies für die Deutschen problematisch gewesen wäre, gesondert zu sammeln und dem Prager Jüdischen Museum zu überweisen.“

Es wurde der Einrichtung eines jüdischen Zentralmuseums zugestimmt und daraufhin angeordnet, daß nun aus dem Gebiet des „Protektorats“ sämtliche kultischen Gegenstände und Geräte aus öffentlichem wie privatem Besitz, alle Bücher, Schriften und Archivalien, die dem weiten Überbegriff Hebraica oder Judaica zugezählt werden konnten (wozu auch belletristische Werke jüdischer Autoren gehörten, soweit sie nicht auf dem Index verbotener Bücher und Autoren zu finden waren), weiters sämtliche bildliche Darstellungen, die von Juden angefertigt worden waren bzw. jüdische Persönlichkeiten oder Sujets festhielten, an das jüdische Museum zu überweisen seien. „Hierzu kam dann noch der Auftrag, Werke jener Maler, die unter den nazideutschen Begriff ‚entartete Kunst‘ fielen, auch wenn sie keine Juden zu Autoren hätten, dem Museum abzuliefern.“ Nachsatz: „Bilder von Picasso, Matisse oder gleichem materiellen Wert kamen freilich auf diese Weise nicht in den Besitz des Museums, da solche Werke von der SS trotz ihrer Entartung gestohlen wurden.“

Die Anzahl der abgelieferten Gegenstände war dennoch enorm: „In keinem Lande, das Hitler in die Hände fiel, gelang es den Deutschen so nahezu ausnahmslos die Evidenz über sämtliche anwesende Juden zu erlangen, so daß auch wirklich nur ein verschwindender Bruchteil sich den Verfolgungen und Verschickungen zu entziehen wußte.“ Adler erwähnt Hunderttausende von Objekten, die vor allem in den Jahren 1942 und 1943 an das Museum gelangten und den überwältigenden Großteil allen beweglichen jüdisch-kulturellen Gutes aus dem Bereich des „Protektorats“ darstellten: „Die Arbeitskräfte waren ja Sklaven und billig, so daß die Sammlung, Verpackung, und Verschickung, wie das Auspacken an Ort und Stelle und die weitere Verarbeitung in schnellem Tempo vor sich ging. Kein Museum der Welt hat vielleicht eine auf so knappe Zeitdauer bemessene Geschichte aufzuweisen, keines wurde so schnell zusammengestellt und eingerichtet.“

Bei der Art und Weise, wie die Bestände zusammengetragen wurden, ist es klar, daß auch viele Duplikate sowie Gegenstände ohne musealen Wert darunter waren. Der Hauptteil der wertvollen Objekte stammte aus dem 17. und 18., auch aus dem frühen 19. Jahrhundert, nur wenig datierte bis ins 16. Jahrhundert zurück. Adler berichtet von etwa 10.000 Bildern, größtenteils Familienportraits, ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Werken der „entarteten Kunst“ sowie von einer in die Hunderttausende gehenden Anzahl von Büchern, zum größten Teil aus privatem Besitz: „Gerade angesichts dieser Bücherstapel, die doch nur den Bestand an Hebraica und Judaica der tschechischen Jüdischen Gesellschaft aufweisen, wird einem heute die Tragödie ihrer rechtmäßigen

Eigentümer bewußt. „Wegen der Menge an zusammengetragenen Gegenständen mußte auch das Raumangebot des Museums vergrößert werden. Zusätzlich zu dem bereits erwähnten kleinen Bau wurden nun auch andere Gebäude zur Verfügung gestellt, die alle während des Krieges für die Öffentlichkeit unzugänglich blieben.

Doch hinter den verschlossenen Türen wurde eifrig gearbeitet. „Es war nur selbstverständlich, daß die Nazis, hierin – wie in vielem anderen – wie kleine, wenn auch sehr böse und mißzogene Kinder, möglichst bald sichtbare Ergebnisse erreicht sehen wollten. Aus diesem Grunde wurde alsbald zur Installierung der Sammlung geschritten, wofür den Nazis begrifflicherweise möglichst die Verächtlichmachung, Lächerlichkeit, Grausamkeit, kurz die moralische Minderwertigkeit alles Jüdischen als das hierbei zu erreichende Ziel vorschwebte“, führt Adler in seinem Vortrag aus. „Das ganze Arsenal judenhasserischer Vorstellungen sollte durch die Ausstellungen seine deutlichen Belege erfahren.“ Wirklich überraschend dabei ist: „All diese Absichten wurden praktisch vollständig hintertrieben.“ Wie war das nach Adlers Ansicht möglich? Wie konnte dies gelingen? „Durch die Faulheit und Trägheit, letzten Endes schließlich durch die Dummheit der Nazis, deren Bequemlichkeit es zuließ, daß nicht Deutsche selbst an diesem Werke durch eigene Arbeit oder auch nur durch zielbewußte Leitung teilnahmen, sondern daß man einige der Verurteilten selbst mit der Führung und Durchführung des Planes beauftragte, die man als Opfer wohl vollkommen in den Händen hatte, aber denen man aus den angeführten Gründen eine fast unbeschränkte Freiheit bei der Durchführung ihrer Pläne beließ und selbst nur allgemeinste Dispositionen traf, lächerliche Arbeits- und Rechenschaftsberichte forderte, während man die nazistischen Dispositionen so zaghaft und zurückhaltend erfüllte, daß sie nur wie ein leichter Schatten dem Museum anzumerken waren, als es 1945 seinen zeitweiligen Herren entzogen wurde. Es bedurfte eigentlich nur geringer Retouchen an den Expositionen, um diesen Schatten zu entfernen, ohne daß in die Struktur des geleisteten Werkes empfindlicher eingegriffen werden mußte.“

Die Arbeit während der Kriegsjahre sei nach Adlers Auffassung in dem Bewußtsein geleistet worden, daß sie wahrscheinlich einmal nicht den Deutschen, sondern dem jüdischen Volk sowie der ganzen Kulturwelt zugute kommen würde. Sie wurde mit großem Aufwand betrieben, zeitweilig waren bis zu 60 Personen im Museum tätig. Dabei ist hinzuzufügen, daß die weitaus meisten von ihnen für ihre Aufgaben ungeschult und unvorbereitet waren und daß die Anzahl der Beschäftigten häufig schwankte, da immer wieder Deportationen stattfanden, bis nach bestehendem Plan überhaupt alle Beteiligten am Schluß durch Puppen ersetzt werden sollten! „Der Zustand, in dem sich die Ausstellungen am Tage der Befreiung befanden, mochte wohl nach vielen Richtungen nicht den heutigen Anforderungen, oder sagen wir den besonderen jüdischen Interessen



Wachsfiguren am Sedertisch (Klaussynagoge).

Aufnahme von: unbekannt; Jüdisches Museum, Prag

entsprechen, aber im Wesentlichen konnten wir den Zustand der Ausstellungen durchaus in der Weise erhalten, wie er damals geschaffen wurde. Nichts Würdeloses ist unterlaufen, nichts, dessen wir uns heute zu schämen brauchten. Aber in einer anderen viel harmloseren Weise wurde der primitiven Schaulust der Nazis entsprochen. Eine Reihe von Modellen und bemalten Gipsfiguren wurde angefertigt, um den Juden bei seinen verschiedenen kultischen Verrichtungen zu zeigen. Einen Teil dieser Figuren haben wir nach der Befreiung entfernt, womit die Retouche bereits ohne Schädigung des Gesamteindrucks vollzogen war. Andere dieser Modelle und Figuren wurden sogar belassen in der Erkenntnis, daß Anschaulichkeit nur ein Vorzug für eine öffentlich zugängliche Sammlung ist, die ja nicht nur wissenschaftlichen, sondern allgemein volksbildenden Aufgaben zu dienen hat. So scheuten wir uns nicht, einen gedeckten Sedertisch mit der sitzenden Familie so zu lassen, wie er in jenen bösen Tagen eingerichtet worden war.“³⁵

35 HGA: Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums (12.3.1947, Vortrag), S. 1ff.

Wie das Museum „in jenen bösen Tagen“ eingerichtet wurde, beschreibt H. G. Adler in literarischer Form in *Die unsichtbare Wand*, und zwar bei einer Museumsführung, also wiederum in einer Art Vortragssituation. Und in einer Vortragssituation befinden wir uns hier sozusagen gleich im doppelten Sinne, da H. G. Adler diesen Ausschnitt über das Museum auch für öffentliche Vorlesungen ausgewählt hat.³⁶ Artur Landau ist Angestellter in einem Museum, das über bereits eingerichtete, aber noch nicht öffentlich zugängliche Sammlungen verfügt, durch die er aber jetzt Herrn und Frau Lever führt, die beide aus Johannesburg angereist sind. Für Herrn Lever ist es die erste Rückkehr an den Ort seiner Kindheit seit acht Jahren, und er stellt immer wieder fest, wie wenig sich verändert habe, was auch bis zur Museumsbesichtigung das Gespräch mit Landau bestimmt, dem Herr Lever wiederholt eine Stellungnahme zu dieser Ansicht abzurufen versucht. Der eigentliche Rundgang durch das Museum wird im Roman unmittelbar von einem zufälligen Wiedersehen Artur Landaus mit seinem alten Professor Prenzel vom Gymnasium präludiert. „Es hat sich ja alles verändert“, wird eine Äußerung Prenzels wiedergegeben, „die ganze Stadt, nur noch eine leere Hülle sei da, die bald niemand mehr kennen werde, eine verklungene, fast nicht mehr verständliche Geschichte.“ Vor dem Beginn seiner Führung bemerkt dann Landau: „Am Gebäude selbst, das können Sie sehn, hat sich gar nichts verändert. Man hat es gut gepflegt und während des Krieges sogar putzen und ausmalen lassen.“ – „Das ist ja ganz unglaublich“, meint Herr Lever. „Wie ist denn das überhaupt möglich?“ – „Ganz einfach“, antwortet Landau. „Die Eroberer haben nicht nur Geschichte gemacht, sie haben auch die alte Geschichte geliebt und zu konservieren versucht.“ [W, S. 407ff.]

36 Vgl. unter anderem C. W.-M.: H. G. Adler, London, liest aus eigenen Werken. In: Israelitisches Wochenblatt (Zürich), 25.1.1957; K.-J. M.: Zwischen der Zeit. Dr. H. G. Adler (London) vor der Volkshochschule. In: Kölner Rundschau, 11.11.1960; Fth.: Klaglose Vision einer vergangenen Zukunft. H. G. Adler las aus einem ungedruckten Roman. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 14.11.1960; A. B.: Museum eines ausgestorbenen Volkes. H. G. Adler las in Hamburg. In: Hamburger Echo, 22.11.1960; cf: Ein unbequemer Chronist. A. [! (F. H.)] G. Adler las aus seinem Werk. In: Die Welt (Hamburg), 22.11.1960. Diese Lesungen fand statt, bevor noch irgendein literarisches Buch von H. G. Adler veröffentlicht war. Das *Hamburger Echo* schrieb damals: „Der Titel des Werkes ist Symbol – auch dafür, daß es keinen literarischen Verleger findet.“ Im Nachlaß H. G. Adlers ist ein Ausschnitt aus der *Wand* in Manuskriptform für die Vorlesung erhalten, der in der Zsolnay-Ausgabe dem Teil von „Ich und Willen waren ...“ [W, S. 397] bis „... und wieder ein Friedhof.“ [W, S. 424] entspricht (Aufbau-Taschenbuchausgabe, S. 479–512). Ein anderer Ausschnitt aus der *Wand*, der von H. G. Adler zum Vorlesen ausgewählt wurde, ist Landaus Heimkehr aus dem Krieg und entspricht in der Zsolnay-Ausgabe dem Teil von „Vielleicht bin ich nur ...“ [W, S. 52] bis „... konnte sie mich tragen.“ [W, S. 74] (Aufbau-Taschenbuchausgabe, S. 61–88).

In dieser Antwort ist bereits deutlich ein Tonfall auszumachen, der dann die Kommentare und Erklärungen charakterisiert, welche den Gang von Koje zu Koje begleiten und welche nicht in direkter Rede gestaltet sind. Auch Dirk Rupnow hebt den „eher verfremdenden und künstlichen Ton“ sowie „Ironie und Zynismus“ hervor, „wenn die Hauptperson [...] bei ihrem Gang durch das Nachkriegsmuseum die Entstehung der Figuren in Absprache mit der SS imaginiert“.³⁷ Gleich zu Beginn wird erläutert, was die Vitrinen enthalten: „Sitten und Gebräuche, Glauben und Vorstellungen eines ausgestorbenen Volkes in letzter Stunde für die Nachwelt gerettet von seinen letzten Vertretern, deren Todesurteil schon gefällt war. Nur den Vollzug hatte man hinausgeschoben, um sie zu dieser guten und schönen Aufgabe anzuhalten, denn Ehre der Wissenschaft, Ehre vor allem der Geschichte, der Mutter aller Wissenschaft.“

Es ist von einer Versammlung der „Eroberer“ und der „letzten Vertreter des auszusterbenden Volkes“ zu lesen, bei welcher beschlossen wird, von diesen letzten Vertretern vor ihrem geplanten Untergang als Ersatz für sie Puppen herstellen, ähnlich den Kleiderpuppen in den Schaufenstern. „Lebensgroß werden sie sein und ganz natürlich, [...] so täuschend ähnlich, daß für eine lebendige Seele nur der Odem fehlt“, sagt der Sprecher des Volkes in seiner Rede. „Ihr werdet aber darüber erschrecken, wie unser Volk lebendig erscheinen kann, auch wenn es schon ausgestorben ist. Da könnt ihr noch einmal die Furcht vor uns erleben, von der ihr so besessen seid. Ein eisiger Graus wird euren Rücken peitschen, daß es euch wollüstig durch Mark und Bein fährt.“ In der gleichen Rede sind sowohl die von H. G. Adler bereits erwähnte Absicht der Verächtlichmachung und die Rechtfertigung des Vernichtungsfeldzuges enthalten als auch die Idee, mit der Aufgabe der Puppenherstellung tatsächlich Vertreter desjenigen Volkes zu betrauen, gegen das der Vernichtungsfeldzug gerichtet ist. Als die angeordneten Aufgaben zur Zufriedenheit der „Eroberer“ erfüllt sind, wird als letzter Schritt in einer noch frei gebliebenen Koje das Einrichten einer Leichenhalle befohlen. Am Schluß steht die euphemistisch getarnte Deportation: „Das habt ihr gut gemacht. Schnell gegangen ist es obendrein. Mehr wollen wir von euch nicht haben, und einmal muß geschieden sein. Doch eure Leistung erkennen wir an und schicken euch zur Belohnung an einen Ort, wo es euch gut gehn wird. Dort wird man für euch sorgen. Ihr könnt jetzt verschwinden. Einige brauchen wir noch. Wir lassen euch in einer Stunde wissen, wer fährt. Die Reise ist für morgen bestimmt.“ [W, S. 41ff.]

Besonders betont sei dabei, daß hier nur die Art und Weise des Zustandekommens „imaginiert“ ist, daß hingegen für die im Buch beschriebenen Ausstellungsobjekte und

37 Dirk Rupnow: Täter – Gedächtnis – Opfer. Das „Jüdische Zentralmuseum“ in Prag 1942–1945. Wien: Picus 2000, S. 146.

Arrangements zur Zeit der „Besetzung“ und der „Sondergeschichte“ dieses Museums, „die beinahe in ihrer tief-grotesken Tragik wie eine Erfindung Kafkas anmuten könnte“,³⁸ genaueste Photovorlagen existieren! Im Nachlaß H. G. Adlers sind Aufnahmen aus dem Prager Jüdischen Museum überliefert, die praktisch als Illustrationen für den Roman gelten können, wie ich anhand des Schlußteils der Museumsführung zeigen möchte:

Dann wurde die Tafel für die Puppenfamilie gedeckt, blütenweißes Linnen das Tischtuch, zwei schwächige Silberleuchter mit wachsgelben Kerzen – man brannte sie ein wenig an, daß die Dochte sich schwärzten –, ein prachtvoller Krug, zwifach gebauht und mit Kronendeckel, für den Festwein, den einzugießen man versäumte. So gut man es auch meinte, wurde es weder den Puppen zugetraut, die ihre fünf Becher empfangen, daß sie den vierfach angeordneten Trunk genießen, noch glaubte man an das Erscheinen des Propheten, dem man seinen Pokal dennoch nicht vorenthielt. Hingegen sorgte man für das Mahl der Puppen, das richtete man auf einer Schüssel an, drei Fladen ungesäuerten Brotes, das war aus weißem Pappendeckel mit braunen Flecken täuschend ähnlich gebildet, genauso kunstvoll wurden die anderen Speisen nachgeahmt, das gesottene Ei, der Lammknochen, die bitteren und die grünen Kräuter, doch die zwei Schüsselchen daneben, darein man sie tauchen soll, die dürsteten vergeblich nach Wasser.

Zuerst setzte man den Großvater hin und gab ihm eine Brille auf die Nase, weil man besorgt war, daß sein Augenlicht müde sei. Er sagte nichts dazu, aber es zeigte sich, wie sehr die Gläser seine Würde vermehrten. [...] Bevor die Eroberer kamen, um das fertige Werk zu betrachten, schaffte man noch fünf kostbare Bändchen heran mit der Geschichte des Auszuges, wie sie an den Abenden des Überschreitungsfestes aufgesagt wurde. Es waren verschiedene Ausgaben, aber jedesmal schlug man die Seite auf, wo gedruckt stand: Deshalb sind wir verhalten, zu danken, zu loben, zu rühmen, zu preisen, zu erheben, zu verherrlichen, zu segnen, Achtung und Ehre Ihm zu erweisen, der unseren Vätern und uns allen diese Wunder getan.

[...] vor dem Schrein wurde der kostbarste Vorhang befestigt, ein uraltes Stück, erhaben bestickt mit starken Fäden aus Gold und in allen Farben, zwei kräftige Säulen rechts und links, von Weinlaub und Trauben umrankt, zwischen den Säulen die Fläche mit Blumenwerk ausgefüllt, oben in der Mitte eine groß strahlende achtzackige Rosette, darüber eine verzierte Inschrift in verschlungenem Rahmen, zu dessen Seiten auf ihren Hinterbeinen zwei züngelnde Löwen standen, doppelt geschwänzt, auf dem Haupte

38 HGA: Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums, S. 4.



Der Sedertisch (Klaussynagoge). Aufnahme von: unbekannt; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar



Das jüdische Zimmer vor 100 Jahren mit Sedertische (Klaussynagoge). Aufnahme von: unbekannt; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar



„... der kostbarste Vorhang...“ (Klaussynagoge). Aufnahme von: unbekannt;
Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar

leuchtende Krönchen, und eine mächtige Krone, die von Juwelen glitzerte, hielten die Löwen mit ihren starken Vorderpranken.

Auch die erwähnte Leichenhalle, deren Einrichtung von den „Eroberern“ angeordnet wird, ist im Bild festgehalten:

„Einmal hergehört! Gut gemacht! Aber nicht so schnell, wir sind noch nicht fertig! Vom Leben gibt es nun genug hier, doch wir brauchen auch den Tod. Das Leben währt nicht lange. Darum wird man gern einmal wissen, wie ihr eure Verstorbenen bestattet habt.“ Da atmete der Mutigste auf und wagte, mit einer langsam zeigenden Hand den Blick der Eroberer in die Richtung des Friedhofs zu lenken.



Die Ansicht des Friedhofs vom Stiegenhaus (Klaussynagoge).
Aufnahme von: unbekannt; Deutsches Literaturarchiv, Schiller
Nationalmuseum, Marbach am Neckar

„Nein, nicht die Gräber draußen mit den Steinen! Draußen kann es bleiben, wie es ist. Hier in der Klausen muß das sein, da haben wir noch eine Koje frei. Daraus macht ihr uns mal eine Leichenhalle! In der Mitte einen Sockel, lang genug für einen anständigen Sarg, eine Kiste drauf, das Grabtuch drüber. Das Fenster weg, der Raum mit schwarzem Tuch bespannt, nur verdecktes Oberlicht. Der Sarg bleibt leer, da könnt ihr euch die Puppe sparen. Aber alles andere muß echt sein, wie es bei euch die heilige Beerdigungsbrüderschaft mit den Totengebräuchen hält.“ Splitternd verspritzte das Lachen des hohen Gebieters, als er diese Rede beendet hatte, und so kam der Tod in die Klausen. Alles wurde zusammengetragen, was man bei der Pflege der Toten und zu ihrer Bestattung nach ehrwürdiger Vorschrift brauchte. An die Wände schlug man erklärende Bilder, die hatte man nach alten Stichen vergrößert. Wand an Wand bargen nun die Nischen der Klausen das feiertägliche Zimmer mit der Puppenfamilie beim Festmahl und die Totenkammer mit dem Sarg. [W, S. 417ff.]



Die Tätigkeit der Prager Beerdigungsbrüderschaft (Klausensynagoge). Aufnahme von: unbekannt; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar

V.

„Deshalb scheint es mir heute unverzeihlich, daß ich die Erforschung meiner Vorvergangenheit so viele Jahre hindurch zwar nicht vorsätzlich, aber doch selber verhindert habe und daß es darüber nun zu spät geworden ist, Adler, der bis zu seinem Tod im Sommer 1988 in London gelebt hat, aufzusuchen und mit ihm zu reden über diesen extraterritorialen Ort [...].“ [Sebald, S. 335]

W. G. Sebald *Austerlitz* (2001).

Nach der Befreiung. Ein Wort an die Mitwelt

Einleitung

„Wir sind bereit zu geben, Mitteilung und Wirkung an der neuen und weiteren Gestaltung aller menschlichen Belange ist uns nach dieser Abgeschiedenheit der langen Jahre im Elend einer bis an die Wurzeln unseres Bestandes angreifenden Haft ein heiliges Bedürfnis“, schrieb H. G. Adler am 12. Dezember 1945 in *Nach der Befreiung. Ein Wort an die Mitwelt*. „Nicht was wir erlitten haben, aber was wir erfuhren, soll gehört und verstanden werden, denn hier liegt das Problem und wohl der Gewinn für uns, für die Welt, aber noch viel mehr. Nicht an uns allein wird es liegen, ob unsere Gabe auch angenommen und gewürdigt werden wird. Es kommt jetzt darauf an, der Welt zu zeigen, daß unser Aufenthalt in dem Inferno der Lager nicht vergeblich gewesen ist für den Fortgang der Menschheit, daß sich sogar aus diesem letzten Dunkel etwas gestalten läßt, das Licht sein darf. Darauf kommt es an, aber nicht auf sentimentale Schilderungen und ein uns gezolltes Mitleid, das wir, selbst wenn wir es verdienen sollten, von uns weisen müssen.“ Äußerte Adler darüber hinaus auch Bedenken, daß es bei diesen künftigen Vorhaben und Bemühungen mitunter zu Schwierigkeit kommen könnte, so trat er diesen zum einen mit hoher Einsatzbereitschaft und zum anderen – besonders im Schlußsatz des Textes – hoffnungsvoll und optimistisch entgegen: „Von der Mitwelt erwarten wir aber, daß sie auch willens sei, uns anzuhören und unseren Worten und Taten jene Achtung und Beachtung zu widmen, die wir wohl nicht um unserer Leiden, aber um unserer aus dieser Not geborenen Erfahrungen und Werke willen gewiß verdient haben.“¹

Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß dasjenige der „aus dieser Not geborenen“ Werke H. G. Adlers, welches als erstes den Weg an die Öffentlichkeit fand, in dieser Öffentlichkeit auf Jahre und Jahrzehnte alle seine anderen Arbeiten überschattet und ihn als Autor auf eine Richtung sowie ein Thema sowohl fixiert als auch reduziert hat: die monumentale Theresienstadt-Monographie. Im Laufe der Zeit wurden H. G. Adler und Theresienstadt so unzertrennlich miteinander verbunden, daß er noch in den achtziger Jahren – mehr als fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches! – in einem Interview resümieren mußte: „Bis heute bin ich unter jenen, die von mir wissen, gewöhnlich als ‚Theresienstadt-Adler‘ bekannt.“ [I 7, S. 49]

1 HGA: Nach der Befreiung. Ein Wort an die Mitwelt, 12.12.1945, S. 3.

Theresienstadt ist immer ein Hauptthema in den großen Interviews von Fischer, Danielis und Knebusch, denen wir uns in Auszügen zuwenden werden, die aber in ganzer Länge gelesen werden sollten und auf die ich an dieser Stelle ausdrücklich verweisen möchte. Wir wollen hier in diesem Kapitel vor allem vier Aspekte des Theresienstadt-Buches hervorheben und diese eingehender betrachten: 1. seine Entstehungsgeschichte, 2. die Motive H. G. Adlers, dieses Buch zu schreiben, 3. seine Rezeption und Wirkung sowie 4. seine Sprache, seinen Aufbau und seine Struktur.

I. Theresienstadt 1942–1955

„Nur kurze Zeit lang blieb die Stadt öde“, schreibt Adler in *Theresienstadt 1941–1945*. „Vielleicht hätte man sie so lassen sollen.“ Aber es kamen bereits 1945 das tschechische Militär und dann auch wieder Zivilisten zurück. „Wie konnten an dieser grausigen Stätte des Verderbens Menschen noch wohnen?“ fragt Adler. „Nichts sollte hier sein – das *Nichts*, das hier eingetreten ist.“ Doch ganz im Gegenteil erfolgte eine rasche Rückkehr zur sogenannten „Normalität“, und wenn auch nicht sofort alle Spuren getilgt waren, hatte dennoch der Vergessens- und Verdrängungsprozeß eingesetzt: „Im Jahre 1947 wurde Theresienstadt eine bewohnte Stadt, das ‚Ghetto‘ war vergangen, doch seine Spuren noch lange nicht überall verwischt. Sie werden auch nicht so bald verschwinden; doch wer wird sie heute oder morgen beachten?“ Der nachfolgende Satz ist ebenfalls im Theresienstadt-Buch zu lesen – allerdings erst in der zweiten Auflage von 1960: „Während man es verabsäumte, in der Stadt eine Erinnerungsstätte an das ‚Ghetto‘ zu errichten oder wenigstens ein Haus im Zustand der Lagerzeit zu erhalten, stellte man im Friedhofsgelände des Bohušovicer Kessels im Jahre 1956 ein würdiges Denkmal für die Toten mit einer hebräischen und tschechischen Inschrift auf.“ [T, S. 219f.] Als die Spurenverwischung begonnen hatte, arbeitete Adler bereits mit Hochdruck an den ersten Fassungen seiner Theresienstädter Lagermonographie, und obwohl sich dann noch jede Menge Verzögerungen und Komplikationen einstellten und bis zur Buchveröffentlichung noch mehrere Jahre vergingen, kam er mit der Publikation seiner fundierten Dokumentation sogar noch den ersten Mahnmalerrichtern zuvor!

Dabei waren prinzipiell die Voraussetzungen, daß dieses Buch überhaupt zustande kommen konnte, vorerst denkbar schlecht. Der Autor selbst hatte nur mit größtem Glück die Katastrophe überlebt. Darüber hinaus wurde nach den positiven Berichten der Kommissionen aus der Endphase des Lagers und nach dem Propagandafilm in den letzten Kriegstagen der Befehl ausgegeben, möglichst alle belastenden Dokumente über Theresienstadt – also die Beweisgrundlage für ein solches Buch – zu vernichten. „Die

Vergangenheit sollte ausgelöscht werden“, schreibt Adler. „Am 8. Dezember [1944] wurde befohlen, alle amtlichen Aufzeichnungen im Zusammenhang mit Transporten und Matriken der SS auszuliefern. Die Geschichte des Lagers vor dem 1. Januar 1945 sollte vertuscht werden. In der zweiten Aprilhälfte wurde alles Erreichbare und schließlich sogar noch Material, das sich auf die jüngste Vergangenheit bezog, beschlagnahmt und zusammen mit den Archiven der SS verbrannt. So wurden viele Dokumente vernichtet, die heute die Lagergeschichte lückenlos erhellen könnten. Was der Zerstörung entging, erhielt sich illegal oder zufällig. Es ist nur ein unscheinbarer Rest der vielen Tonnen Papier, das man mit gründlicher Pedanterie beschrieben hatte. Bedachte die SS nicht die Lächerlichkeit ihres Versteckenspiels, nachdem inzwischen in Majdanek, Auschwitz und Lodsch noch schwerer belastendes Material in feindliche Hände gefallen war? Es ist fraglich, ob sich aus der ‚Dienststelle‘ etwas erhalten hat, zumal nach der Befreiung verabsäumt wurde, vielleicht noch erhaltene Schriften zu bergen. Auch die umfangreichen Bestände des RSHA in E I wurden am 17. April in hohen Stößen angezündet, worauf die Stadt wie nach einem Vulkanausbruch in eine Rauchwolke gehüllt und mit Papierasche bedeckt war.“ [T, S. 198f.]

Als in Theresienstadt die Papierstöbe in Flammen aufgingen, verbrachte H. G. Adler weit entfernt in Halberstadt nach einer 38 Monate dauernden Lagerhaft gerade seine ersten Tage in Freiheit. Über den Rest der Lagerdokumente, deren er nach seiner Rückkehr doch noch habhaft werden konnte, urteilte er später: „Dieser Rest eines unübersehbaren vernichteten Gesamtmaterials reicht hin, die soziale Struktur und weitgehend auch die Geschichte des Lagers zu dokumentieren.“ [T, S. 704] Das Lager Theresienstadt war das Thema von Adlers erster großer wissenschaftlicher Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch ging es ihm in *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* nicht darum, seine eigenen Lagererlebnisse festzuhalten, sondern Adler beleuchtete die „Zwangsgemeinschaft“ auf Grund von genauestem Quellenstudium in drei Teilen aus historischer, soziologischer und psychologischer Sicht. „Soweit mir bekannt ist“, schreibt er im Vorwort, „stellt das vorliegende Buch die erste umfassende Monographie über ein rein jüdisches Zwangslager der SS dar, die nicht nur seine Geschichte, sondern auch seinen sozialen Aufbau so ausführlich darzustellen bemüht ist; aber selbst kein allgemeines Konzentrationslager, von welchem Regime auch immer verschuldet, wurde bisher so eingehend geschildert.“ [T, S. IX (1. Aufl.) bzw. S. XXV (2. Aufl.)]

Wenn in einem solchen Zusammenhang überhaupt von triumphal die Rede sein kann, dann war die Veröffentlichung dieses Monumentalwerkes die triumphale Krönung eines Vorhabens, dessen Ursprünge mehr als dreizehn Jahre zurücklagen und das über diese dreizehn Jahre von den allergrößten Schwierigkeiten begleitet war. „Als ich mich im Frühjahr 1942, einige Monate nach meiner Ankunft in Theresienstadt, von

dem überwältigenden Schrecken der dortigen Erlebnisse und Eindrücke insofern erholt hatte, daß ich die Lage meiner Mitgefangenen wie auch meine eigene nicht nur bloß erlitt, sondern auch mit einiger Ruhe erkannte und beobachtete, stand es für mich fest, sofern ich dieses Grauen überdauern sollte, es einmal zu schildern“, war von Adler im September 1955 in einer Vorankündigung für sein großes Werk zu lesen. („Im Herbst veröffentlicht H. G. Adler eine umfangreiche und dokumentarisch belegte Darstellung der Geschichte, Soziologie und Psychologie des Konzentrationslagers Theresienstadt.“)²

Dabei ist besonders hervorzuheben, daß Adler bereits im Lager mit seiner extrem distanzierten Betrachtungsweise der Vorgänge begann. Um eine Darstellung aus persönlicher Sicht zu vermeiden, habe er sich schon in Theresienstadt nach einem „Vorbild“ umgesehen, das er schließlich in der „Feldforschung der Ethnologen“ fand: „Darum hatte ich mir stets zu sagen: Du mußt das Leben in dieser Gesellschaft so vorurteilsfrei und nüchtern wie ein Gelehrter betrachten, der einen kaum bekannten Volksstamm erforschen will, und darfst dich dabei in nichts von der waltenden Ordnung ausschließen, du mußt an allem, was hier geschieht, immer ganz beteiligt bleiben. In meiner Lage meinte das besonders, daß ich mich wohl erheben, doch nie überheben und nie begehren durfte, nicht zur Gemeinschaft der Leidenden als Mitleidender zu gehören. So lebte ich im Lager gleichzeitig als zuschauender Beobachter und doch als gewöhnlicher Gefangener, der ich ja auch als anonymer Insasse von Theresienstadt geblieben bin.“³

Schriftliche Vorarbeiten für eine wissenschaftliche Abhandlung machte Adler in Theresienstadt aber nicht: „Heimlich begann ich manches zu sammeln, was ich für wichtig hielt und wie es der Zufall mir in die Hände spielte, doch notierte ich kaum etwas, das für ein späteres Buch dienen sollte. Ich verließ mich mehr auf mein Gedächtnis, meinen wachen Sinn, der erfahren und begreifen wollte, als daß ich damals schon gewagt hätte, auch nur die äußeren Umrisse eines geplanten Buches zu entwerfen. Da vertraute ich lieber darauf, später alles zusammentragen zu können, was meinen Zwecken nützen dürfte, und so habe ich denn in fast zehn Nachkriegsjahren keine Mühe gescheut, an Tatsachen und Dokumenten zu sammeln, was die Verhältnisse hinreichend zu beleuchten vermag.“⁴

Der inneren Gewißheit, die Lagerzeit zu überleben, folgte danach die Gewissenhaftigkeit bei der Sammlung und der Auswertung geeigneten Materials: „Im Herbst 1945 ging ich daran, Schriftstücke, die Theresienstadt oder seine Vorgeschichte betrafen, zu

2 HGA: H. G. Adler über Theresienstadt. In: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, 1, Nr. 5/6, September 1955, S. 4f., hier S. 4f.

3 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 112.

4 HGA: H. G. Adler über Theresienstadt, S. 5.

sammeln, in vielen Protokollen oder Gesprächen von anderen Erlebtes festzuhalten und was sich noch aus der Liquidationsmasse des aufgelösten Lagers an Schriftlichem retten ließ, zu sichten. Meine Arbeit wurde dadurch erleichtert, daß mich das Prager Jüdische Museum mit der Anlage eines Archivs der Verfolgungszeit betraut hatte. Diese Sammelzeit dauerte bis zu meiner Flucht nach London im Februar 1947 und brachte mich in den Besitz eines so umfangreichen Materials, wie es für ein einzelnes Lager wohl noch kaum jemandem zu Gebote stand und sich vielleicht auch für kein anderes Lager je gewinnen lassen wird.“⁵ Das dokumentarische Material, das im Oktober 1944 in einer Mappe Platz gefunden hatte, die H. G. Adler bei seinem „väterlichen Freunde“, „dem gefeierten Rabbiner Dr. Leo Baeck“ [I 7, S. 48], in Theresienstadt zurückließ, wuchs nach dem Krieg durch Adlers Tätigkeit im Museum in etwa eineinhalb Jahren flutartig an: „Der Hauptteil der Sammlung im Museum wurde von mir aus der Theresienstädter Liquidationsmasse gerettet, dazu kamen dem Museum überlassene oder geliehene Objekte. Zusammen handelt es sich um Zehntausende [! (F. H.)] von Archivalien, aber auch andere Dinge, die ich Stück für Stück gesichtet habe.“⁶ [T, S. 704]

„Mein früherer Entschluß und die [...] Not der Nachkriegszeit vereinigten sich zu einem mächtigen Antrieb, mein Vorhaben zu realisieren“,⁷ notierte Adler am 12.4.1956 in *Warum habe ich mein Buch „Theresienstadt 1941–1945“ geschrieben?* über seine Arbeit an diesem Werk, die schon bald rasante Fortschritte gemacht und am gewählten Exilort London noch wichtige Impulse erhalten hatte. Adler stützte sich auf die aus Theresienstadt und Prag mitgenommenen Unterlagen und forschte zusätzlich an der Wiener Library in London, von deren Gründer und Namenspatron Dr. Alfred Wiener er offiziell eingeladen worden war: „Ich hatte sehr viel Material teilweise vorher aus Prag nach London geschickt und teilweise auch selbst mitgeschleppt. [...] Dorthin hatte ich eine Empfehlung an eine bekannte Institution, die es, wenn auch in verkrüppelter Form, heute noch gibt: die Wiener Library.⁸ [...] Dort studierte ich jetzt und fand, was ich nur geahnt hatte, nun auch dokumentarisch bestätigt, daß es einen solchen Plan wie die ‚Endlösung der Judenfrage‘ tatsächlich gab. Dies und viele andere heute traurig vertraute Termini technici waren damals weitgehend [noch kaum] bekannt. Selbst beim ersten

5 HGA: *Warum habe ich mein Buch Theresienstadt 1941–1945 geschrieben?*, S. 113.

6 *Sämtliche Dokumente, die Adler für Theresienstadt 1941–1945, Die verheimlichte Wahrheit und Der verwaltete Mensch* gesammelt hat, beherbergt seit Mai 1990 als „Sammlung Adler“ das Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (State Institute for War Documentation) in Amsterdam.

7 HGA: *Warum habe ich mein Buch Theresienstadt 1941–1945 geschrieben?*, S. 113.

8 Die Wiener Library, die sich als „the world’s oldest Holocaust memorial institution“ versteht, befand sich von 1939 bis 1956 am Manchester Square, heute ist sie in 4 Devonshire Street (beides London W 1).

großen Nürnberger Prozeß 1945/46 hat man manche dieser Namen noch kaum gekannt. Auch der Komplex Eichmann war damals noch nicht richtig aufgerollt.“ [I 7, S. 48f.]

Folgende Angaben sollen illustrieren, mit welchem ungeheuren Einsatz und welcher enormer Geschwindigkeit Adler gearbeitet hat und wie weit er der Zeit voraus war: Die im Nachlaß erhaltene und schon äußerst voluminöse „Urskizze“ seiner Theresienstadt-Monographie stammt aus dem Jahr 1947, die über 900 Manuskriptseiten starke „1. Fassung“ datiert bereits aus den Jahren 1947/48! „Im Umriss war mein Buch im Frühjahr 1948 fertig, das ich in seinen Hauptzügen nicht mehr änderte“, schrieb Adler im Jahr nach dem Erscheinen, „doch bedurfte es noch sieben weiterer Jahre, bevor es seine vorliegende Gestalt gewann.“⁹ Was für Veränderungen H. G. Adler in diesen sieben Jahren an seinem Werk vornahm, außer daß er Korrekturen anbrachte und aktuelle Arbeiten zum Thema berücksichtigte, darüber könnte nur eine genaue Untersuchung der verschiedenen Manuskriptstadien Aufschluß geben. Adlers eigene Einschätzung der Fassung von 1948 lautet: „An geistiger Substanz hat sich wesentlich bis zur Herstellung der dann gedruckten Fassung von 1954/55 nichts mehr geändert.“ [I 7, S. 50]

Wir wollen uns jedoch als nächstes nicht den Veränderungen in der Theresienstadt-Monographie, als sie sich noch im Typoskriptstadium befand, sondern den Begleitumständen ihrer Publikation zuwenden, die nach Absicht des Autors in englischer Sprache hätte erfolgen sollen: „Ich fand auch verschiedentlich, doch fast nur moralische Hilfe. So hat sich Hermann Broch für mich interessiert und verwendet,¹⁰ allerdings erfolglos (wie manch andere auch). Wenn ich nicht sehr irre, wenigstens nach dem, was man mir erzählte, hat sich auch Einstein für mich bemüht. Alle Versuche scheiterten, und schließlich ließ man mich wissen, es bestehe nicht die geringste Aussicht, daß ein notwendig auf Nutzen angewiesener Verlag dies je veröffentlichen würde. So war ich gezwungen, mich [anderweitig] umzusehen. Da hat sich ein Mann, der zufällig mit mir bekannt wurde, für mich eingesetzt. Das war Dr. Fritz Hodeige, damals Verlagsleiter und Lektor des großen Schulbuchverlages Schwann in Düsseldorf. Hodeige sagte mir: ‚Schicken Sie mir doch einmal das Manuskript!‘ Er gab es an den Tübinger J. C. B. Mohr Verlag (Paul Siebeck) weiter. Eines Tages überraschte mich der Chef dieses Verlages Hans Georg Siebeck mit einem Brief. Da stand: ‚Ich habe Ihr Manuskript über Theresienstadt

9 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 114.

10 Vgl. dazu bes. MM 84, Kapitel 10 „Anbei der Brief des KZ-Adlers für Hannah“ – (Hermann Broch), S. 131–135; H. G. Adler und Hermann Broch – zwei Schriftsteller im Exil. Briefwechsel, hrsg. v. Ronald Speirs u. John White. Göttingen: Wallstein 2004. H. G. Adler korrespondierte in den Jahren 1948 bis 1950 mit Hermann Broch (1886–1951) in den USA, der unter anderem ein Gutachten für Adlers Theresienstadt-Buch verfaßte.

zwar erst zur Hälfte gelesen, aber ich möchte Ihnen schon heute sagen, daß die Arbeit bei mir angenommen ist.“ [I 7, S. 49]

2. „Für Geraldine als Totenfeier“

Die bahnbrechende Wirkung des monumentalen Pionierwerks *Theresienstadt 1941–1945* begründete H. G. Adlers Ruf als Erforscher des Holocaust sowie als Wissenschaftler von Rang und von höchster Detailgenauigkeit. Nach Adlers Vorstellungen sollte sein Werk drei Ansprüchen genügen, nämlich „1. ein wahres geschichtliches Denkmal“, „2. ein getreues Spiegelbild [seiner] Zeit“ und „3. eine Warnung für die Zukunft“ sein.¹¹ Alfred Joachim Fischer stellte dazu beim Interview folgende Frage: „Und ist das Schreiben eines solchen Buches, und bei Ihnen folgten ja viele andere gleicher Thematik, nicht eine Selbstzerfleischung, ein ständiges Wiederaufwühlen jenes Grauens, das die meisten lieber verdrängen?“ – „Ich würde sagen, das genaue Gegenteil davon trifft zu“, antwortete Adler darauf. „Ich würde heute vielleicht nicht lebend vor Ihnen sein können, wenn ich dieses Buch nicht geschrieben hätte. Dieses Buch diente meiner Selbstbefreiung.“ [I 6, S. 194]

Hier klingen zu den wissenschaftlichen auch rein persönliche Motive an, die er an anderer Stelle noch genauer darlegt, ja sogar als „die schwerer wiegende Hälfte der Vorgeschichte“ seines Buches bezeichnet: „Zunächst war es eine vitale Bewährungsprobe, die ich bestehen wollte. Ich fühlte bald nach dem Kriege, daß ich mit meinen Erlebnissen in Theresienstadt, aber auch schon vor der Lagerzeit, wie dann während der schweren Monate in Auschwitz und anderen Konzentrationslagern, nur dann vor mir und der Umwelt noch bestehen könnte, wenn ich in strenger Gewissenserforschung mich mit der überstandenen Zeit auseinandersetzte, mir alles Erinnerliche mit möglichst vielen Einzelheiten vergegenwärtigte und vom Herzen schriebe. Obwohl schließlich ein Werk entstand, das der Forschung dienen soll und wissenschaftliche Ansprüche stellt, waren es also zunächst private Gründe, die mich zur Arbeit anspornten. Ich fühlte, daß ich nicht mehr fort dauern könnte, daß der Schmerz über das Geschehene eine abgründige Verzweiflung in gähnender Leere in mir zurücklassen müßte, wenn ich nicht auf diese Weise mich bestrebe, das Ungeheuerliche seelisch und geistig zu bewältigen; es blieb mir gar nichts anderes übrig, als meine Forschung zu beginnen, die mich, je länger ich bei ihr verweilte, in ein immer weiter ausgedehntes Studium verstrickte.“¹²

¹¹ HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 114.

¹² HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 111.

Doch daß er den Krieg überlebte und somit das Theresienstadt-Buch überhaupt verfassen konnte, empfand H. G. Adler stets als das Verdienst seiner ersten Frau. Wenden wir hier unsere Aufmerksamkeit zusätzlich noch zwei von Adlers literarischen Texten zu, in denen er beide Male den Tod in den Lagern thematisiert. Entstanden sind sie allerdings zu zwei völlig verschiedenen Zeiten und in zwei völlig verschiedenen Situationen. Die erste Passage stammt aus dem Nachkriegsroman *Die unsichtbare Wand*, wo Adler seinem Protagonisten, dem Überlebenden Artur Landau, in einem Gespräch auf die Frage, ob ihn „das Los der Vermißten schrecklicher dünke als das Geschick der Gefallenen und Getöteten“ über den „Zustand der Vermißten, die einmal weggegangen sind“, ohne daß nachher jemals noch eine Nachricht kam, folgende Worte sagen läßt: „[...] keiner hat es aufgeschrieben und die Namen aufbewahrt, denn das Gedächtnis sollte mehr und gründlicher noch gemordet werden als das sprechende Leben. Da ist kein Geschick mehr. Das ist noch ärger als die Vermißten in einer Schlacht. Ein bezeichneter Verlust ins Unbekannte. Fürs Kriegerdenkmal ein Name, bei dem man sich was denken kann. Aber jene, die ich meine, darf man nicht einmal Vermißte nennen. Mag sie einer missen, Vermißte sind sie darum doch nicht. Unvermißte sind es, für die keiner Rechenschaft ablegt. Ganz und gar Abgeschaffte. Unerwünschte und schon darum nicht Vermißte. Verschwundene, deren Vergessen mit Hohnlachen gepriesen wird. Entlassene aus jedem Geschick, vertrieben auch vom furchtbarsten Geschick. Menschen nur bis zu einem bestimmten, aber unbekanntem Tag, dann nicht mehr, keine Menschen mehr, auch nicht tote Menschen, überhaupt nichts.“ [W, S. 86f.]

Der zweite Text ist noch einmal ein Gedicht, das direkt im Lager geschrieben wurde. Es entstand am 5.7.1942, gehört zum *Theresienstädter Bilderbogen* und heißt:

Totenfeier

Es scheppert Geschrei von Sälen und Stiegen,
 Geschirre klappern, und Lärmen schilt laut.
 Drei hölzerne Kisten geschlossen liegen,
 Von stummer Trauer angeschaut.

Es leiert der Sänger die klägliche Weise
 Mit hüstelnder Stimme und schluchzendem Klang,
 Der Kündiger Gottes bespricht zu leise
 Der toten Brüder Übergang.

Es werden die Särge stolpernd getragen
 Die schallenden Stufen hinunter zur Nacht,
 Dort harrt ungeduldig der Lieferwagen,
 Ölfunzeln werden schnell gebracht.

Es schlingert der Schwarm schon in Schaukelbewegung,
 Der holpernde Karren, und hier ist das Tor,
 Die Klepper enteilen, und ohne Regung
 Verhallt im Hof der Trauerchor.¹³

Sowohl im Gedicht und im dazugehörigen Kommentar als auch im Theresienstadt-Buch hebt Adler in ähnlicher Weise die Sorglosigkeit und die Beiläufigkeit hervor, von denen die Begräbnisse begleitet wurden.¹⁴ Im Zusammenhang mit der Romanstelle und dem hier zitierten Gedicht muß auch die Widmung des Theresienstadt-Buches gesehen werden, in der der Titel dieses Gedichtes ebenfalls enthalten ist. In dem monumentalen Werk über Theresienstadt stecken auch der Wunsch und die Absicht H. G. Adlers, seiner ersten Frau ein so würdiges Denkmal wie möglich zu setzen, eben ein Monument, das ihr mit folgenden Sätzen zugeeignet ist:

FÜR GERALDINE ALS TOTENFEIER

GERALDINE

DR. GERTRUD ADLER-KLEPETAR,

GEBOREN AM 9.12.1905 IN PRAG,

MIT IHRER MUTTER

DURCH GAS ERMORDET UND VERBRANNT AM 14.10.1944

IN AUSCHWITZ-BIRKENAU

¹³ HGA: Totenfeier. In: ders.: Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays, hrsg. v. Jeremy Adler. Gerlingen: Bleicher 1998, S. 83.

¹⁴ „Beerdigungen, und späterhin Einäscherungen, wirkten hier [! (F. H.)] stets armselig, aber am trostlosesten waren die Ereignisse bei den ersten Todesfällen. [...] Die Toten kamen in rohe ungehobelte Kisten. Mitten im Treppenhaus von E I wurden kleine Trauergottesdienste abgehalten. Während des Gesanges ging das Leben ringsum rücksichtslos weiter. Keine Stille herrschte, nicht die leiseste Achtung vor dem Toten. Burschen mit ihren Eßschalen zogen vorüber und klapperten mit den Löffeln. Es geschah nicht in böser Absicht, aber stumpf gleichgültig. Der Sarg wurde im Hof auf einen Karren oder einen Pferde-Stellwagen geladen. Die wenigen Leidtragenden – aus anderen Kasernen durfte kaum jemand kommen, es waren ferne Welten, mochten sie auch nur wenige Minuten entfernt sein – folgten dem Fahrzeug bis zum Kasernentor.“ [T, S. 90f.]

SIE GAB DURCH ZWEIUNDDREISSIG MONATE
 BIS ZU DEN GRENZEN IHRER GROSSEN KRAFT
 IN THERESIENSTADT IHR BESTES FÜR IHRE FAMILIE,
 FÜR VIELE FREUNDE UND UNGEZÄHLTE LEIDENDE.
 RASTLOS OPFERTE SIE SICH AUF.
 FÜR IHRE MUTTER GING SIE IN DEN TOD.

MENSCHENWÜRDE
 HAT IN IHR DEN SIEG DER DEMUT ÜBER DIE ANFECHTUNG
 DER SCHANDE TÄGLICH GEFEIERT. [T, S. V]

Wie H. G. Adler selbst war auch seine Frau während fast der ganzen Zeit der Vernichtung in Theresienstadt. Erst in der allerletzten Zeit – etwa drei Wochen vor der Einstellung der Vergasungen – wurden sie nach Auschwitz deportiert, wo Gertrud Adler-Klepetar ihre Mutter nicht alleine gehen ließ, sondern diese freiwillig in die Gaskammer begleitete, obwohl sie von allen dreien wahrscheinlich die besten Überlebenschancen hatte und ihr Beruf sie vielleicht auch im Todeslager hätte retten können. Doch Bettina Adlers Ausführungen in einem Brief an Albert Friedlander vom 19.11.1991 zufolge hätten weder Gertrud Klepetar noch H. G. Adler am 12. Oktober 1944 überhaupt von Theresienstadt weg müssen! Bettina Adler schreibt: „Als die Frau meines Mannes, Dr. Gertrud Klepetar, ihre ‚geschützte Stelle‘ als ‚Vorstand‘ des chemischen Laboratoriums aufgab, um ihre Mutter nach Auschwitz zu begleiten, ging mein Mann mit ihr.“¹⁵

3. „Geschätztes Standardwerk“

„Es war das Ende, aber ein anderes Ende, als es die Illusion Theresienstadt den Leichtgläubigen und Vertrauensseligen vorgegaukelt hatte. Es war das Ende – Ende als Untergang, als Weltgericht – als *Nichts*. Und es gab keinen Bestand mehr“, schreibt Adler am Schluß seiner geschichtlichen Darstellung des Lagers Theresienstadt. Es wurde bereits mehrmals darauf hingewiesen, daß Adler in seinem Buch einen Bericht über seine persönliche Situation nicht angestrebt hat. Doch war er selbstverständlich ein persönlich

¹⁵ Bettina Adler, zitiert nach Albert H. Friedlander: Leo Baeck in Theresienstadt. In: Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 119–130, hier S. 127.

von den Vorgängen in Theresienstadt sehr stark Betroffener, der 32 Monate als Lagerinsasse dort inhaftiert und dem darüber zu berichten ein persönliches Anliegen war. So fährt er fort: „Wer diese Vernichtung nicht an sich selbst erfahren hat, weiß es nicht, wird es nie wissen. Er hat zu schweigen. Er hat anzuhören und seine Aufgabe vor sich selbst und als Mensch in der Welt zu überprüfen. Wer aber durch diese letzte Verzweigung, durch die Nacht der Nächte, durch den namenlosen Untergang geschritten ist, ihn überdauert hat und zu neuem Leben gelangt ist, wer wieder *ist* und seinen Namen, den man raubte, wieder erworben hat, der soll seine Stimme erheben und sagen, wie es wirklich war.“

Sein Programm bei dieser Aufgabe legt Adler ebenfalls an dieser Stelle dar, wo wiederum ein Wort auffällt, das sich wie ein roter Faden durch H. G. Adlers Aussagen und Arbeiten zieht – das Wort „Wahrheit“: „Er soll die Wirklichkeit verkünden, jenseits der Glorie eines echten, aber beleidigten und darum doch nicht ganz echten Heldentums, jenseits des schneidenden Widerspruchs von weißer Unschuld der Opfer und schwarzer Schuld der Verfolger, jenseits von allem theatralischen Grauen noch lebender Verwesung und toter Knochenberge, die nichts von der inneren Wahrheit enthüllen, da sie nur Schandmaler sind, aber nicht die Wahrheit selbst.“ [T, S. 212f.]

„Das Buch *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* wurde für Adler ein überwältigender internationaler Erfolg“, schreibt Marcel Atze, „im Herbst 1955 erschienen, konnte Adler am 17. Dezember in einem Brief an Wurm¹⁶ resümieren: ‚Bis jetzt sind 118 Ansuchen aus 13 Ländern um Rezensionsexemplare erfüllt und eine Reihe mehr abgelehnt worden.‘ Alle namhaften Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunkprogramme besprachen das noch heute geschätzte Standardwerk. Zu den Rezensenten gehörten etwa Eugen Kogon, Harry Pross, Robert Weltsch und Joseph Wulf.“ [MM 84, S. 138]

H. G. Adler, der diese Rezensionen gesammelt und aufgehoben hat, kommentierte selbst das Ausmaß des Erfolges: „Zwar ist auch dieses Buch alles in allem nicht viel verkauft worden, aber es wurde fast in der ganzen westlichen Welt beachtet. Hunderte von Besprechungen dieses Buches gab es in vielen europäischen Sprachen, oft noch Jahre nach dem Erscheinen, allerdings kaum im kommunistischen Osten mit Ausnahme von Prag.“ Und bei der Rezeption in seiner Geburtsstadt hat Adler ein gravierendes Mißverständnis zu vermelden: „Dort hat einer festgestellt, daß ich ein faschistischer Autor sei, weil ich in meinem Buch (natürlich ironisch) von der SS als ‚die Herren‘ gesprochen hatte. Da hieß es also, dieser Adler verbeuge sich heute noch vor den Nazis als seinen ‚Herren‘.“ [I 7, S. 49f.]

16 Franz Wurm (*1926).

Eine solche Fehlinterpretation hatte Adler wohl auch selbst überrascht, doch muß er sich der „Vorbehalte, die man seinem Buch entgegenbringen konnte“, und „daß man von einer ausschließlich unproblematischen Rezeption nicht ausgehen könne“, durchaus bewußt gewesen sein, wie Marcel Atze anhand eines Zitats aus einem Brief an Franz Kobler vom 20. September 1955 zeigt, wo Adler meint: „Alles weitere bleibt abzuwarten, denn mein Buch wird für Deutsche wie für Juden und andere Leser in vieler Hinsicht ein verdammt harter Bissen werden.“

„Besonders die Darstellung der jüdischen Lagerleitung wurde häufig kritisiert“, setzt Atze fort, „eine briefliche Äußerung von Salomon Adler-Rudel mag dafür stehen: ‚Das Buch ist eine grossartige Leistung. Es wird zum Verständniss [sic!] dessen, was sich hinter den Lager-Mauern abgespielt hat, wesentlich beitragen. Soweit ich kritisch etwas zu sagen habe, betrifft dies eigentlich nur Ihre Beurteilung der Menschen, die an der Spitze des Lagers standen, namentlich Jacob Edelstein. Obwohl Sie sich an vielen Stellen bemühen ihn [sic!] gerecht zu werden, merkt man doch wie wenig Sie ihn mögen und wie sehr es Ihnen schwerfällt, ihn und alles wofür er stand, nicht völlig abzulehnen.‘ [18.1.1956]“ [MM 84, S. 140]

Das große Interesse an seinem Buch hatte zur Folge, daß 1958 „eine zweite Auflage nötig wurde“ [T, S. XI], in deren Vorwort, das vom Juli 1960 datiert, Adler zur vorgebrachten Kritik eine Stellungnahme veröffentlichte, die dort in vollem Umfang nachgelesen werden kann, wobei den folgenden Passagen in unserem Zusammenhang zentrale Bedeutung zukommt: „Unterfing ich mich, in diesen Fragen wie auch in vielen anderen Dingen Urteile zu fällen, so bleibt das einbekannterweise ein Wagnis, was ich schon in der Schlußbetrachtung des 20. Kapitels erklärt habe, aber ich glaubte ihm nicht ausweichen zu sollen und stehe mit meinem Gewissen dafür ein.“ Dabei zeigte er sich für sachliche Kritik äußerst aufgeschlossen, ja er forderte an der gleichen Stelle sogar dazu auf: „Wer mein Wagnis mit sachlichen Belegen zu berichtigen wünscht, wird meinen Dank und Beifall finden. Ich habe niemandem zuliebe und niemandem zuleide geschrieben; ich versuchte, so gut ich das vermochte, der Menschlichkeit, so gut ich das verstand, dem Judentum als besonderem Ausdruck der Menschlichkeit das Wort zu reden. Was mich mit einzelnen Beurteilern, darunter sind alte Lagergefährten, in einigen Widerspruch bringt, ist meine Auffassung vom Judentum.“¹⁷

So wie in der weiter oben zitierten Passage aus dem Haupttext hält Adler auch im Vorwort fest, daß er mit seinem Werk keine simple Schwarzweißmalerei betreiben wollte: „Man hat es beklagt, daß ich die Dinge offen beim Namen nenne, daß ich nichts

¹⁷ Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, auf dieses Thema in adäquatem Umfang einzugehen. Eine eigene Untersuchung wäre wünschenswert.

verberge, daß ich Licht und Schatten in der Darstellung unseres abgründigen Unglücks so und nicht anders verteilt habe, daß ich meine Anklagen auch gegen meine jüdischen Brüder richte. Ich konnte und kann es nicht anders tun. Je inniger ich mich zum Judentum, zu meinem Volk, zu den Angehörigen der Theresienstädter Zwangsgemeinschaft bekenne, aus deren wirklicher und möglicher Schuldgemeinschaft ich mich als einen ihrer Geringsten nie und nirgendwo ausnehme, desto mehr muß ich streben, die Wahrheit zu enthüllen, das Gedächtnis der Nachwelt mit ihr zu tränken, so schmerzlich und bitter die Wahrheit auch sein mag.“ [T, S. XXf.]

Im Vorwort zur zweiten Auflage beruft sich Adler bezüglich der Personenurteile explizit auch auf Gespräche mit Leo Baeck, der selbst ab dem 28.1.1943 in Theresienstadt war und nach dem Krieg bis zu seinem Tod am 2.11.1956 ebenfalls in London lebte: „Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang verraten, daß ich mit dem verewigten Leo Baeck vor dem ersten Erscheinen dieses Buches eine Frage wiederholt ausführlich besprochen habe: die Charakterisierung der Persönlichkeiten in der Geschichte von Theresienstadt. Es wurde über keinen hier etwas geschrieben, was wir nicht gemeinsam bedacht hätten. Wohl trage ich die Verantwortung, denn ich habe die Sätze geprägt, aber Baeck hat sie gebilligt und durch sein Geleitwort bestätigt.“ [T, S. XVIIIff.]

In eben diesem Geleitwort bezeichnet Leo Baeck Theresienstadt als „Experiment des Willens zum Bösen“, dessen Darstellung aus mehreren Gründen, die er dort genau benennt, „ein Vorhaben voller Schwierigkeiten“ sei. Jedoch: „Dr. H. G. Adler hat diese Aufgabe übernommen, und er ist ihr, es darf gesagt werden, in bewundernswerter Weise gerecht geworden. In seinem Buche über Theresienstadt verbindet sich die menschliche Gabe, nahe zu bleiben, um sich hineinzudenken und mitzuempfinden, mit der geistigen Fähigkeit, zurückzutreten und die Distanz zu gewinnen, um der bestimmenden Linien und Formen des Ganzen gewahr zu werden.“ Baeck schließt mit den Worten: „Jeder, der das, was war, zu erkennen bereit ist, [...] wird Dr. Adler für sein Werk tief verpflichtet bleiben.“ [T, S. VII]

In was für einem Spannungsfeld sich dieses „geschätzte Standardwerk“ heutzutage befindet, das 2005 zum ersten Mal seit 1960 wieder aufgelegt wurde und davor geraume Zeit nur noch in Bibliotheken und Antiquariaten erhältlich war, möchte ich zuerst einmal anhand zweier Beispiele veranschaulichen. Beispiel Nummer eins stammt aus dem kleinen, etwa 120seitigen Band *Der Holocaust* (1995) von Wolfgang Benz, Professor für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin. Im Kapitel *Theresienstadt* ist unter anderem folgendes zu lesen:

Vom Januar 1943 bis September 1944 bekleidete Dr. Paul Eppstein, den die Nationalsozialisten zu diesem Zweck aus Berlin geholt hatten, das Amt des Judenältesten. [...] Eppstein hatte einen schlechten Start und keine gute Presse in Theresienstadt. Für die Nachwelt sind Charakter und Wirksamkeit Dr. Eppsteins in der monumentalen Darstellung der Zwangsgemeinschaft von Theresienstadt durch H. G. Adler festgelegt. Und Adlers Urteil ist ebenso unmißverständlich wie vernichtend, auch wenn man die Wertung seiner persönlichen Moral außer Betracht läßt: „Eppstein war zwar ehrgeizig, aber Mut war seine Sache nicht ... Er war ein Poseur, theatralisch, weich und eitel ... Man hatte den Eindruck, daß er die Sache der Juden bei der SS schwach und ohne jeden Widerstand vertrat; er nahm die Befehle hin und führte sie aus. Gewiß war Eppstein kein Unmensch, dafür sprach schon sein gedrücktes Wesen, aber Wärme oder Güte konnte man ihm nicht nachsagen ... Eppstein bekannte sich als zionistischer Sozialist, dabei war er ein Bewunderer der Macht, sei es selbst in nationalsozialistischer Gestalt ... Im Lager erschien er nur [„nur“ wurde in der 2. Aufl. gestrichen (F. H.)] als Schwächling, stets auf der Flucht vor einer ihm grauenhaften Gegenwart, von deren korrumpierender Gewalt er längst [„längst“ wurde in der 2. Aufl. gestrichen (F. H.)] ausgehöhlt war ...“¹⁸ Adlers Charakterisierung hat Widerspruch hervorgerufen. Mitarbeiter Eppsteins forderten Gerechtigkeit. Jakob Jacobsen gab zu bedenken, daß sich die Leiter der zentralen jüdischen Einrichtungen in der furchtbaren Lage befunden hätten, „daß sie gezwungen wurden, als treue Gefolgsleute der Behörde zu handeln und sogar bei der Vorbereitung der Deportationen zu helfen“. In gleicher Weise wurden die „Judenältesten“ und die unter ihnen in Theresienstadt Arbeitenden gezwungen, „befehlsgemäß“ die Todestransporte nach dem Osten vorzubereiten. Ist es gerecht, sie deshalb zu verurteilen? Jeder „Judenälteste“ und jedes Mitglied seines Rates war sich der Tatsache bewußt, daß durch die Arbeit der Täuschung und Zerstörung die Anweisungen der Regierung befolgt wurden. Sie hatten keine andere Wahl, als mitzuspielen und gleichzeitig zu versuchen, das Los ihrer Mitgefangenen soweit wie möglich zu erleichtern. Keiner, wie stark sein Charakter auch gewesen sein mag, hätte unter diesen Umständen die Angriffe des Nazi-Regimes abwehren können. Wer kann den Stab über einem brechen, der eine verantwortliche Stellung hatte und versuchte, diese Angriffe zu verzögern?¹⁹

Ich möchte gleich festhalten, daß ich mir selbstverständlich über Dr. Paul Eppstein kein Urteil anmaße und daß ich hier auch nicht als Historiker diletieren werde. Aber dieses Zitat enthält sowohl die einzige Stelle des Buches, wo H. G. Adler und seine Mono-

¹⁸ Vgl. T (1. Aufl.), S. 113f. bzw. T (2. Aufl.), S. 116f.

¹⁹ Wolfgang Benz: Der Holocaust. Nördlingen: C. H. Beck (5. Aufl.) 2001 (= Wissen in der Beck'schen Reihe 2022), S. 86f.

graphie erwähnt werden, als auch das Wort „Gerechtigkeit“. Und ich habe diese Stelle ausgewählt, um zu zeigen, wie hier mit Adlers Theresienstadt-Buch umgegangen wird, worüber mir, wie ich meine, schon ein Urteil zusteht.

Daß unter denjenigen, die von H. G. Adler wissen, er gewöhnlich als „Theresienstadt-Adler“ bekannt ist, das mag stimmen. Aber daß diejenigen, die sich in einem kurzen Kapitel über Theresienstadt informieren wollen, bereits wissen, wer H. G. Adler ist, so wie das hier kommentarlos angenommen wird, das darf wohl bezweifelt werden. Hier wird von hoher Stelle Adlers Opus magnum nicht nur auf die „Charakterisierung“ Eppsteins, die im Original etwa eine dreiviertel Seite lang ist, verkleinert, sondern auf ein gekürztes Auswahlzitat daraus, das nach einer Aneinanderreihung von Vorwürfen klingt. In Adlers Buch ist an dieser Stelle über Eppstein unter anderem auch zu lesen: „Er stammte aus Mannheim, hatte Nationalökonomie und Soziologie studiert, war gebildet, an vielen schönen Dingen interessiert, empfindsam und ursprünglich sicher das, was man einen ‚Idealisten‘ nennt.“ [T, S. 117] Doch ebenso aufschlußreich wie die Auslassungen ist die Tatsache, daß Wolfgang Benz aus der ersten und nicht aus der zweiten Auflage des Theresienstadt-Buches zitiert, wo genau die Passage über Eppstein eine der Stellen ist, an denen Adler den Wortlaut der Erstauflage geändert und – wie bereits im Zitat angezeigt – seine Beurteilung gemildert hat!

Nicht aus der aktuellen Quelle zu zitieren, gar wenn diese bereits 35 Jahre alt ist, kann wohl schwerlich als übliche wissenschaftliche Praxis durchgehen. Auskünfte darüber, ob Wolfgang Benz von der aktualisierten Textfassung und von der darin enthaltenen ausführlichen Stellungnahme H. G. Adlers überhaupt Notiz genommen hat, bleiben dem Leser des Bändchens verwehrt, da weder die erste noch die zweite Auflage von Adlers Theresienstadt-Buch in der Bibliographie verzeichnet ist.

Wolfgang Benz' kleiner Band, der sich laut Umschlagtext als „eine hervorragende Einführung für alle, die sich ernsthaft mit der Geschichte des Holocaust auseinandersetzen wollen“, versteht und von dem in den Jahren 2001 und 2005 bereits die fünfte und die sechste Auflage erschienen sind, kann wohl nicht als Anregung verstanden werden, sich mit *Theresienstadt 1941–1945* auseinanderzusetzen, obwohl dessen Autor noch im hohen Alter von der Beständigkeit seiner Leistung überzeugt war und den Lesern einen lohnenden Preis in Aussicht stellte: „Wer mein Buch, besonders den Apparat, durcharbeitet, gewinnt einen Überblick darüber, wie Nazi-Deutschland regiert worden ist.“ [I 9, S. 177]

Fehlende Angaben in der Literaturliste sind durch bibliographischen Eifer seitens der Studierenden gewiß wettzumachen, doch ist das Quellenverzeichnis auch nicht mein Hauptkritikpunkt. Mir erscheint allgemein in Benz' Darstellung Adlers Monographie ungerecht reduziert und damit in ein schlechtes Licht gerückt, wodurch potentielle In-

teressenten möglicherweise schon in einem frühen Stadium davon abgehalten werden, sich mit diesem Buch zu beschäftigen. Wenn Wolfgang Benz in einem gut 11seitigen Kapitel über Theresienstadt fast vier Seiten Paul Eppstein widmet, dann wäre es meines Erachtens nur billig, in einer Einführung auch zu H. G. Adler und seiner „monumentalen Darstellung der Zwangsgemeinschaft“ ein paar erläuternde Worte anzufügen.

Darüber hinaus möchte ich – völlig unabhängig vom Eppstein-Zitat – zu dem Satz, der auf dieses hinführt, folgende Fragen stellen: 1. Ich sehe ein, daß „vernichtend“ schlecht sein kann, aber wie kann – besonders in einem wissenschaftlichen Kontext – „unmißverständlich“ schlecht sein? – Und 2. Ändert es die Sichtweise eines Urteils nicht, wenn man die Wertung einer persönlichen Moral *in Betracht zieht*, und nicht, wenn man sie *außer Betracht läßt*?



W. G. Sebald (1999)
Aufnahme von: Barbara Schindler

Eine Wertschätzung des Theresienstadt-Buches, wie sie grundsätzlich anders nicht sein könnte, finden wir – Beispiel Nummer zwei – in einem fiktionalen Kontext, und zwar in dem 2001 erstmals erschienenen internationalen Erfolgsroman *Austerlitz* von W. G. Sebald (1944–2001). Sebald war „Professor of European Literature“, lehrte Neue deutsche Literatur an der University of East Anglia in Norwich, und er war – ähnlich wie H. G. Adler – ein in England lebender, jedoch in seiner deutschen Muttersprache schreibender Autor.

Jacques Austerlitz, die Titelfigur in Sebalds letztem Roman, hat nach einer ersten Begegnung in der Antwerpener Centraal Station im Jahre 1967 bei zufälligen wie arrangierten Treffen in den darauffolgenden Jahrzehnten dem Erzähler etappenweise seine Lebensgeschichte berichtet. Er hat eine Dozentur an einem Londoner kunsthistorischen Institut innegehabt und sich in seiner akribischen wissenschaftlichen Arbeit mit architektonischen Großprojekten beschäftigt sowie mit dem Geist, der solche Bauwerke hervor-

bringt. Erst als er Anfang der neunziger Jahre in den Ruhestand tritt, beginnt Austerlitz, der bei Zieheltern in Wales aufgewachsen ist, sich für die Wurzeln seiner eigenen Herkunft zu interessieren. Im Zuge seiner Nachforschungen findet er heraus, daß seine leiblichen Eltern in Prag lebten und daß er sie im Sommer 1939 unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges im Alter von viereinhalb Jahren in einem der sogenannten „Kindertransporte“ verlassen hatte. Seinem Vater gelang es, nach Frankreich zu entkommen, seine Mutter wurde nach Theresienstadt deportiert, weshalb sich – etwa fünfzig Jahre danach – auch Austerlitz von Prag aus mit der Bahn dorthin auf den Weg macht.

Das letzte Stück der Strecke legt er zu Fuß zurück, wobei Austerlitz, der sich in seiner Forschungsarbeit auch ausführlich mit Wehr- und Festungsanlagen beschäftigt hat, im Näherkommen erkennen muß, wie seine Erwartungshaltung vom Erscheinungsbild Theresienstadts düpiert wird: „Die Vorstellung, die ich im Kopf hatte, war die von einer gewaltigen Anlage, die sich hoch über die gesamte Umgegend erhebt, aber Terezín duckt sich, ganz im Gegenteil, so tief in die feuchten Niederungen am Zusammenfluß der Eger mit der Elbe hinein, daß, wie ich später gelesen habe,²⁰ weder von den Hügeln um Leitmeritz noch aus unmittelbarer Nähe mehr von der Stadt zu sehen ist als der Brauereischornstein und der Kirchturm. [...] Noch verstellten mir ein paar regenschwarze Ahorne und Kastanien die Sicht, da stand ich schon zwischen den Fassaden der ehemaligen Garnisonshäuser, und einige Schritte weiter und ich trat hinaus auf den von einer doppelten Baumreihe gesäumten Paradeplatz.“

Austerlitz, der beim Antritt seiner Fahrt weiß, „daß Terezín seit vielen Jahren wieder eine reguläre Kommune ist“, und der noch am gleichen Tag nach Prag zurückkehrt, berichtet seinem Zuhörer über seinen Theresienstadt-Aufenthalt, bei dem er auch lange Zeit vor den Schaufenstern einer nicht geöffneten Altwarenhandlung zugebracht und das einsame „Ghettomuseum“ besucht hat, als erstes folgendes: „Das Auffälligste und mir bis heute Unbegreifliche an diesem Ort, sagte Austerlitz, war für mich von Anfang an seine Leere.“ Etwas später fügt er hinzu: „Am unheimlichsten aber schienen mir die Türen und Tore von Terezín,²¹ die sämtlich, wie ich zu spüren meinte, den Zugang versperrten zu einem nie noch durchdrungenen Dunkel, in welchem, so dachte ich, sagte Austerlitz, nichts mehr sich regte als der von den Wänden abblätternde Kalk und die Spinnen, die ihre Fäden ziehen, mit ihren hastig trippelnden Beinen über die Dielen laufen oder erwartungsvoll in ihren Geweben hängen.“ [Sebald, S. 268ff.]

20 Vgl.: „Die Stadt ist so in das Gelände eingefügt, daß man von ihr weder aus der Nähe noch von den Bergen bei Leitmeritz mehr sehen kann als den Kirchturm, den Wasserturm und den Schornstein einer kleinen Brauerei, der einzigen industriellen Anlage des Ortes.“ [T, S. 30]

21 Vgl. auch die Abbildungen in Sebald, S. 269ff.

Dem Dunkel beim Besuch in Theresienstadt – und *Austerlitz* spielt verschiedentlich mit dem Kontrast von Licht und Dunkel – folgt jedoch innerhalb der nächsten Jahren durch die Lektüre von Adlers Theresienstadt-Buch in London die Erleuchtung. Dort muß Jacques Austerlitz zuerst noch einen längeren Spitalsaufenthalt hinter sich bringen, von dem er erst Anfang April, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Prag, entlassen werden kann. Es wird ihm daraufhin empfohlen, sich eine leichte körperliche Beschäftigung zu suchen, woraufhin er sich entschließt, am östlichen Stadtrand von London eine Stelle als Hilfgärtner anzunehmen: „In den Abendstunden und an den Wochenenden, sagte Austerlitz, habe ich damals, in meiner Romforder Hilfgärtnerzeit, angefangen, das nahezu achthundert enggedruckte Seiten umfassende Werk zu studieren, das H. G. Adler, der mir unbekannt war bis dahin, über die Einrichtung, Entwicklung und innere Organisation des Ghettos von Theresienstadt zwischen 1945 und 1947 unter den schwierigsten Bedingungen teils in Prag, teils in London verfaßt und bis zu seiner Veröffentlichung in einem deutschen Verlag im Jahr 1955 mehrfach noch überarbeitet hat.“ [Sebald, S. 331ff.]

Die nachfolgende Evaluierung des Buches durch Austerlitz, der den „von Adler mit solcher Sorgfalt niedergelegten“ Bericht – ganz im Sinne des Verfassers – „bis in die letzten Anmerkungen“ [Sebald, S. 345f.] studiert und sich auf mühevollste Weise erarbeitet hat, übertrifft wohl nicht nur alles, was jemals an Positivem über Adlers Theresienstadt-Buch gesagt worden ist, eine solche Würdigung ist – wenn überhaupt – nur ganz, ganz wenigen Werken vorbehalten, wobei mir persönlich eine vergleichbare Hochschätzung für irgendein anderes Buch nicht bekannt wäre: „Die Lektüre, die mir Zeile für Zeile Einblicke eröffnete in das, was ich mir bei meinem Besuch in der Festungsstadt aus meiner so gut wie vollkommenen Unwissenheit heraus nicht hatte vorstellen können, ging aufgrund meiner mangelhaften Deutschkenntnisse unendlich langsam vonstatten, ja, sagte Austerlitz, ich könnte wohl sagen, sie war für mich beinahe so schwierig wie das Entziffern einer ägyptischen oder babylonischen Keil- oder Zeichenschrift. Silbenweise mußte ich die in meinem Lexikon nicht aufgeführten, vielfach zusammengesetzten Komposita enträtseln, die von der in Theresienstadt alles beherrschenden Fach- und Verwaltungssprache der Deutschen offenbar fortlaufend hervorgebracht wurden. Und wenn ich die Bedeutung von Bezeichnungen und Begriffen wie Barackenbestandteillager, Zusatzkostenberechnungsschein, Bagatellreparaturwerkstätte, Menagetransportkolonnen, Küchenbeschwerdeorgane, Reinlichkeitsreihenuntersuchung oder Entwesungsübersiedlung – Austerlitz artikulierte diese deutschen Schachtelwörter zu meiner Verwunderung ohne jedes Zögern und ohne die geringste Spur eines Akzents – endlich erschlossen hatte, so mußte ich, fuhr er fort, mit ebensolcher Anstrengung versuchen, den von mir rekonstruierten präsumtiven Sinn einzuordnen in die jeweiligen Sätze und in den weiteren

Zusammenhang, der mir immer wieder zu entgleiten drohte, zum einen, weil ich nicht selten für eine einzige Seite bis nach Mitternacht brauchte und in solcher Zerdehntheit sich vieles verlor, zum anderen, weil das Ghettosystem in seiner gewissermaßen futuristischen Verformung des gesellschaftlichen Lebens für mich den Charakter des Irrealen behielt, trotzdem es Adler ja beschreibt bis in das letzte Detail und in seiner ganzen Tatsächlichkeit.“ [Sebald, S. 334f.]

Nicht nur Austerlitz, sondern auch der nachfolgende Abschnitt von Sebalds Roman, in dem Vorgänge und Zustände im Lager beschrieben werden und der über die „Verschönerungsaktion“ auf die Visite der Rotkreuzkommission und den dritten und letzten Propagandafilm hinüberleitet, verdankt Adlers Theresienstadt-Buch wesentliche Einsichten, dem überdies Illustrationen für den Roman entnommen sind.

In *Austerlitz* finden wir sozusagen doppelten Zuspruch von wissenschaftlicher Seite für Adlers Buch (obwohl ganz offenkundig auch in diesem Fall nur die Erstauflage rezipiert wurde), nämlich einmal durch die Figur des Jacques Austerlitz und dann durch ihren Schöpfer, den Literaturwissenschaftler W. G. Sebald, doch quasi in einem fiktional hergestellten wissenschaftlichen Zusammenhang, eben in einem Roman. Bezeichnenderweise kommt Sebald mit keinem Wort auf irgendwelche Personenurteile zu sprechen, sondern hebt ganz andere Aspekte der Darstellung hervor wie den „von Adler rekonstruierte[n] Gliederungsplan“, der „sämtliche Funktionen und Kompetenzen mit einem wahnwitzigen verwaltungstechnischen Eifer regelte“ [Sebald, S. 341]. Aber Adlers Werk mit seiner großen erleuchtenden Kraft, die ihm von Austerlitz im Roman beim Verständlichmachen solcher Phänomene attestiert wird, erschien durch die Tatsache, daß es in der Realität über Jahrzehnte nicht oder nur schwer erhältlich war, beinahe in den Bereich des Sagenhaften und Mythischen entrückt.

Von einer Auseinandersetzung mit Adlers Monographie in der Realität soll allerdings hier noch Mitteilung gemacht werden. Anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung des „Ghettos“ fand in Theresienstadt vom 25.–28.11.1991 eine von der Gedenkstätte Theresienstadt und der Theresienstädter Initiative organisierte internationale wissenschaftliche Konferenz statt. Im Jahr darauf wurden die meisten der dort gehaltenen Vorträge – 31 sind es an der Zahl – in einem Sammelband veröffentlicht, in dessen Vorwort zu lesen ist, daß sie sich alle „mit der Rolle Theresienstadts in der ‚Endlösung der Judenfrage‘“²² befassen, und so trägt dieser Band dann auch den Titel *Theresienstadt in der ‚Endlösung der Judenfrage‘* (1992).

22 Vorwort. In: *Theresienstadt in der ‚Endlösung der Judenfrage‘*, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 5–25, hier S. 5.

Doch finden wir am Anfang des Vorwortes noch ein zusätzliches Ziel artikuliert, und gegen Ende des Vorwortes wird mitgeteilt, daß es durch diese Tagung erreicht worden ist, nämlich: „Der Verlauf und die Ergebnisse der Tagung bestätigen die Berechtigung der These, daß das von H. G. Adler in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre gezeichnete Bild des Theresienstädter Ghettos nicht nur berichtigt und ergänzt, sondern auf gegenwärtigem Niveau der wissenschaftlichen Kenntnisse neu geschaffen werden müsse.“²³ Mit diesem zusätzlichen Ziel, das nicht einmal andeutungsweise im Titel formuliert ist, dürften kaum alle gerechnet haben, da in nur 8 der 31 veröffentlichten Vorträge auf H. G. Adler überhaupt Bezug genommen wird, nicht immer sehr ausführlich – und keineswegs immer negativ! H. G. Adler kommt – in dieser Reihenfolge – in den Beiträgen von Miroslav Kárný, Livia Rothkirchen, Wolfgang Benz, Ruth Bondy, Jonny Moser, Albert H. Friedlander, David Bloch und Miroslav Kryl vor, von denen wir uns nun einigen genauer zuwenden wollen.

Der erste Beitrag des Bandes stammt von Miroslav Kárný, der auch als Mitherausgeber verantwortlich zeichnet, und trägt den Titel *Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie*. Miroslav Kárný von der Theresienstädter Initiative war – dies muß betont werden – während des Zweiten Weltkrieges wie H. G. Adler ebenfalls Gefangener in Theresienstadt. Kárnýs Text beginnt mit folgenden Worten: „Die Grundlage für die Theresienstädter Historiografie bilden drei Werke von H. G. Adler: *Theresienstadt. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* [! (F. H.)], *Die verheimlichte Wahrheit*, *Der verwaltete Mensch*. Charakteristisch für Adlers Bücher ist die außergewöhnlich reiche Dokumentation, die er systematisch bearbeitet und interpretiert. Besonders die zwei ersten 1955 und 1958 veröffentlichten Bücher haben Theresienstadt – im Vergleich mit der Historiographie anderer Konzentrationslager – einen großen Vorsprung gebracht. Viele von ihnen haben bis heute keine Monografie dieser Art.“

Nach diesen einleitenden Sätzen schlägt Kárný jedoch einen anderen Ton an:

Der faktografische Reichtum und die Geschlossenheit seiner Darlegung der Geschichte des Theresienstädter Lagers und des Lagerlebens verschafften Adlers Werken große Autorität und die dort angeführten Fakten, Interpretationen und Beurteilungen werden meistens als vollkommen verlässlich angenommen. Adler selbst war überzeugt, in seinem Werk ein im wesentlichen definitives Bild der Theresienstädter Zwangsgemeinschaft gegeben zu haben, das nur durch Einzelheiten bereichert und berichtigt werden könnte.²⁴

23 Vorwort. In: *Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“*, S. 24f.

24 Miroslav Kárný: *Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie*. In: *Theresienstadt*

Tatsächlich lassen sich auch ähnliche Äußerungen bei H. G. Adler belegen, wie etwa im folgenden Zitat aus dem Jahr 1981: „Für eine dritte Auflage müßte nicht mehr viel geändert werden. In den über 20 Jahren seit Erscheinen der zweiten Auflage sind mir sachlich nur noch sehr wenige Fehler zur Kenntnis gelangt.“ [I 7, S. 50]

„Bei aller positiven Bewertung der Werke Adlers muß doch konstatiert werden, daß die Entwicklung der Theresienstädter Forschungen nicht stehen geblieben ist“, setzt Kárný fort und kommt daraufhin zu folgendem Schluß: „Viele neu publizierte historische Studien und Erinnerungen, Entdeckungen und Bearbeitung neuer Quellen, vervollkommnete Forschungsmethoden und vor allem die außerordentlich große Arbeit an der Erforschung des Holocaust, in dessen Rahmen sich die Theresienstädter Tragödie abgespielt hatte – das alles sind überzeugende Gründe dafür, daß das von Adler gegebene Bild von Theresienstadt nicht nur berichtigt, sondern auf gegenwärtiger Ebene unseres Wissens neu gezeichnet und interpretiert werden muß. Einen guten Anfang für die Bewältigung dieser Aufgabe könnte unsere Konferenz machen.“²⁵ Das Ziel ist also, könnte man sagen, Adlers Theresienstadt-Buch nachträglich ungeschehen zu machen. So ist es dann auch zu verstehen, warum Kárný „bei aller positiven Bewertung der Werke Adlers“ nur Negatives hervorhebt, ja geradezu nur nach diesem sucht.²⁶

Auch bereits im Vorwort wird jede negative Bezugnahme auf H. G. Adler und sein Theresienstadt-Buch besonders betont. Über Ruth Bondys Vortrag z. B. ist zu lesen, daß sie Adlers „Behauptung“ über Edelstein „sehr entschieden“ ablehnte.²⁷ Ruth Bondy war ebenfalls in Theresienstadt inhaftiert und schrieb Jahrzehnte später eine Biographie über Jakob Edelstein mit dem Titel *Elder of the Jews. Jakob Edelstein of Theresienstadt*, die 1981 auf hebräisch und 1989 auf englisch erschien. Miroslav Kárný bezeichnet *Elder of the Jews* erstens als „ein respektables Buch“ und hält es zweitens – völlig überraschend und keineswegs zu dem vorher Gesagten dazupassend – „seit Adlers Monographie“ für „das bedeutsamste Werk der Theresienstädter Historiographie“²⁸

Ruth Bondy schreibt im Tagungsbericht: „Ich war in meinem Buch bemüht, Edelstein zu verstehen, und dies ohne jegliches Gefühl menschlicher Überheblichkeit und ohne Absicht, ein Urteil auszusprechen. Hans Günther Adler hat aber in seinem Werk *Theresienstadt 1941–1945*, das 1955 veröffentlicht wurde, den Ton eines Richters angenommen

in der „Endlösung der Judenfrage“, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 26–40, hier S. 26.

25 Kárný: Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie, S. 26.

26 Vgl. Kárný: Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie, S. 27.

27 Vgl. Vorwort. In: Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, S. 11.

28 Kárný: Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie, S. 32.

und Edelstein, sowie beinahe alle anderen, schuldig gefunden. Seiner Meinung nach zeichnete Edelstein weder ein bemerkenswert tiefer noch großer Geist aus, er sei inkompetent und dogmatisch gewesen.²⁹ Ich selbst halte Adler für einen verbitterten Mann, der eine riesige Menge Material gesammelt hatte und nur dazu ausnützte, um Gott spielen zu können.“

Gleich zu Beginn ihres Vortrages stellte Ruth Bondy fest, daß sie an dieser Konferenz „als Verfasserin von Biographien, nicht als professionelle Historikerin“ teilnehme.³⁰ Dennoch müssen wir uns fragen, ob ihre Worte über H. G. Adler, die gewiß „sehr entschieden“ sind, auf einer Konferenz, die sich als eine wissenschaftliche versteht, einen Platz haben. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf das Vorwort des Theresienstadt-Buches in der zweiten Auflage verweisen, die auch dieser Autorin zumindest bis 1992 nicht bekannt gewesen sein dürfte, wo Adler schreibt: „das letzte Urteil steht uns nicht zu.“ [T, S. XIX]

Was Wolfgang Benz hier in *Theresienstadt in der Geschichte der deutschen Juden* über H. G. Adler zu sagen hat, deckt sich – wortwörtlich! – mit der weiter oben zitierten Passage aus *Der Holocaust* zwischen „Für die Nachwelt ...“ und „... diese Angriffe zu verzögern.“ und braucht daher nicht mehr neu kommentiert zu werden. Erwähnt sei jedoch, daß Wolfgang Benz diesmal hinzufügt: „Daß Paul Eppstein [...] gar als ‚Bürgermeister‘ bei den Besuchen von Delegationen agierte, stieß bei vielen auf Unverständnis. Immerhin hat ihm auch der strenge Kritiker H. G. Adler konzidiert, er sei gebildet, an vielen schönen Dingen interessiert, empfindsam gewesen ‚und ursprünglich sicher das, was man einen Idealisten nennt‘.“ Und schließlich verweist Wolfgang Benz sogar auf das Theresienstadt-Buch als Informationsquelle: „Zu den Deportationen nach Theresienstadt und zu den Transporten aus Theresienstadt in die Vernichtungslager vgl. Adler, H. G.: *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Tübingen 1955 [! (F. H.)], S. 39ff.“³¹

Doch zur Wiederholung sei noch angemerkt, daß wir diese (mit geringfügigen Abweichungen) in zumindest noch einem weiteren Text von Wolfgang Benz finden können (*Theresienstadt und der Untergang der deutschen Juden. Versuch einer Ortsbestim-*

29 Vgl. dazu Adlers Wortlaut in T (1. Aufl.), S. 112f. bzw. T (2. Aufl.), S. 115f.

30 Ruth Bondy: Jakob Edelstein. Der erste Judenälteste von Theresienstadt. In: *Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“*, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 79–87, hier S. 83 u. 79.

31 Wolfgang Benz: *Theresienstadt in der Geschichte der deutschen Juden*. In: *Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“*, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 70–78, hier S. 76f.

mung).³² Hier kann wirklich der Eindruck gewonnen werden, Wolfgang Benz meine, so ziemlich die definitiven Formulierungen gefunden zu haben für das einzige, was es über H. G. Adler und sein Theresienstadt-Buch zu sagen gibt.

Bei der Beantwortung der Frage, ob die von Miroslav Kárný aufgestellte These tatsächlich richtig ist, kommt vor allen Dingen dem Beitrag seines Mitherausgebers Vojtěch Blodig *Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt* über die Zeit ab den Septembertransporten 1944 besondere Bedeutung zu. Es handelt sich also hier um einen Zeitraum, von dem H. G. Adler größtenteils eigene Eindrücke fehlten, da er damals nicht mehr lange in Theresienstadt war. Adler hat sich selbst zu diesem Problem geäußert: „In der zweiten Auflage, die 1960 erschien, habe ich nur eine Reihe von Irrtümern verbessert und einen außerordentlich reich[er]en Apparat zusammengestellt. Wenn man nicht über beträchtliche Geldmittel verfügt und mit Helfern arbeitet, ist es bei einem Werk dieser Art fast unvermeidlich, daß sich manche Fehler einschleichen. Das gilt besonders für die Zeit, in der ich nicht in Theresienstadt gewesen bin. Weniger trifft das für die ersten zehn Wochen seit der Gründung des Lagers zu, als ich noch nicht dort war, mich aber ziemlich gut informieren konnte. Über die Ereignisse jedoch, die seit meiner Verschiebung nach Auschwitz am 12. Oktober 1944 geschehen sind, bin ich so manchen Fehlinformationen erlegen.“ [I 7, S. 50]

Vergleichen wir aber nun einmal H. G. Adlers Version von 1960 mit den Ergebnissen, die Vojtěch Blodig von der Gedenkstätte Theresienstadt im Jahr 1991 bzw. 1992 vorlegt. Zuerst einmal fällt auf, daß Kárnýs Mitherausgeber Blodig in seinem 11seitigen Beitrag explizit sieben Mal auf *Theresienstadt 1941–1945* bzw. auf *Die verheimlichte Wahrheit* verweist, und zwar als Beleg für seine Ausführungen.

Doch sogar wenn in Blodigs Text andere Quellen als Adlers Theresienstadt-Buch angegeben werden, lassen sich diesem in mehreren Fällen auch die gleichen Informationen entnehmen. Für die ersten beiden Absätze des folgenden Zitats nennt Blodig als Quelle „Archiv der Gedenkstätte Theresienstadt (APT), A 5678 (Vermerke von Josef Polák über den Stand der Häftlinge in Theresienstadt)“:

Vor der Abfahrt des ersten der elf Liquidierungstransporte am 28. September 1944 waren in Theresienstadt 29.481 Häftlinge. Nach der Abfahrt des letzten 11.077. Während eines Monats verlor das Ghetto beinahe zwei Drittel seiner Einwohner.

32 Vgl. Wolfgang Benz: Theresienstadt und der Untergang der deutschen Juden. Versuch einer Ortsbestimmung. In: Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft, hrsg. v. Wolfgang Benz, Hans Buchheim u. Hans Mommsen. Frankfurt a. M.: Fischer 1993, S. 177–190, hier S. 185f.

Grundsätzlich hat sich auch die Altersstruktur der restlichen Häftlinge geändert. Ca. 37%, d. h. über 4000 Häftlinge, waren im Alter über 65 Jahre. Nur weniger als 6200, d. h. etwas über die Hälfte, waren im Alter von 16–65 Jahren. Die Anzahl der Kinder ist von 2600 auf 800 gesunken und das Durchschnittsalter war 51 Jahre.

Vom Standpunkt der Sicherstellung des weiteren Funktionierens des Lagers war auch von Nachteil, daß die Zahl der Frauen im Alter von 16–65 die der Männer dieser Altersgruppe im Verhältnis 3:1 übertraf. In dieser Kategorie waren also 4543 Frauen, aber nur 1642 Männer. Nur bei Kindern und Jugendlichen bis 15 Jahre waren Jungen in der knappen Mehrheit.³³

Tatsächlich sind aber ziemlich genau die gleichen Angaben bereits bei H. G. Adler zu finden, und Vojtěch Blodig neue Leistung ist hier eher dem Bereich der Mathematik zuzurechnen:

28.9. 29.481 G[efangene] in T[heresienstadt] [...]

[...]

28.10. [...] Abschluß der Liquidationstransporte nach Auschwitz / 11077 G[efangene] in T[heresienstadt]

31.10. 11.068 G[efangene] in T[heresienstadt], davon 819 Kinder, 1642 M[änner], 4543 F[rauen], 4064 Greise / 29,5% M[änner], 70,5% F[rauen] / Durchschnittsalter 50,9 Jahre [T, S. 699f.; vgl. auch T, S. 194]

„Am 9. November 1944 verkündete [...] die jüdische Selbstverwaltung eine Arbeitspflicht von 70 Stunden pro Woche für alle Arbeitsfähigen im Alter ab 10 Jahren“,³⁴ schreibt Blodig und gibt als Quelle „Mitteilungen der jüdischen Selbstverwaltung, Nr. 48, APT, PM A 26/91–5“ an.

„Am 9. November raffte sich die Leitung in den von jetzt an wieder erscheinenden MdS zu einer müden Botschaft auf“, lesen wir bei H. G. Adler. Es folgt ein kurzes Zitat aus den „Mitteilungen der Selbstverwaltung“ (MdS), dann setzt Adler fort: „Am gleichen Tage wurde die 70-stündige Arbeitswoche ohne freien Tag angekündigt, alle Kinder von 10 Jahren aufwärts unterlagen der Arbeitspflicht.“ [T, S. 194f.] Hier basieren ganz offensichtlich beide Darstellungen auf dem gleichen Quellenmaterial.

33 Vojtěch Blodig: Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt. In: *Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“*, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 267–278, hier S. 268.

34 Blodig: Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt, S. 269.

Auch bei den nachstehenden Passagen, in denen zuerst Blodig und dann Adler die vorbereitenden Maßnahmen für den Besuch von Dunant und Lehner am 6. April 1945 beschreiben, können große inhaltliche Überschneidungen festgestellt werden:

Ein Kindergarten im Objekt Q 403 wurde neu errichtet. Die ehemalige Städtische Sparkasse wurde umgewandelt in den repräsentativen Sitz des Ältestenrates, wo nicht einmal persische Teppiche fehlten, Parks wurden hergerichtet, auf dem Friedhof wurden Beerdigungen wieder aufgenommen, weil Kremationen nach den jüdischen religiösen Gebräuchen nicht gestattet sind, das Kolumbarium wurde hergerichtet usw. Großzügig wurde auch eine neue Entfaltung des Kulturlebens im Ghetto unterstützt. [...] [...]

Die Generalprobe [für den Besuch], durchgeführt von H. Günther und Eichmanns Adjutant Möhs, fiel zwar nicht gut aus, was das Benehmen der alten Häftlinge betraf. Deren Antworten auf Fragen und vor allem Gegenfragen, allgemein das Schicksal ihrer Familienangehörigen, die nach Osten transportiert wurden, betreffend, entsprachen vom Standpunkt der Regisseure der kommenden Vorstellung nicht. Es wurde beschlossen, daß nur der Judenälteste den Besuch begleiten werde und die besichtigten Wohnbaracken leer sein werden mit der Erklärung, daß ihre Bewohner bei der Arbeit, bei Heilprozeduren oder kulturellen Unternehmungen seien.³⁵

Eichmann ordnete an, daß Tote nicht mehr zu verbrennen, sondern zu beerdigen wären, da dies allein den jüdischen Religionsvorschriften entspräche, worauf ausländische Stellen aufmerksam gemacht hätten. [...] Neu eingerichtet wurde ein Kleinkinderheim mit Kindergarten in Q 403. Die ehemalige städtische Sparkasse (Q 414) mußte als Repräsentationsgebäude des Ältestenrates dienen, wo man luxuriöse Kanzleien mit Telephonen und Perserteppichen ausstattete. Vor Ankunft des Besuches [...] schauten sich Günther und Möhs „probeweise“ die Quartiere an, die gezeigt werden sollten. Jovial gestellte Fragen an alte Leute nach dem Befinden ihrer Angehörigen wurden zum Entsetzen der SS-Männer mit Klagen und Gegenfragen unter Tränen beantwortet, was mit den verschickten Kindern geschehen sei. Darum wurde angeordnet, den Besuch durch menschenleere Unterkünfte zu führen. Wieder wurden Vergnügungen einstudiert, als ob die SS und die Juden zu dieser Zeit nichts anderes als Musik und Theater im Kopfe hätten. [T, S. 202f.]

Darüber hinaus ist uns die von Blodig verwendete „Theatermetaphorik“ bereits durch Adlers Schilderung der ersten „Stadtverschönerung“ und des ersten Besuches geläufig,

³⁵ Blodig: Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt, S. 273f.

und tatsächlich bedient sich Adler solcher Vergleiche schon in den einleitenden Bemerkungen zum 1. Kapitel: „Das Schicksal der Juden im ‚Protektorat Böhmen und Mähren‘ in den Jahren 1939 bis 1941 lieferte das Vorspiel [! (F. H.)] für die Tragödie [! (F. H.)], die sich im Theresienstädter ‚Ghetto‘ von 1941 bis 1945 abgespielt hat.“ [T, S. 3]

Auch die Beurteilung des Besuchsergebnisses von Vojtěch Blodig ist derjenigen, die H. G. Adler unternommen hat und die wir bereits aus einem früheren Kapitel kennen, sehr ähnlich: „Es ist wirklich verblüffend, daß die Potemkinschen Dörfer, die diesmal noch durchsichtiger waren als im Falle des ersten Besuches der Delegation des IKRK im Juni 1944, von den Mitgliedern der Delegation, wenigstens dem Bericht von Lehner nach, nicht durchschaut wurden.“³⁶

Abschließend wollen wir uns noch dem Beitrag von Miroslav Kryl zuwenden, der das Tagebuch Egon Redlichs zum Thema hat, ein 170 Seiten langes, mit Maschine geschriebenes Dokument, das 1967 aufgefunden wurde. Egon Redlich, Jahrgang 1916, kam am 4.12.1941 nach Theresienstadt und war dort mit der Leitung der Kinder- und Jugendfürsorge beauftragt. Sein Leben endete im Oktober 1944 in Auschwitz.

Miroslav Kryl, der sich ausführlich mit Redlichs Theresienstädter Tagebuch auseinandergesetzt hat, schreibt in seinem Artikel: „Die Frage, wie sich dieser junge Mensch unter den gegebenen Umständen bewährt hat, wurde sehr unnach-sichtig von H. G. Adler gestellt; der Autor der bisher gründlichsten historischen Monographie über Theresienstadt beurteilte ihn nahezu nur negativ. Zu der Zeit, als Adler sein Buch schrieb, war Redlichs Tagebuch noch nicht bekannt.“

In seinen Schlußbemerkungen stellt Kryl fest: „Der lebende Autor der Theresienstädter Monographie war gegenüber dem Toten und daher auch Mundtoten im Vorteil und bemühte sich dies vollkommen auszunutzen. Das ist ein warnendes Beispiel der Verantwortlichkeit jedes Historikers, das meiner Meinung nach allgemeine Gültigkeit hat.“³⁷

Kryl geht in seiner Verteidigung nicht auf die Grundlage von H. G. Adlers „Unnach-sichtigkeit“ ein. Dieses Thema ist weniger für den Belletristen H. G. Adler, den ich hier vorstelle, von Bedeutung als für den Historiker und Soziologen. Dennoch haben Fachwissenschaftler in der Auseinandersetzung mit Adlers Werk dem kaum Beachtung geschenkt. Man könnte seine Position als Moralisten vielleicht am ehesten als „ethischen

36 Blodig: Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt, S. 274.

37 Miroslav Kryl: Das Tagebuch Egon Redlichs. In: Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 150–155, hier S. 153f.

Idealismus“ beschreiben. Wie die scharfen Beurteilungen der an der Ghettoverwaltung Beteiligten zeigen, kennt dieser Standpunkt kaum ein an den historischen Umständen gemessenes „relatives Gutes“. Das drückt auch das von Adler gewählte Kafka-Zitat aus, das er dem historischen Teil seiner Theresienstadt-Monographie vorangestellt hat: „Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gut-zumachen.“ [T, S. 1; vgl. dazu auch T, S. XVIII]

Wenden wir uns an diesem Punkt einer bisher unveröffentlichten These des US-amerikanischen Forschers Ernest Seinfeld zu, die dieser auf einen – offensichtlich erst nach 1991 gegebenen – Hinweis von Miroslav Kryl zurückführt und die den Titel *H. G. Adler and Pavel Reis Attempt the Takeover of the Youth Welfare Department in Theresienstadt / Terezín* trägt. Adlers Behauptung, er habe selbst nie eine Rolle in der Ghettoverwaltung gespielt und nie spielen wollen, sollte ihm den Status eines Unbeteiligten und Unparteiischen im Sinne des Kafka-Zitats sichern. Seinfeld macht auf ein in Adlers Theresienstadt-Studie teilweise abgedrucktes Exposé vom Dezember 1942 für den einflußreichen Leiter der Ghetto-Wache, Karl Loewenstein, aufmerksam.³⁸ Diese „Eingabe“ [T, S. 549], wie Adler das Papier in seiner Monographie bezeichnet, sollte eine Reform der bis dahin von Redlich streng zionistisch ausgerichteten „Jugendfürsorge“ und also zur Absetzung Egon Redlichs führen.

Seinfeld gibt an, den zweiten, in Adlers Buch nicht abgedruckten Teil des Exposés Adlers Nachlaß im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (State Institute for War Documentation) in Amsterdam entdeckt zu haben. Er wirft Adler vor, dieser habe in Theresienstadt selbst maßgeblich als Autor an diesem Exposé mitgearbeitet, in der Absicht, zusammen mit dem damals 23jährigen Pavel Reis die Leitung der „Jugendfürsorge“ von Redlich zu übernehmen, und später das Schreiben anonym verwendet, um seine Kritik an dem ehemaligen Kontrahenten stützen zu können. Reis kommt in *Theresienstadt 1941–1945* gar nicht vor. Dies und die von Seinfeld zu Recht herausgestrichene Unklarheit von Adlers Quellennachweis in diesem Fall scheinen tatsächlich darauf hinzudeuten, daß sich der Historiker Adler im Nachhinein der Probleme bewußt war, die sich für sein Ansehen als kritischen Historiker daraus ergaben, daß er als Zeitzeuge einmal „dem Läuten der Nachtglocke“ nicht ganz hatte widerstehen können. Doch in Wirklichkeit bedarf es eines solchen Beispiels ad personam nicht, um zu wissen, daß auch H. G. Adler – als Häftling, als Historiker und als Schriftsteller – ein Mensch und nie ein über aller Ethik stehendes Wesen war.

Es soll hier keinesfalls der Versuch unternommen werden, Adlers Theresienstadt-Buch gegen eventuelle neuere und gesicherte historische Erkenntnisse zu verteidigen

38 Vgl. T, S. 549–552.

– das liegt mir freilich fern. Aber ich bin der Auffassung, daß erstens die letzten hier von Miroslav Kryl vorgebrachten Ansichten auch für alle Teilnehmer an der Theresienstadt-Konferenz von 1991 in bezug auf H. G. Adler hätten gelten sollen, und daß zweitens durch die Ergebnisse der Theresienstädter Konferenz Adlers Theresienstadt-Buch weder als Zeitdokument noch als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung in seinem Wert herabgesetzt wurde, auch wenn darin Lücken und Unrichtigkeiten festgestellt werden konnten. H. G. Adler hat selbst vorausgesagt, daß noch weitere Arbeiten nötig sein werden, und deshalb der zweiten Auflage folgende konstruktive Gedanken vorangestellt, die solche Kampfansagen an sein Werk als unverständlich erscheinen lassen: „So darf ich jetzt einen sorgfältig durchgesehenen, vielfach verbesserten und teilweise ergänzten Text vorlegen, dem auch der unfreiwillige zeitliche Aufschub genützt hat. Es ist gelungen, den Anhang *Quellen und Literatur* um 261 auf 634 Nummern zu erweitern, die mitunter ausführlich gewürdigt wurden, so daß dieser Teil eine für die künftige Forschung hoffentlich nützliche Materialsammlung darstellt, zumal sie viele bisher unbekannte Schriften oder entlegene Publikationen berücksichtigt. [! (F. H.)] Es ist mir aber bewußt, daß trotzdem sowohl dieser Teil wie das gesamte Buch auch jetzt sachlich noch lange nicht fehlerfrei ist und verbesserungsfähig bleibt. [! (F. H.)] Ich kann meine Bitte nur wiederholen, daß meine Leser mich weiter mit Richtigstellungen, leihweise überlassenen Quellenmaterial sowie nützlichen Angaben und Hinweisen aller Art bedenken mögen, die dankbar von mir oder künftigen Forschern verwertet werden sollen.“ [T, S. XI]

Darüber hinaus muß an dieser Stelle deutlich betont werden, daß Adler zum einen seine Forschungsergebnisse als unmittelbare Reaktion auf die Ereignisse und nicht Jahrzehnte später vorgelegt hat, und zum anderen, daß er sich – wie bereits erwähnt – zwar seiner eigenen Pionierleistung wohl bewußt war, dadurch aber frühere Arbeiten zum Thema, die von anderen hervorgebracht wurden, keineswegs ihrer Meriten zu berauben gedachte, wie das folgende Zitat eindeutig belegt: „Damit wird der Wert bisher vorliegender Bücher und Studien nicht geschmälert, im Gegenteil: ohne diese Versuche, darunter die bisher bedeutsamste Leistung zum Thema Theresienstadt von Zdeněk Lederer³⁹, wäre diese Arbeit schwerlich verwirklicht worden, sie ist allen diesen Vorgängern verpflichtet. Selbstverständlich war es mein Bestreben, wahrheitsgetreu und sachgerecht meine Aufgabe zu lösen, aber es ist mir bewußt, daß solch ein Werk nicht fehlerfrei sein kann; Irrtümer und Versehen schleichen sich ein, Ergänzungen werden nötig sein, manches Dunkle bleibt zu erhellen, veröffentlichte Schriften können meiner Aufmerksam-

39 Zdeněk Lederers *Ghetto Theresienstadt* erschien 1953 in englischer Sprache in London. H. G. Adler merkt dazu an: „Das tschechische Original des Buches, umfangreicher als die englische Fassung, wurde wegen des kommunistischen Putsches 1948 nicht in Prag veröffentlicht.“ [T, S. 770]

keit entgangen sein, und vor allem gibt es noch unveröffentlichte, bisher mir unbekannt Materialien, sowie auch Zeugen, die da und dort das hier entworfene Bild bereichern und berichtigen können. Für alle sachlichen Hinweise, die einer neuen Auflage dieses Buches und weiteren Plänen nützlich werden könnten, werde ich stets dankbar sein.“ [T, S. IXf. (1. Aufl.) bzw. S. XXVf. (2. Aufl.)]

Auch die Tatsache, daß die spätere Forschung durch die Auffindung und Freigabe neuer Quellen etc., die H. G. Adler noch nicht zur Verfügung standen, neue Ergebnisse hervorgebracht hat, bedeutet nicht automatisch, daß dadurch Mängel des Theresienstadt-Buches aufgedeckt wurden, ebensowenig wie neue gesicherte Erkenntnisse nur zu Ergänzungen oder Fußnoten zu Adlers Pionierleistung degradiert werden dürfen. Diese besteht in der geschlossenen und umfassenden Darstellung des Lagers Theresienstadt zwischen 1941 und 1945. Es sollte dabei einleuchten, daß selbst bei einer Arbeit dieser Dimensionen noch nicht das letzte Wort zum Thema gesagt sein kann. Auch dazu hat sich Adler in seinen Vorbemerkungen klar geäußert: „Verschiedene Leser, meist sind es ehemalige Insassen von Theresienstadt, hätten sich diese oder jene Einzelheit näher ausgeführt gewünscht, was vielleicht besonders für die Spätzeit des Lagers empfehlenswert schien. Bei dem Umfang des Buches, jetzt noch gewachsen, doch schon bisher gewiß die längste Arbeit, die je über eine Zwangsgemeinschaft veröffentlicht worden ist, war es unmöglich, solchen Anregungen zu entsprechen. Es läßt sich beim besten Willen nicht alles mitteilen, was in Theresienstadt geschehen ist. Einmal muß eine Grenze gesetzt werden, noch weiter als bisher darf sie wohl nicht gezogen werden. Immerhin dürfte durch die reichen bibliographischen Zusätze und *Die verheimlichte Wahrheit* vielen Bedürfnissen genügt sein.“ [T, S. XII]

Wiederholt weist Adler darauf hin, daß er mit seinem Quellen- und Literaturverzeichnis im Theresienstadt-Buch „selbständige Forschung fördern will“ [VW, S. VI], und mit *Die verheimlichte Wahrheit* hat auch er selbst noch einen **großangelegten** Zusatzband publiziert. Im Juli 1958 hielt Adler dazu fest: „In der Vorbemerkung zum Quellenverzeichnis meines Buches *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* erkläre ich, daß es lohnenswert wäre, einen dokumentarischen Band über das Lager in Theresienstadt vorzulegen. Als ich das vor drei Jahren schrieb, dachte ich dabei nur an das mir damals bekannte Material. Inzwischen haben weitere Forschungen, bei denen ich vor allem auch trachtete, dieses Lager im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen ‚Endlösung der Judenfrage‘ zu erkennen, manche verborgene Quellen erschlossen, so daß ich hoffe, jetzt einen neuen Beitrag zum Verständnis sowohl der Zwangsgemeinschaft in Theresienstadt als auch, allgemeiner, der Tragödie des jüdischen Volkes während des Zweiten Weltkrieges zu liefern. Je mehr sich der sinnende und forschende Geist einer bestimmten und zumindest scheinbar begrenzten Aufgabe zuwendet, desto

mehr wird er dessen inne, wie viele Fragen ungelöst bleiben und frische Aufmerksamkeit berufen, während andere Fragen, bisher zu wenig oder nicht bemerkt, sich erst der Beachtung öffnen und zunächst gar nicht beantwortbar sind.“ [VW, S. V]

Hier ist besonders bedeutsam, daß Adler das ihm für das Theresienstadt-Buch zur Verfügung stehende, ohnehin schon äußerst umfangreiche dokumentarische Material bereits innerhalb der drei folgenden Jahre nochmals um entscheidende Zeugnisse ergänzen konnte, und daß er klar erkannte, daß die Forschung zum Thema noch lange nicht an ihrem Ende angelangt war. Persönlich hingegen beabsichtigte Adler seine Auseinandersetzung mit diesem Thema nach der zweiten Auflage von *Theresienstadt 1941–1945* vorläufig abzuschließen. Dabei hielt er unmißverständlich fest: „Das heißt nun nicht, wie ja bereits angedeutet, daß ich selbst auf diesem Sondergebiet die Forschung für beendet oder gar für fehlerfrei gesichert hielte.“ [VW, S. V]

Und keinesfalls „für beendet oder gar für fehlerfrei gesichert“ müssen wir auch die Forschung zu Adlers *Theresienstadt 1941–1945* halten. Es ist hoch an der Zeit, daß sich die wissenschaftliche Forschung in größerem Stil damit beschäftigt, die Neuauflage bietet dazu günstige Gelegenheit. Dabei sind keineswegs nur die von Adler im Untertitel genannten Disziplinen Geschichte, Soziologie und Psychologie dazu aufgefordert. W. G. Sebald hat durch *Austerlitz* sowohl ein zeitgenössisches als auch ein literarisch interessiertes Publikum auf Adlers Theresienstadt-Buch aufmerksam gemacht, und es sind – wie ich im folgenden Abschnitt zeigen möchte – vor allen Dingen auch die Sprach- und die Literaturwissenschaft herausgefordert, sich mit diesem Werk in weitaus stärkerem Maße auseinanderzusetzen, als es bislang der Fall war.

4. *Franz Kafka meets George Orwell*

Ungefähr zur gleichen Zeit, als H. G. Adler im Interview sagte, er sei für die meisten, die von ihm wußten, stets nur der „Theresienstadt-Adler“ geblieben, beklagt er an anderer Stelle, in dem 1978 verfaßten und 1981 veröffentlichten autobiographischen Text *Zu Hause im Exil*, daß man ihn im gesamten englischen Sprachraum – besonders in seinem gewählten Aufenthaltsland – nicht einmal als diesen wahrgenommen und daß dort die Anerkennung für seine Theresienstadt-Monographie beinahe völlig gefehlt habe: „Meine Art, diese schwierigen Probleme zu untersuchen, hat bis heute in Amerika nur ungenügend, in England jedoch fast überhaupt kein Verständnis gefunden; vor allem erwies es sich aber als unmöglich, tatkräftige Helfer für eine unterstützte oder gar Verleger für eine kommerzielle Veröffentlichung dieses Buches und meiner weiteren wissenschaftlichen Werke zu gewinnen.“

Doch genau dies war Adlers ursprüngliche Intention, seinen auf deutsch verfaßten Text vor allen Dingen in englischer Übersetzung für ein englischsprachiges Publikum zu veröffentlichen: „Mein erstes umfangreiches literarisches Vorhaben, das ich in mehreren Schaffensstufen auch erfüllte, war die Niederschrift der dann zuerst gedruckten Fassung meiner Monographie des jüdischen Zwangsghettos Theresienstadt, die ich 1954 beendete. Der zu behandelnde Stoff und die zu schildernden Umstände waren unerfreulich und sprachlich so eng mit dem Deutschen, sei es auch oft auf niedrigster Ebene, verbunden, daß eine deutsche Ausarbeitung, gar bei meinen geringen Englischkenntnissen, selbstverständlich war.“

Eine englische Übersetzung hätte nicht nur eine zahlenmäßig größere Leserschaft erreichen können, von der sich Adler zusätzlich auch mehr Interesse und Verständnis für sein Thema erhofft haben mochte, eine solche Veröffentlichung hätte sich wahrscheinlich auch entscheidend auf seine Karrierechancen in Großbritannien oder in den USA ausgewirkt. Adler schreibt: „Ich bildete mir ein, wenn ich erst einmal meinen Text im Groben deutsch beisammen hätte, dann wäre das englische und amerikanische sowohl jüdische als auch christliche Publikum für die Unterstützung der Herausgabe meines Werkes zu gewinnen und bereit, gleichzeitig für eine englische Fassung zu sorgen.“ Doch er gelangt zu der schmerzlichen Erkenntnis: „Solche Erwartungen waren falsch.“⁴⁰

Diese Tatsache und der Einsatz des Tübinger J. C. B. Mohr Verlages für eine deutsche Fassung des Theresienstadt-Buches brachten auch eine ganz entscheidende Wendung für seine gesamte weitere Laufbahn mit sich, wie Adler selbst sagt: „Bis auf eine hier nicht zu erwähnende Ausnahme ist Dr. h. c. H. G. Siebeck mein einziger Verleger in

40 HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 248f. – Zu dieser Problematik nahm Adler bereits Ende der fünfziger Jahre deutlich Stellung: „Seit dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus sind nun so viele Jahre vergangen und zahlreiche Bücher gerade über die bedenklichsten seiner Institutionen in vielen Sprachen erschienen, daß sich die emotionelle Betrachtung auch seiner ärgsten Schrecken überlebt hat. Dem interessierten Abscheu folgte der angeekelte Widerwille und schließlich, besonders in der angelsächsischen Welt, die Gleichgültigkeit, mit der man den von ihm aufgeworfenen Problemen gegenübersteht. Das ist gefährlich, denn die Probleme des Nationalsozialismus stellen nichts anderes dar als einen extremen – es sei zugegeben: einen wahnsinnig extremen – Sonderfall dar für Zustände oder doch Möglichkeiten, die zumindest latent, oft aber manifest in der modernen Gesellschaft über die ganze Erde hin angetroffen werden. Würden die Probleme des Nationalsozialismus aus der emotionellen Sphäre gelöst, so ist es darum an der Zeit, sich ihnen in der ruhigen Betrachtungsweise der Soziologie zu nähern. Darunter verdient besonders auch das Konzentrationslager eine unvoreingenommene Untersuchung, wie ich sie bereits vor über zehn Jahren gefordert habe [in *Concentration Camps to be Investigated by Social Science*].“ [HGA: *Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers*. In: *Akten des 18. Internationalen Soziologenkongresses* (Nürnberg, 10.–17.9.1958) 3. Meisenheim am Glan: Anton Hain o. J., S. 3–17, hier S. 3]

Jahrzehnten geblieben, während der ich immer auf Verlagssuche gewesen bin, den ich als meinen Freund bezeichnen darf. Durch sein Interesse an meinem Buch über Theresienstadt wurde ich eigentlich zum deutschen Schriftsteller.“

Allerdings mußte davor noch eine letzte große Hürde überwunden werden. Der Verlag war zwar daran interessiert, die Arbeit zu veröffentlichen, doch mit einem „Aber“. „Dieses ‚Aber‘ gilt heute für allgemein zulässig“, meinte Adler dazu, „denn es ist bekannt, daß viele – und besonders umfangreiche – wissenschaftliche Werke, gar wenn sie nicht von ganz berühmten Autoren stammen, ein Privatverlag kaum drucken kann, sofern dafür kein Geldgeber aufzutreiben ist. Das ist mir endlich auch gelungen, doch grundsätzlich hatte Herr Siebeck mein Werk vorher angenommen.“ [I 7, S. 49] Marcel Atze hat die Schritte, die nun zur Drucklegung führten, genauer recherchiert: „J. C. B. Mohr (Siebeck) wollte nach Vermittlung von Fritz Hodeige das Werk in die Reihe *Civitas Gentium* aufnehmen. Frühzeitig wurde signalisiert, daß die Drucklegung eines Werks von diesem Umfang nur mit einem Kostenzuschuß in der immensen Höhe von 8500 DM zu denken wäre. Es war schließlich Theodor W. Adorno [...], der bei der Bonner ‚Bundeszentrale für Heimatdienst‘ eine Subvention des Drucks in der notwendigen Höhe durchsetzte. Dem Erscheinen stand somit nichts mehr im Wege.“ [MM 84, S. 137f.]

„Es war sinnvoll, daß das im November 1955 erschienene Buch zehneinhalb Jahre nach Kriegsende in Deutschland herauskam“ [I 7, S. 49], zeigte sich Adler schließlich mit der Entwicklung der Dinge zufrieden. Die prinzipielle Anlage des Buches dürfte eine Ausarbeitung in deutscher Sprache nicht oder nur wenig beeinflusst haben; die grobe Einteilung stand schon bald fest und ergab sich durch das zur Verfügung stehende Quellenmaterial. „Die Ordnung meiner Schriften legte die Einteilung des Buches in einen historischen, soziologischen und psychologisch-philosophischen Teil zwanglos nahe“,⁴¹ schrieb Adler 1955 über das fertige Werk. Diese Anordnung finden wir aber auch bereits in der ersten Fassung von 1947/48, die den Titel *Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Das [gestrichen: Nazi] ‚Ghetto‘ Terezín 1941–1945 (Geschichte – Soziologie – Psychologie)* trägt. Bemerkenswerterweise war der spätere Untertitel noch lange der von Adler vorgesehene Haupttitel des Werks bzw. umgekehrt. „Im Herbst veröffentlicht H. G. Adler eine umfangreiche [...] Darstellung [...] des Konzentrationslagers Theresienstadt. Sein Werk wird unter dem Titel *Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft* [...] erscheinen“,⁴² war noch im September 1955 zu lesen. Alles in allem muß aber gesagt werden, daß sich

41 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 113.

42 HGA: H. G. Adler über Theresienstadt, S. 4.

grundsätzlich nicht bloß die Struktur, sondern auch die Bezeichnung des Werks schon bald herauskristallisiert hatte. Nur die sogenannte „Urskizze“ trug den provisorischen Arbeitstitel *Terezínbuch*.

Abgesehen von der fundamentalen Anlage, machte es jedoch einen eklatanten Unterschied, ob das Buch auf englisch oder auf deutsch veröffentlicht werden sollte bzw. konnte. Im folgenden Abschnitt möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige Tatsachen lenken, die bislang kaum beachtet wurden, die mir aber – speziell für die Sprach- und Literaturwissenschaft bzw. auch für ein an Sprache und Literatur interessiertes Publikum – sehr bedeutsam erscheinen. Auffälligerweise bezeichnet Adler weiter oben im Zitat sein Theresienstadt-Buch als ein „literarisches Vorhaben“; und an anderer Stelle nennt er es „in einem gewissen Sinne“ auch „ein sprachliches Kunstwerk“ [I 6, S. 199]. Dieser Ausdruck hätte im konkreten Fall auf eine englische Übersetzung gewiß nie so zutreffen können wie auf die vorliegende Ausarbeitung in deutscher Sprache. Über einen der wichtigsten Gründe, warum das so ist, und warum er schließlich der deutschen Ausarbeitung den Vorzug gab, spricht der Autor selbst in der nachstehenden Interviewpassage: „Es war nicht bloß die Tatsache, daß sich die englischsprachende Welt für ein solches Werk nicht interessiert hat, die Ursache hierfür, es kam noch hinzu, daß ich die Nazi-Dokumente möglichst wörtlich verwendet habe. Überhaupt ist es meine Technik, historische und soziale Tatsachen so zu erarbeiten, daß ich wesentliche Aussagen möglichst genau biete, doch die rein technischen, nur belastenden Floskeln tunlichst weglasse, um das Ganze lesbar zu gestalten. Aus einem englisch erst mühsam zu erschaffenden Text hätte man alles wieder ins Deutsche zurückübersetzen müssen.“ [I 7, S. 49]

Charakteristisch für das Theresienstadt-Buch sind sowohl häufige als auch lange und ausführliche Zitate, die Adler aus einer Unmenge verschiedenster Originaldokumente ausgewählt und in seinen Gesamttext integriert hat. Dadurch ist diesem ein hohes Maß an Authentizität verliehen, und die Zustände und Vorgänge im Lager werden anschaulich vor Augen geführt. Im Vorwort zur ersten Auflage ist über die Art und Weise, wie Adler mit den Originalquellen gearbeitet hat, folgendes zu lesen: „Zitate wurden in Stil, Schreibweise und Satzzeichengebung grundsätzlich nicht verändert, so sehr sie auch den Regeln zuwider sein mögen, doch offenbare Versehen wurden stillschweigend berichtigt, wenn sie zu Mißverständnissen führen könnten. Bei vielen Dokumenten, etwa bei manchen ‚Tagesbefehlen‘ und Tätigkeitsberichten, ist zu bedenken, daß ihre Autoren teils tschechischer Muttersprache waren und nur mangelhaft deutsch schreiben konnten, teil stilistisch ungeübt und unbeholfen waren. Dazu kommt noch, daß vieles in größter Eile aufgesetzt werden mußte. Dies alles zusammen mit dem seelischen Druck, der auf den Verfassern lastete, hat zu den seltsamen sprachlichen Qualitäten der meisten, wenn auch

nicht aller Dokumente beigetragen, an denen ich nichts ändern durfte, weil nur ihr getreuer Wortlaut den Charakter der Zwangsgemeinschaft in Theresienstadt unverfälscht spiegelt.“ [T, S. X (1. Aufl.) bzw. S. XXVI (2. Aufl.)]

Gleich ganz am Anfang macht Adler deutlich, daß seine Auseinandersetzung mit Theresienstadt vor allen Dingen auch eine *sprachliche* Auseinandersetzung ist. „Obwohl ich mich bemühte, dieses Buch in unverdorbenem Deutsch zu schreiben“, so beginnt der allererste Satz des Buches – der erste Satz im Vorwort –, „brachte es das Thema, ein für jüdische Gefangene eingerichtetes Lager der SS, mit sich, daß sich im Text der Sprachverfall im Zeitalter des mechanischen Materialismus im allgemeinen, so wie die gestaltlos krampfhafte Sprache des Nationalsozialismus und die Umgangs- und Schriftsprache in Theresienstadt im besonderen spiegeln und oft geradezu aufdrängen mußte.“

Herausragende Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang Adlers bereits mehrmals erwähntem „Wörterverzeichnis“ zu, über das er schreibt: „Absichtlich habe ich ein Wörterverzeichnis voran- und nicht nachgestellt, das den Charakter dieses ‚Ghettos‘ zu verdeutlichen hilft und auch lehrt, aus welchen Elementen sich die Lagersprache zusammensetzte.“ [T, S. IX (1. Aufl.) bzw. S. XXV (2. Aufl.)] Dieses etwa 30seitige Verzeichnis könne, so Adler, keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, doch finden wir hier zum Beispiel schon einige derjenigen Ausdrücke erklärt, die Jacques Austerlitz im Zusammenhang mit seinen Verständnisschwierigkeiten aufzählt, wie etwa:

„Entwesungsübersiedlung“ Übersiedlung verlauster Menschen samt Gepäck zum Zwecke der Desinfektion oder auch bei Ausräucherung ganzer Häuser

[...]

„Menagetransportkolonne“ Arbeitsgruppe, die Mahlzeiten in Fässern und Trögen auf einem Wagen zu Ausgabestellen im *⁴³ „Block“ und auf den Straßen schaffte. [T, S. XXXVII u. XLVI (Wörterverzeichnis)]

Bereits in den einleitenden Bemerkungen fällt auf, daß Adler nicht nur ungeheuer gewählt, sondern auch sehr bewußt formuliert: „Gewiß jedoch sollte der Ungeist, der dieses Lager schuf und vegetieren ließ, auch sprachlich überwunden werden. Um den Ab-

43 Das Zeichen * verweist auf ein anderes Stichwort: „Block“ hieß jeder einzelne Häuserblock (* A–I). Plural ‚Blocks‘ und ‚Blöcke‘. Meist meinte man einen Block ehemaliger Zivilhäuser, nicht die einen Block umfassenden Kasernen. Kurz nannte man jedes Zivilhaus ‚Block‘ und sagte: ‚Ich wohne im Block.‘ Der Ausdruck ist nicht mit dem ‚Block‘ in anderen Lagern zu verwechseln.“ [T, S. XXXIV (Wörterverzeichnis)]

stand zu verdeutlichen, den ein gesundes Empfinden von gestaltlosen Wendungen und Wörtern anstrebt, die sinnentwertet sind, den Sinn in sein Gegenteil verkehren oder einfach falsch sind, habe ich derartige Ausdrücke meist unter Anführung gesetzt, selbst wenn ich mich ihrer oft bediente.“⁴⁴ [T, S. IX (1. Aufl.) bzw. S. XXV (2. Aufl.)]

Genau an diesem Punkt setzt auch Hermann Broch an, der in seinem Gutachten für das Theresienstadt-Buch nicht zuletzt dessen sprachliche Leistung hervorhebt, wenn er schreibt: „Hier wird – vielleicht erstmalig – gezeigt, wie sämtliche menschlichen Einrichtungen, bei Aufrechterhaltung ihrer äußeren Form, sich in ihr striktes Gegenteil verkehren, wenn sie von einer Terror-Diktatur in die Hand genommen werden.“ Dieses Schriftstück vom Mai 1949 belegt, wie neuartig Adlers Gedanken und Untersuchungen damals waren, die zeitlich noch vor der Erstveröffentlichung von George Orwells *1984* (Juni 1949) einzuordnen sind, dem berühmten Roman über einen totalitären Überwachungsstaat, der ja bekanntlich auf Parolen gründet, die da heißen: „war is peace“ („Krieg ist Frieden“), „freedom is slavery“ („Freiheit ist Sklaverei“) und „ignorance is strength“ („Unwissenheit ist Stärke“). Bedenkt man, daß Orwells mittlerweile längst Weltliteratur und allgemeines Bildungsgut gewordene fiktionale Darstellung und Adlers wissenschaftliche Analyse von einander völlig unabhängig und – nur unwesentlich verschoben – zeitlich parallel entstanden sind, so läßt dies den Bezug der beiden Werke zueinander nur um so deutlicher erscheinen. Brochs abschließendes Urteil ist klar und unmißverständlich: „Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Adlers Untersuchungen über das Konzentrationslager ein Standardwerk darstellen, das sowohl für die gegenwärtigen wie für künftige Generationen allergrößte Bedeutung besitzt, und dessen Drucklegung daher unbedingt erforderlich ist.“

Besondere Aufmerksamkeit lenkt Broch auch darauf, wie hier der Autor an seinen Gegenstand herangegangen ist und wie er die Auswirkungen eines Terror-Regimes darstellt: „Adler tut dies in einer perfekt wissenschaftlichen Weise dar, indem er die Struktur des Lagers von allen Gesichtswinkeln aus beleuchtet; soziologisch, historisch, ökonomisch, anthropologisch usw. nimmt er sein Thema auf und erreicht solcherart ein schier lückenloses Bild, das eben infolge seiner kühl-wissenschaftlichen Perfektheit das Grauen zur höchsten Plastizität bringt.“ Eine besondere Eigenschaft ist diesem Unterfangen während des gesamten Entwicklungs- und Entstehungsprozesses nicht abhan-

44 Als Beispiel dafür kann der folgende Satz stehen, in dem Adler Vorgänge im Zuge der „Stadtverschönerung“ beschreibt und kommentiert: „Die Gefangenen waren nicht mehr als ‚Belegschaft‘ zu bezeichnen, sondern als ‚Einwohner‘ oder ‚Bestand an Juden‘, wobei man sich fragt, inwiefern dieser Terminus besser klingen sollte als ‚Belegschaft‘.“ [T, S. 171] Ähnliches gilt für die längeren Zitate, die stets streng und optisch deutlich getrennt von Adlers eigenen Sätzen stehen.

den gekommen. Broch verwendet hier nach der Lektüre des fertigen Manuskriptes das gleiche Wort, um Adlers Arbeitsweise und Methodik zu charakterisieren, mit dem Adler selbst seine Betrachtungsweise in Theresienstadt beschreibt – das Wort „kühl“. „Diese kühle Methodik ist umso bewundernswerter“, betont Broch, „als sie von Adler während seiner sechsjährigen [! (F. H.)] Haft, also unter ständiger Todesbedrohung, entwickelt worden ist.“⁴⁵

In durchaus ähnlicher Weise urteilte Grete Fischer, die H. G. Adler Anfang Oktober 1947 kennenlernte und bei diesem Anlaß sein Werk über Theresienstadt im frühen Manuskriptstadium zu lesen bekam: „Jeder Überlebende muß sich mit seinem Schicksal auseinandersetzen, jeder tut es auf seine Weise. [...] Hier zum erstenmal traf ich die Kraft, Abstand zu nehmen, selbst Erlebtes historisch zu sehen und in seinen Zusammenhängen darzustellen, zu ordnen, zu gestalten. [...] Daß ein Mensch so anschauen und formen konnte, was ihm geschehen war, nötigte an sich Respekt ab. Das war teuer erkauften Überlegenheit.“ [Fischer, S. 335f.]

Wie ungeheuer stark sich H. G. Adler dabei in der gesamten Darstellung selbst als Person zurückgenommen hat, wird unter anderem auch daran ersichtlich, daß er aus den Angaben im Nachwort über sich selbst als Verfasser, die schon in der ersten Fassung ziemlich knapp waren, noch Passagen wie die folgende getilgt hat: „Ich habe die Ereignisse seit 1939, namentlich aber das ‚Ghetto‘ und die anderen Konzentrationslager stets vor allem als Zuschauer erlebt, obgleich ich die ersten Monate in Terezín gleichsam betäubt war (späterhin oder in den anderen Lagern war ich stets wach). Ich hatte beständig das Empfinden, mich in einer unwirklichen Welt zu bewegen, deren Wirklichkeit ich mir aber nie durch Illusionen verbarg oder verschönerte. Meine Haltung war gekennzeichnet durch einen realistischen Grundzug bei innerem Optimismus und oft sehr starker Skepsis. Ich habe viele Irrtümer begangen und viele Fehler nicht vermieden. Aber ich wurde nie von den Verhältnissen getäuscht, nie von Illusionen mitgerissen. Ich fand Terezín stets so entsetzlich, wie ich es hier darstellte und auch durch Dokumente erhärtet habe. Ich habe mich in unverhältnismäßig härteren und schwierigeren Lagern nie nach den ‚guten Zeiten‘ zurückgesehnt oder Terezín für ‚besser‘ als eines meiner späteren Lager gehalten.“⁴⁶

Die Zeugnisse und Dokumente dienten nicht nur als Beweis, sondern sie bestimmten auch den Verlauf der Ausarbeitung, die Gestalt des Buches und das Ausmaß, in dem sich Adler seinem Thema stellen wollte, der seine eigenen Erlebnisse in Theresien-

45 Hermann Broch: H. G. Adler: Theresienstadt. In: ders.: Kommentierte Werkausgabe 9/1, hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976, S. 404f.

46 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 3.

stadt nur als „die erste Quelle“ [T, S. 703] für sein Werk erachtet: „Je mehr ich mich mit meinen Papieren beschäftigte sowie die anschwellende Lagerliteratur und anderes wichtige Schrifttum las und noch ergänzendes oder vergleichsweise wichtiges Material kennenlernte, desto mehr begriff ich, daß eine bloße Zeugenschaft für das Geschehene oder ein, sei es auch dokumentarisch vertiefter Erlebnisbericht nicht ausreichen würde, meinem Gegenstande gerecht zu werden.“ Den längsten Abschnitt seines Buches bildet der soziologische Teil, in dem sich Adler in zwölf Kapiteln ausführlich mit den Themenkreisen Verwaltung, Transport, Bevölkerung, Unterkunft, Ernährung, Arbeit und Wirtschaft, mit den Rechts- und Gesundheitsverhältnissen, der Alters- und der Jugendfürsorge, dem Verkehr mit der Umwelt sowie mit dem kulturellen Leben auseinandersetzt. „In langen Überlegungen wurde ich zum Studium eines stets weiter greifenden Problemkreises gedrängt, ich sah, inwiefern das Lager in Theresienstadt nicht mehr und auch nicht weniger war als nur ein Beispiel, allerdings ein besonders markanter und bis ins Irrwitzige grell übertriebener Sonderfall einer Gesellschaftsordnung im Zeitalter des mechanischen Materialismus, die unter dem entsetzlichen Druck übermäßigen Zwanges und doch heuchlerischer Verbergung dieses Zwanges ausgearbeitet ist.“⁴⁷

Eine Erklärung dafür, warum Adler speziell für Theresienstadt den Ausdruck „Zwangsgemeinschaft“ geprägt hat, liefert das Kapitel über die Verwaltung: „Aus den Verästelungen des Lagerbetriebes konnte sich kein Individuum lösen, so lange es hier weilte“, schreibt Adler, „es wäre denn durch den Tod. Auch wer sich an nichts, sei es gut oder böse, beteiligte, wer nur rein als Opfer erschien, war unentrinnbar leidend und, bevor er sich dessen versah, bald auch handelnd hundertmal einbezogen. Darum war das Lager eine Zwangsgemeinschaft. Noch nie, wohl auch nicht in einem strengen Konzentrationslager, war alles so vielspältig in den bodenlosen Abgrund des Zwanges eingetaucht worden wie hier [! (F. H.)].“ [T, S. 241f.]

So ergab sich für Adler als Ziel seiner Bemühungen „die Darstellung einer Zwangsgemeinschaft“, und zwar „in der erstaunlichen Breite ihres an Kompliziertheit schwerlich noch zu überbietenden Aufbaus, aber auch in der Tiefe ihrer abgründigen metaphysischen Perspektiven“.⁴⁸ In seinem Bestreben, diesen Aufbau verständlich zu machen, rekonstruierte Adler unter anderem den Gliederungsplan dieser Zwangsgemeinschaft, der fast „für eine normale Gesellschaft, für einen mächtigen Staat, doch nicht für ein Lager geschaffen“ [T, S. 223] erscheint und auf den auch Austerlitz im Roman zu sprechen kommt. In seinem Kommentar schreibt Adler: „Das ist der heillose schematische

47 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 113f.

48 HGA: Warum habe ich mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* geschrieben?, S. 114.

Querschnitt durch das ‚Paradiesghetto‘⁴⁹. Alles wurde bedacht, für alles wurde gesorgt – nur das Leben fehlte. Das Monströse und Wahnwitzige dieses Aufbaus konnte wohl nicht mehr überboten werden, da sich die Kompetenzen unentwirrbar überschneiden, da ein solcher Überbetrieb, in dem jeder Insasse und jedes Objekt so und so oft verzeichnet und eingegliedert waren, letzten Endes gar nichts mehr erfassen konnte. Es war eine Scheinordnung des Chaotischen, eine Gespensterordnung, die sich mit gewaltig klingenden Namen aufputzte, sich aber selbst nicht in Gewalt hatte; sie konnte keinen Zusammenhalt haben und wäre augenblicklich in das Nichts zerfallen, das sie in Wirklichkeit war, hätte nicht eine Mischung von aktivem Wahnsinn und passiver Besessenheit unter dem Zwange der SS alles zusammengekittet.“ [T, S. 240f.]

Sogar im Kleindruck und Zitatenformat umfaßt diese hauptsächlich schematisch angelegte Darstellung des Theresienstädter Verwaltungsapparates von 1944, die Adler seiner Analyse der „Selbstverwaltung“ voranstellt, siebzehn Seiten! Gerade durch den Einschluß solch langer Dokumente und ausführlicher Zitate sowie durch häufige Verweise auf die kommentierte weiterführende Bibliographie im Anhang, die zusammen mit einer ausführlichen tabellarischen Chronologie der Ereignisse in Theresienstadt den Abschluß seiner peniblen Dokumentation bildet, glaubte Adler, „den vorgetragenen Stoff so mit der geistigen Anschauung verbunden zu haben, daß alles zur Einheit verschmilzt“ [T, S. XIII]. Das ist prinzipiell verständlich, doch drängt sich hier auch der Gedanke auf, daß Faktenreichtum, Statistiken, Tabellen, Detailgenauigkeit etc. – noch dazu bei einem Werk dieses Umfangs und dieses Niveaus – Risiken in sich bergen, da sie Interessenten abschrecken und von der Lektüre abhalten können. Doch ließ Adler diese Gefahr insofern gar nicht aufkommen, als er mittels einiger Kunstgriffe seinen Text zu einer packenden Lektüre gestaltete. Er habe sich in seinem Buch „um Sachlichkeit bemüht“, worunter er allerdings „keine Dürre“, sondern nur „eine lebendige Schilderung“ verstehen könne.⁵⁰

Bereits im Oktober 1947, dem sowohl schwierige als auch ereignisreiche Monate vorangegangen waren (Ankunft in einem unbekanntem Exilland mit beschränkter Aufenthaltserlaubnis, neuerliche Heirat, erstes Wiedersehen mit Freunden und Bekannten nach langen Jahren, Umzug nach und Wohnungssuche in London, größtenteils glücklose Arbeitssuche, Geburt eines Kindes), konnte H. G. Adler seinen Freund Wolfgang Burghart brieflich benachrichtigen: „Über Theresienstadt bin ich daran, ein sehr

49 Der Ausdruck „Paradiesghetto“ stammt von einem SS-Kommandanten, der 1942 einmal zum „Judenältesten“ sagte: „Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es hier haben werdet. Wir machen euch aus Theresienstadt ein Paradiesghetto.“ [T, S. XLVII (Wörterverzeichnis)]

50 HGA: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Nachwort, S. 4.

ausführliches Buch (Geschichte, Soziologie, Psychologie) zu schreiben, das im Rohbau fast fertig ist.“ Hier wird nochmals ersichtlich, mit welchem wirklich enormen Tempo Adler die Arbeit an seinem umfangreichen Projekt vorangetrieben hat, der selbst im Brief gleich mögliche Befürchtungen abwehrt, er widme sich einem Buch der trockenen Gelehrsamkeit: „Es ist streng wissenschaftlich angepackt, auf Grund eines geradezu ungeheuerlichen Dokumentenschatzes, den ich gesammelt habe. Dabei ist es lesbar, lebendig, ein Kafka-Roman mit umgekehrten Vorzeichen, der Wirklichkeit nachgeschrieben.“⁵¹ Das Grundthema seines „Kafka-Romans“ scheint mit den folgenden Worten H. G. Adlers aus dem historischen Teil auf den Punkt gebracht: „ein jäher Akt bringt auf einmal eine Anzahl von Menschen unfreiwillig in diese Gemeinschaft, in die niemand einzuwandern begehrt“ [T, S. 72]. Hier ist wohl besonders eine Verbindung zu Kafkas Roman *Das Schloß* erkennbar, in dem es einem einzelnen Menschen trotz intensivster Bemühungen nicht gelingt, in eine Gemeinschaft Einlaß gewährt zu bekommen.⁵²

Adler beschäftigt sich weder mit einem Einzelschicksal, noch untersucht er sein Thema auf persönlicher Ebene, wie er auch Wolfgang Burghart gegenüber hervorhebt: „Aber es ist nicht ‚subjektiv‘ geschrieben, nicht als Bericht, nicht als Apologie, vor allem nicht privat, kein Rechenschaftsbericht über mich und meine Angehörigen und Freunde dort, über meine Tätigkeit und meine privaten Erlebnisse.“ Doch betrachtet er die Ereignisse sozusagen „von innen“, von der Warte eines Lagerinsassen. Burghart teilte er mit: „Wer sich die Mühe nehmen wird, die rund 1000 Druckseiten, die es umfassen dürfte, durchzulesen, der ist wirklich selbst im Lager gewesen.“⁵³ Um dies besser zu erreichen, führte H. G. Adler, der zwar – rein geographisch gesehen – sein Buch in London verfaßte, seine wissenschaftlichen Betrachtungen sozusagen auch aus einer „Theresienstädter Perspektive“ durch. Das kann man unter anderem am Gebrauch von „hier“ und „dort“ im Buch studieren. Es ist nicht „dort in Theresienstadt“, sondern „hier in Theresienstadt“, wie etwa in den folgenden Sätzen (und auch in anderen Zitaten): „Westerbork wurde zwar lagermäßiger geleitet als Theresienstadt, aber manches sah dort [! (F. H.)] ziviler aus als hier [! (F. H.)].“ „Während hier [! (F. H.)] die Filmkomödie [! (F. H.)] flimmerte, mußten, vom 21. August bis zum 15. September 1944,

51 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 11.

52 Tatsächlich gab es auch in Theresienstadt ein „Schloß“, und zwar trug die Magdeburger Kaserne BV diesen Beinamen. (Vgl.: „[...] in der Selbstverwaltung, die ihren Sitz in der ‚das Schloß‘ genannten Kaserne BV hatte, [...]“ [Sebald, S. 337])

Wie bereits erwähnt, hat Adler dem historischen Teil von *Theresienstadt 1941–1945* als Motto die Worte „Betrogen! Betrogen! Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.“ vorangestellt; es ist dies der Schluß von Franz Kafkas *Ein Landarzt*.

53 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 11.

auch die 60.000 Juden, die es noch im Lodscher Ghetto gab, den Weg nach Auschwitz antreten.“ [T, S. 164 u. 187] Ganz auffällig und uncharakteristisch verwendet Adler in dem schon mehrmals zitierten Brief an Unger einmal „dort“, wenn er über seine Tätigkeit als Maurer in Theresienstadt schreibt: „Ich habe verschiedene nichtige Sachen gearbeitet und war lange Zeit hindurch Maurer, und was für einer! Reste meiner Schandtaten müssen noch heute dort [! (F. H.)] sichtbar sein.“ Doch kurz darauf ist im gleichen Text zu lesen, er habe sich in Theresienstadt – „aber nur hier!“ – auch als Gedichtrezitator betätigt.⁵⁴

„So ein Buch hat noch keiner über ein Lager geschrieben“,⁵⁵ lautet Adlers eigene Einschätzung seines Werkes im Brief an Burghart, und auch Grete Fischer, die „nach einem Telefonanruf von Adler-Rudel aus dem Woburn House“ („Ich habe da einen jungen Mann mit einem Manuskript; vielleicht können Sie etwas damit anfangen.“) mit H. G. Adler und seinem Werk über Theresienstadt bekannt wurde, war später bemüht, das Besondere von Adlers Leistung in Worte zu fassen: „Es erschienen wohl Lagerberichte und Reportagen, aber man konnte sie als individuelle Äußerungen beiseite legen oder als solche mit Einschränkungen zur Kenntnis nehmen. Statistiken waren nur Unterlagen, man mußte sie nicht lesen oder ihre weiterreichende Bedeutung prüfen. Adlers Buch aber war umfassend, mit historischer Glaubwürdigkeit belastet, unleugbar wahr.“ Eine entscheidende Rolle kam bei dem gesamten Unternehmen Adlers eigentlicher Berufung zu, was auch Grete Fischer erkannte: „Diese Wahrheit traf um so härter, als hinter der Objektivität eines Richters die Ausdruckskraft eines Dichters stand.“ [Fischer, S. 334f. u. 337]

Aber es geht dabei um mehr als nur um die Formulierungen. Er verzichte bei wissenschaftlichen Werken „auf einen ihnen nicht zustehenden Rhythmus“, wie er einmal sagte,⁵⁶ sonst aber ist die literarische Gestaltung *das* Markenzeichen schlechthin der großen wissenschaftlichen Arbeiten von H. G. Adler, für den sich höchste wissenschaftliche Genauigkeit und literarischer Stil keineswegs ausschlossen: „Ich denke fast über jedes Wort nach, das in meine Lyrik eingeht. Da wird jedes Wort mir oft zum Problem. Aber auch in Prosa, namentlich bei Höhepunkten oder in kürzeren Stücken und sogar in wissenschaftlichen Arbeiten achte ich sehr genau auf die Sprachführung. Außerdem schreibe ich meine wissenschaftlichen Werke meist so, als ob es sich formal um Dichtungen

54 HGA an WU, 10.5.1950, S. 18.

55 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 11.

56 „Hingegen haben meine zwei einzigen veröffentlichten romanlangen Prosadichtungen *Panorama* und *Die Reise* auf weite Strecken hin einen strengen Rhythmus“, setzt Adler an der gleichen Stelle fort. „Das gilt auch für die meisten meiner kürzeren und kurzen Prosadichtungen.“ [I 7, S. 56]

handelte. Das Theresienstadt-Buch oder *Der verwaltete Mensch* sind unter anderem auch groß angelegte Romane“ – wenn auch mit dem einschränkenden Nachsatz – „obgleich ich sie nicht so bewertet wissen möchte.“ [I 7, S. 56]

Doch das Theresienstadt-Buch ist auch noch auf eine ganz andere Weise ein für die Literaturgeschichte bedeutsames Werk. Da er selbst keine Theateraufführungen oder „Vergnügungen“ dort besucht hatte, sagte H. G. Adler später, deswegen sei in seinem Buch über Theresienstadt „der Kulturteil [...] wahrscheinlich der schwächste Teil“ („Vieles von dem, was ich dort schreibe, stütze ich auf das, was ich von anderen gehört habe.“). [I 9, S. 178] Es erscheint nicht ganz begreiflich, warum Adler hier mit seiner Leistung so streng ins Gericht geht, schon allein deshalb nicht, da er in diesem Abschnitt keineswegs nur über Theatervorstellungen oder ähnliches schreibt. Von den anderen Aspekten des Theresienstädter Kulturlebens, auf die er in diesem Kapitel zu sprechen kommt, wollen wir besonders die künstlerisch schöpferische Tätigkeit hervorheben, mit der H. G. Adler gleich in mehrerlei Hinsicht zu tun hatte.

„War jemand vorher produktiv“, ist im Kapitel *Kulturelles Leben* zu lesen, „so wollte er jetzt nicht abdanken, sondern war gleich darauf aus, weiter zu schaffen und entweder bewußt sich auf die neue Umgebung einzustellen, oder ihr standzuhalten und vielleicht sich von ihr abzulösen, vor ihr zu verschließen, aber dennoch zu schaffen.“ Dies galt auch für Adler selbst, und wir haben seine eigene künstlerische Tätigkeit in Theresienstadt bereits an früherer Stelle genauer betrachtet. Die Möglichkeiten zur schöpferischen Gestaltung waren überraschenderweise vielfältiger Natur: „Man konnte selber Vorträge halten, Theater spielen, in einem Chor mitsingen, seine Zeichenkünste versuchen, ein genaues Tagebuch führen, philosophieren und vor allem [! (F. H.)] ‚dichten‘, wobei man sicher sein durfte, auch anerkannt und bewundert zu werden.“ [T, S. 584ff.]

H. G. Adler bezeichnet die Bevölkerung von Theresienstadt als „eine bunte Auswahl aus der großen Welt, darunter europäische Berühmtheiten, Eltern, Geschwister, Kinder und Nachkommen von Menschen mit gefeiertem Namen“: „Die bemerkenswertesten Menschen, die vorübergehend in diesem Lager gelebt haben, auch nur flüchtig zu erwähnen, würde den Rahmen dieses Buches sprengen.“ So wendet sich Adler in diesem Kapitel nicht den bekannten und berühmten Personen zu, sondern denjenigen, welchen Theresienstadt die Möglichkeit verwehrte, vielleicht bekannt oder berühmt zu werden: „Ich kann nur eine ganz kleine und notwendig subjektive Auswahl treffen, wobei ich ein Denkmal einigen jungen Künstlern setzen will, denen ich näher stand oder über die ich gut berichtet bin. Auch spreche ich über keinen, der den Krieg überlebt hat, und über niemanden, dessen Leben hier [! (F. H.)] oder im Osten zwar verloschen ist, dessen wesentliche Leistung aber vor den Jahren der Deportation sich erfüllt hat.“ [T, S. 613]

Im Bereich der Literatur hob Adler wiederholt die Leistungen dreier Autoren hervor, die in Theresienstadt „wahrscheinlich ihr Bestes schufen“ und die er als die letzten Vertreter der „Prager Schule“ verstand. Es sind dies Georg Kafka (1921–1944), ein weitläufiger Verwandter Franz Kafkas, Hans Kolben (1922–1945) sowie der auf mehreren Gebieten wirksame Peter Kien (1919–1944). „Die späten und spätesten Angehörigen der Prager Schule weisen viele Verluste auf; ihre Werke konnten sich nicht entwickeln, nur Bruchstücke ihres Nachlasses haben sich erhalten“,⁵⁷ schreibt Adler in *Die Dichtung der Prager Schule* (1976). Was er selbst in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, darauf weist Jürgen Serke hin: „Daß zahlreiche literarische Zeugnisse aus Theresienstadt, der letzten Enklave der Prager deutschen Literatur, nicht verlorengingen, verdanken wir ganz wesentlich H. G. Adler. [...] Nach dem Krieg war es [...] Adler [...], der die verstreuten Arbeiten seiner ermordeten Freunde in London sammelte.“ Für Serke ist H. G. Adler neben Max Brod in Tel Aviv „der große Bewahrer der deutschsprachigen Literatur der Tschechoslowakei“! Adler verwahrte die Manuskripte, und er veröffentlichte einige Gedichte (oder zumindest Auszüge daraus) in *Theresienstadt 1941–1945* und in *Die verheimlichte Wahrheit*.

Wenn auch der Ausdruck „durchsetzen“ in unserem Zusammenhang unpassend erscheinen muß und vielleicht eher als „an die Öffentlichkeit bringen“ verstanden werden sollte, so verdient doch der nächste Satz von Jürgen Serke besondere Beachtung: „Immer wieder stellte Adler seine Arbeiten zurück, um das Werk derjenigen, die nicht mehr für sich selbst sprechen konnten, [...] durchzusetzen.“⁵⁸ Wir wollen noch beim Themenkreis Theresienstadt verweilen und dabei festhalten, daß es sich bei diesen Werken nicht nur um „literarische Zeugnisse“ handelt. In *Die verheimlichte Wahrheit* bot sich Adler die Möglichkeit, mehrere Arbeiten der bildenden Künstler in Theresienstadt zu veröffentlichen, denen er zum Teil zuvor schon ein schriftliches Denkmal gesetzt hatte, wie etwa dem auch als Fritta bekannten Fritz Taussig (1907–1944), Otto Ungar (1897–1945) oder wiederum Peter Kien.

Schließlich sei noch ein musikalisches Werk erwähnt, das durch H. G. Adler für die Nachwelt erhalten blieb, eine Theresienstädter Oper von Viktor Ullmann (1898–1944), die später unter dem Titel *Der Kaiser von Atlantis* bekannt wurde. Nur „auf besondere Umstände“ sei es zurückzuführen, daß die Originalpartitur gerettet wurde, war anläßlich einer Aufführung des Werks an der Neuköllner Oper im Programmheft zu lesen.

57 HGA: *Die Dichtung der Prager Schule*. In: *Im Brennpunkt: ein Österreich. 14 Beiträge auf der Suche nach einer Konstante*, hrsg. v. Manfred Wagner. Wien: Europaverlag 1976 (= Beiträge zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte 1), S. 67–98, hier S. 96.

58 Serke: *Weniger geborgen als für immer versteckt*, S. 95f.

Vor seiner Deportation nach Auschwitz am 16. Oktober 1944 übergab sie Ullmann gemeinsam mit anderen Kompositionen einem Mithäftling, der sie bis Kriegsende behielt. „Nach 1945 bewahrte Ullmanns Freund H. G. Adler die Kompositionen auf und nahm in den siebziger Jahren mit Kerry Woodward Kontakt auf, der dann den *Kaiser von Atlantis* nicht nur bearbeitete, sondern auch zur Uraufführung brachte.“⁵⁹

Diese fand im Dezember 1975 in Amsterdam statt. In Theresienstadt gelangte das Werk nie zur Aufführung, es kam nur zu einer Art Generalprobe, schließlich wurde es verboten. Adler hält das provokative Thema dieser Oper, das sich der propagandistischen Verwertbarkeit radikal entzieht, für den wahrscheinlichen Grund des Unterganges von Komponist und Textdichter: „Ließ [der in Theresienstadt literarisch Schaffende] aus Torheit oder Verblendung, aus Eitelkeit oder Geltungsdrang sich zur Aufführung eines eigenen Theaterstücks verlocken, das der SS Fremden zu zeigen geeignet schien, dann schadete er den wahren Interessen der Zwangsgemeinschaft. Blieb ihm ein solcher Scheinerfolg versagt, dann geschah dies zwar nicht, doch hatte er damit auf sich aufmerksam gemacht, was ihn gefährdete. Das dürfte den Autoren der seit den letzten Jahren international gespielten Oper aus Theresienstadt *Der Kaiser von Atlantis* widerfahren sein, die vom Zeichner, Maler, Dramatiker und Lyriker Peter Kien gedichtet und von Viktor Ullmann komponiert wurde. In dieser Oper läßt Kien den Tod streiken, der dem totalitären Kaiser von Atlantis den Dienst verweigert.“

Dieses letzte Zitat stammt aus dem Text *Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil*, gegen dessen Ende H. G. Adler noch „kurz“ auf seinen „eigenen kleinen Anteil am inneren Exil“ zusammen mit zwei Proben aus den Lagergedichten zu sprechen kommt.⁶⁰ Dies kann allerdings als eine seltene Ausnahme gewertet werden, denn üblicherweise erscheinen sowohl das Persönliche als auch die eigene Leistung ausgeblendet, wie etwa in Adlers *Dichtung aus Theresienstadt* (1977), wo jeglicher Hinweis auf eigene literarische Arbeiten fehlt. Und das gilt mitunter nicht nur für die Texte aus der Lagerzeit. Es ist gewiß nicht ganz leicht, in der Sekundärliteratur über eigene Werke zu schreiben, aber auch in dem bereits erwähnten Text *Die Dichtung der Prager Schule* wird H. G. Adler als literarischer Autor nicht explizit greifbar. Nur ganz vorsichtig und eigentlich unbemerkbar gesellt er sich zu den 130 bis 140 Autoren, die er der Prager Schule zuzählt, und zwar in dem Satz: „Den Pragern gemeinsam scheint vor allem ein Hervorheben der Melancholie des Vergänglichen, wie es sich auf alles Geschaffene ebenso wie auf die eigene Lage, auf die Stadt Prag, diesen ‚schönen steinernen Leichnam‘, wie ein zeitge-

59 Text von Gunter Irmeler, zitiert nach <<http://www.chorwerkstatt-berlin.de/42vullm.htm>> (Stand vom: 1.1.2009).

60 HGA: *Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil*, S. 24 u. 26.

nössischer Dichter [! (F. H.)] sagte, und auf das ganze kaiserliche Österreich bezieht.“⁶¹ Es ist sein eigener Ausdruck, den er in *Panorama* verwendet [P, S. 258; vgl. auch S. 51 dieser Arbeit.

Ähnliches läßt sich im Theresienstadt-Buch feststellen, wo in entpersonalisierter Form folgende Tatsache mitgeteilt wird: „Man vergaß auch nicht den 60. Geburtstag Franz Kafkas; einem Gedenkvortrag wohnten seine Schwester Ottilie, Verwandte und zwei Mitschüler des Dichters bei.“ Adler erwähnt nicht, daß es sein eigener Vortrag war, den er auch an anderer Stelle als Beispiel heranzieht: „So durfte ein Vortrag nicht *Juden in der deutschen Literatur* heißen, das mußte ersetzt werden durch *Deutschschreibende Juden in der Literatur*.“ [T, S. 599 u. 589] Mögen wissenschaftliche Objektivität oder „noble Zurückhaltung“ (oder was auch immer) der Grund dafür gewesen sein, als Resultat blieb, daß Adler selbst in eigenen wichtigen Texten als literarischer Autor nicht in Erscheinung trat. Sogar bei der Theresienstädter Tagung von 1991 mußte ein Vortragender den Anwesenden erklären: „Dr. H. G. Adler, der als Verfasser von nach dem Krieg geschriebenen Büchern über Theresienstadt oft auf dieser Konferenz erwähnt wurde, war im Ghetto auch ein produktiver Dichter.“⁶²

61 HGA: Die Dichtung der Prager Schule, S. 74f.

62 David Bloch: Versteckte Bedeutungen. Symbole in der Musik von Theresienstadt. In: Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992, S. 140–149, hier S. 145.

VI.

„Und als ich es dann wirklich überlebt hatte, da empfand ich auf einmal das Gefühl einer ungeheuren Leere (mit Doppel-E), und allmählich hat sich diese Leere dann doch mit etwas gefüllt. Canetti hat von mir gesagt, ich habe wieder Hoffnung in die deutsche Literatur eingeführt.“ [I 6, S. 193]

H. G. Adler im Gespräch mit Alfred Joachim Fischer, August 1980.

1. H. G. Adler – freelance writer

Da im Nachkriegsprag „die Berufsaussichten für einen deutschsprachigen Intellektuellen nicht-kommunistischer Überzeugungen nicht eben vielversprechend waren“, schreibt Peter Demetz in der kurzen biographischen Einleitung seines Kapitels über H. G. Adler im Buch *Fette Jahre, magere Jahre* (1988), ließ sich dieser zusammen mit Bettina Gross in London nieder, wo er „als echter ‚freelancer‘ mit der Publikation seiner Bücher, Essays und Gedichte“ begann.¹ Doch was sich hier so schnell liest und so reibungslos darstellt, wollen wir einmal etwas genauer unter die Lupe nehmen: H. G. Adlers Schaffensbedingungen im englischen Exil, wobei wir uns zunächst eben mit „der Publikation seiner Bücher, Essays und Gedichte“ befassen wollen.

1947, im Anfangsjahr seines Londoner Exils, brachte es Adler auf insgesamt drei kleine Veröffentlichungen, die ersten seit der Zeit vor dem Krieg. Es waren dies *Concentration Camps to be Investigated by Social Science* in der März-Mai-Nummer von *The Wiener Library Bulletin*, dem Fachorgan derjenigen Forschungsstelle, die damals Adlers Arbeiten in London unterstützt bzw. ermöglicht hatte, sowie ein Brief in der Mai-Ausgabe und der Artikel *Restoration of a Jewish Treasure House* in der September-Oktober-Ausgabe von *The Jewish Layman* – erschienen in Cincinnati, Ohio! Darauf folgte sofort wieder eine fast endlose Unterbrechung. 1948: nichts. 1949: fast nichts. Erst zum Jahreswechsel 1949/50 gelang es Adler, in London zwei Artikel zum Thema *Music Inspired by Goethe's „Faust“* zu veröffentlichen. 1950 war die einzige Publikation H. G. Adlers ein Brief, der im September-November-Heft von *The Wiener Library Bulletin* unter dem Titel *How the Gypsies were Persecuted* abgedruckt wurde.

Die Erfolgsbilanz, die der „echte ‚freelancer‘“ nach vier Jahren im Exil ziehen kann, ist erschreckend: sechs – zumeist ziemlich kurze – Veröffentlichungen in englischer Sprache, erschienen in Periodika mit relativ geringem Wirkungskreis, zum Teil auch an geographisch entlegener Stelle, über Themen, mit denen nur eine zahlenmäßig kleine Minderheit etwas anfangen konnte. 1950 nehmen die Erschwernisse tatsächlich bedrohliche Ausmaße an; gleichzeitig muß dieses Jahr als die vielleicht wichtigste Zäsur in Adlers Laufbahn als freischaffender Schriftsteller gelten, worüber er selbst mitteilt: „Meine Frau und ich erkrankten ernstlich und gleichzeitig. Damals nach langen Beratungen mit meiner Frau und nach all den gescheiterten Ansätzen, ein würdiges Auskommen zu finden, endgültiger Entschluß, nur noch meinem inneren Gesetze, meiner Passion als schöpferischer Autor zu leben, im Vertrauen auf Gott, der mich in allen Nöten so wun-

1 Demetz: *Fette Jahre, magere Jahre*, S. 54.

derbar errettet hat, und im Glauben, daß meine Leistungen wichtig sind, den Menschen nach Erschütterung auch *Hoffnung* bringen.“

Mit Hoffnung auf Publikationsmöglichkeiten für den schöpferischen Autor war dies allerdings nicht verbunden. Erst in den vier Monaten September bis Dezember 1951 erschienen zum ersten Mal nach dem Krieg literarische Arbeiten von H. G. Adler im deutschen Sprachraum, und zwar je zwei kurze Prosastücke in der *Frankfurter Rundschau* und in *Die neue Zeitung* (München). Es waren dies *Eine flüchtige Bekanntschaft* und *Die Tänzerin Malva* sowie *Der Fremdenführer* und *Erfüllte Prophezeiung* (in den letzten beiden Fällen nicht unter den vom Autor vorgesehenen Titeln). Geknüpft wurden diese Kontakte wohl direkt bei H. G. Adlers frühestem Deutschlandaufenthalt seit 1945, über den er berichtet:

September bis November Deutschlandreise. Angebahnte Verbindungen brachten mir manche Komplimente, aber nur unerhebliche Erfolge. Schon früher habe ich verschiedentlich in London unentgeltlich vorgetragen, z. B. an der Universität 1949 über *Goethe und die Musik*, und im Rundfunk sprach ich einmal deutsch (zu Wiecherts 60. Geburtstag) und zweimal englisch (*Goethes „Faust“ in der Musik* und *Adornos Philosophie der neuen Musik*). Nun hielt ich einige Vorträge in Deutschland: *Kafka als religiöser Dichter* (Goethehaus Frankfurt), *Sprachgeist und Sprachverfall* (Hessischer Rundfunk), Themen zur Soziologie Englands (Sozialpolitisches Seminar der Universität Köln und in der Lüneburger „Brücke“). NWDR Köln bringt hie und da eine kleine Prosa als Lückenbüßer. Zwei ganz kurze Parabeln in der *Frankfurter Rundschau* werden vom Publikum abgelehnt, was Redakteur Lissner sehr bedauert. *Die neue Zeitung* bringt zwei kleine Stücke redaktionell verstümmelt.

Wenige Monate vor dieser Reise fand in London die Eröffnung der deutschen Bibliothek statt, und zwar, wie es H. G. Adler formulierte, „anlässlich einer von Lord Pakenham eingeweihten deutschen Buch- und Zeitschriftenausstellung, an deren bescheidenem Gelingen ich einen beträchtlichen Anteil habe“. In diesem Zusammenhang ist auch eine Artikelserie für *Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb* (Flensburg) zu sehen, die Adler wiederum in eine neue Richtung lenkte und in der er sich mit Themen wie *Schwierigkeiten auf dem englischen Papiermarkt*, *Deutsche Zeitschriften und Bücher in England*, *Verlagskrise und Leihbüchereien in England*, *Wie gelangt die englische Presse an den Leser?*, *Die Lage auf dem Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt in England* oder eben *Die deutsche Bibliothek in London* auseinandersetzte. Für *The Wiener Library Bulletin* rezensierte er zwei Mal *New German School Books*. Im nächsten Jahr folgten zwei weitere „Brotverdienstaufsätze“ (H. G. Adler) für *Der neue Vertrieb*, und der Stuttgarter *Merkur* bringt von H. G. Adler einen Beitrag über

Leo Baeck. *Der Mensch und sein Werk* sowie den längeren Prosatext *Aufzeichnung einer Displaced Person*, zu dem sein Autor anmerkt: „Erster würdiger Abdruck einer Geschichte [...]“.“²

1953 stagniert der bescheidene Publikationsfluß neuerlich. Ein längerer Text mit dem Titel *Die Freiheit des Judentums* erscheint in zwei Folgen in *Die Pforte* (Stuttgart). Darüber hinaus gibt es von H. G. Adler in diesem Jahr nur noch eine einzige weitere Druckveröffentlichung, der aber in unserem Kontext größte Bedeutung beizumessen ist. Im Oktober 1953 weist Adler in *Hochland* (München) mit *Franz B. Steiner* auf den wegen eines Herzleidens am 27. November 1952 im Alter von gerade 43 Jahren verstorbenen Franz Baermann Steiner hin, und im darauffolgenden Jahr legt er – begleitet von weiteren kleineren Arbeiten – unter dem Titel *Unruhe ohne Uhr* als dritte Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt ausgewählte und mit einem Nachwort versehene Gedichte aus Steiners Nachlaß vor – noch ehe es ihm gelungen ist, für ein einziges seiner eigenen nach dem Krieg geschriebenen Bücher einen Verleger zu finden! Bei einem ohnehin sehr limitierten Einfluß- und Wirkungsbereich kam jetzt für H. G. Adler noch die Zusatzbelastung als Steiners Nachlaßverwalter und Herausgeber seiner Schriften dazu.³

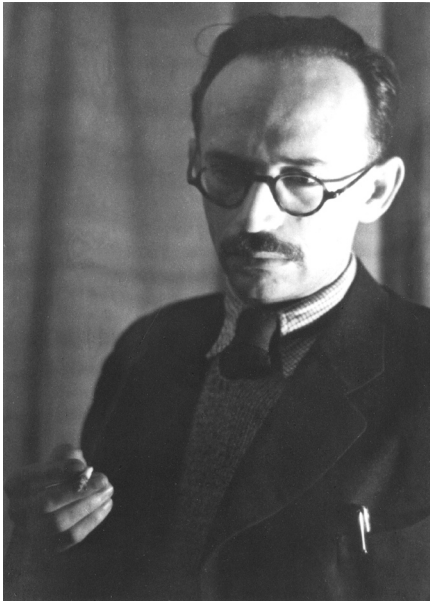
2. Franz Baermann Steiner

„Zwei Jahre nach Steiners Tod veröffentlichte H. G. Adler als Nachlaßverwalter einen ersten Auswahlband mit 80 Gedichten unter dem Titel *Unruhe ohne Uhr* bei Lambert Schneider“, ist in der Dissertation von Nicolas Ziegler mit dem Titel *Eroberungen. Das Hauptwerk der Dichtung von Franz Baermann Steiner* (2000) zu lesen, der diese erste größere editorische Leistung Adlers aus dem Steiner-Nachlaß mit folgenden Worten würdigt: „Diese Ausgabe besticht sowohl in der Auswahl der Gedichte als auch durch einen ausführlichen Anhang, der nachgelassene Kommentare Steiners und komplementäre Anmerkungen H. G. Adlers gelungen verbindet.“ Allerdings war dem Buch trotz dieser Bemühungen kein großer Erfolg beschieden: „Das Ziel, Steiner einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen, wurde aber nicht erreicht.“ [Ziegler, S. 22f.]

Der Nachlaßverwalter und Herausgeber ließ sich davon jedoch prinzipiell nicht entmutigen und legte auch noch die *Eroberungen* vor, einen zweiten Gedichtband „des

2 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 2.

3 Vgl dazu auch Jeremy Adler: *Special Bibliography: the Writings of Franz Baermann Steiner* (1909–1952). In: *Comparative Criticism* 16. Cambridge University Press 1994, S. 281–292.



Franz Baermann Steiner (um 1945)
Aufnahme von: unbekannt; Deutsches
Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum,
Marbach am Neckar

größten Lyrikers deutscher Sprache während des fünften Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts“⁴, wie er Steiner im Nachwort dazu bezeichnete. „Zehn Jahre nach diesem Versuch [= *Unruhe ohne Uhr*] veröffentlichte Adler im selben Verlag mit dem komplexen lyrischen Zyklus *Eroberungen* das zentrale Werk von Franz Baermann Steiner. Bei dieser Publikation unternimmt der Herausgeber alles philologisch Mögliche, um einen Erfolg sicherzustellen. Die Veröffentlichung nimmt durch ihren äußerst fundierten und umfangreichen Kommentar den Rang einer kritischen Ausgabe ein. Zusammen mit einem Nachwort, das Steiners literaturgeschichtliche Bedeutung klar umreißt, entstand eine sehr anspruchsvolle und ansprechende Ausgabe“, schreibt Ziegler, der aber trotz dieser Anstrengungen auch in diesem Fall erkennen mußte: „Die Resonanz in der Öffentlichkeit blieb gering“, und erst „Ende der achtziger Jahre

kam es zu einem Umschwung in der Steiner-Rezeption“ [Ziegler, S. 23].

Mit einer einzigen Ausnahme: 1970 legte Alfons Fleischli mit seiner Dissertation *Franz Baermann Steiner. Leben und Werk*, deren Entstehen ebenfalls von H. G. Adler durch „enge Zusammenarbeit“ [Ziegler, S. 91] tatkräftig gefördert wurde, die erste große akademische Arbeit über Steiner vor. Aber noch 1987 mußte Fleischli über Steiner festhalten: „Ein großer Lyriker und Aphoristiker bleibt weiterhin zu entdecken“ – wofür freilich an der gleichen Stelle die Schuld nicht bei Adler gesucht wird: „Es ist alles andere als selbstverständlich, wie H. G. Adler [...] das einmal als literarisch bedeutend Erkannnte in – man darf schon sagen – selbstloser Arbeit einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewußtsein zu bringen bemüht ist. [...] Was H. G. Adler mit der Herausgabe der beiden Bände *Unruhe ohne Uhr* (1954) und *Eroberungen* (1964) geleistet hat, läßt sich vielleicht

4 HGA: Nachwort: In: Franz Baermann Steiner: *Eroberungen. Ein lyrischer Zyklus*, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1964 (= 33. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt), S. 136–148, hier S. 138.

dann erst richtig ermessen, wenn man bedenkt, daß er sich gerade in diesen Jahren mit seinem eigenen literarischen Schaffen in einer intensiven schöpferischen Phase befand und daß das eigene Bemühen, gehört zu werden und Anerkennung zu finden, meist auf taube Ohren stieß. Bewundernswert, was H. G. Adler da trotz widriger Umstände für seinen Freund geleistet hat!“⁵

Die Mißachtung des Lyrikers Franz Baermann Steiner über Jahre und Jahrzehnte ist ein bedauerliches Faktum und wird dies immer bleiben. Aber durch diese von Adler besorgten Ausgaben war die Beschäftigung mit Steiners Gedichten, auch wenn sie noch so spät eingesetzt hat, grundsätzlich überhaupt erst einmal möglich gemacht. Selbst noch für Zieglers Doktorarbeit aus dem Jahr 2000 bildeten diese beiden von Adler herausgegebenen Bücher die einzige allgemein verfügbare Textgrundlage.

Franz Steiner hatte 1928 nach der Reifeprüfung „sein Studium der Linguistik semitischer Sprachen“ an der Prager Deutschen Universität aufgenommen. „Gleichzeitig hörte er verschiedene andere Fächer, besonders Ethnologie, und besuchte zusammen mit H. G. Adler gelegentlich Treffen eines Mystikerkreises um den bekannten tschechischen Photographen František Drtikol.“⁶ [Ziegler, S. 14] Im Sommer 1930 verließ Steiner zum ersten Mal für längere Zeit Prag und verbrachte zu Studienzwecken ein Jahr an der Hebräischen Universität in Jerusalem. 1935 promovierte er in Prag mit *Studien zur arabischen Wurzelgeschichte*.

Seine ethnologische Ausbildung setzte Steiner in den darauffolgenden Jahren sowohl in Wien, wo er 1937 auf Vermittlung H. G. Adlers Elias Canetti kennenlernte, als auch in England fort, wo er an der London School of Economics Gasthörer bei Professor Bronislaw Malinowski (1884–1942) wurde. 1937 kam Steiner noch einmal für längere Zeit nach Prag. Als er sich Anfang 1938 von dort verabschiedete, um in England weiterzustudieren, konnte er wohl nicht ahnen, daß er wegen der politischen Entwicklung nie mehr zurückkehren und weder Prag noch seine Familie jemals wiedersehen würde.⁷ Steiners Englandsaufenthalt wurde somit automatisch zu einem englischen Exil, wobei sich seine weiteren Tätigkeiten geographisch bald in Richtung Oxford verlagerten. Dort wurde er durch Vermittlung des Altphilologen Christopher Cookson (1861–1948), der Steiner auch finanziell unterstützte und bei sich wohnen ließ, am Magdalen College

5 Alfons Fleischli: H. G. Adler als Herausgeber und Förderer von Franz Baermann Steiner. In: Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987, S. 132–135, hier S. 135.

6 „In den ersten Jahren nach Palästina bewegte sich Franz im Kreise des Tschechen Franz Drtikol [...]“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 27; vgl. auch S. 35]

7 „[...] zuletzt war Franz im Winter 1937/38 in Prag, das er seit etwa dem 20. Januar 1938 nie mehr wieder sah [...]“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 26]

aufgenommen, wo er die Arbeit an seiner zweiten Dissertation *A Comparative Study of the Forms of Slavery* begann.

In England kam es zur neuerlichen Kontaktaufnahme mit Canetti, der Zusammenkünfte während dieser Zeit an einem Treffpunkt, an dem Steiner „nie schlecht gelaunt war“, später in schriftlicher Form festgehalten hat: „Wenn er von Oxford nach London kam, trafen wir uns während mehrerer Jahre, noch im Krieg, im Student Movement House in der Gower Street. Das war ein Ort, wo Studenten jeglicher Herkunft sich trafen, aus Afrika und Indien, aber auch aus den weißen Dominions. Da kamen Emigranten aus allen Ländern Europas hin und Araber, Chinesen, Malaien. [...] Es war die freieste, vorurteilsloseste Atmosphäre, die ich je gekannt habe. [...] Steiner, der schon einige Jahre vor mir nach England gekommen war, hatte mich in diesen Klub eingeführt. Für ihn als Anthropologen war es ein Paradies, und es war das schönste Geschenk, das er mir machen konnte, daß er diesen Ort für unsere Gespräche wählte.“ [A 1992–1993, S. 22 u. 24; PB, S. 132ff.] Die Verbindung zu Canetti erhielt sich über die Jahre bis zu Steiners Tod. Er starb, just als sich sowohl im beruflichen als auch im privaten Bereich die Dinge für ihn zum Besseren zu entwickeln schienen. In den letzten Lebensjahren hatte er ein Doktorat an der Universität Oxford erworben, wodurch er seine Lehrtätigkeit als „lecturer“ am Institute of Social Anthropology aufnehmen konnte, und die englische Staatsbürgerschaft erlangt. Seit 1951 war er mit Iris Murdoch⁸ (1919–1999) verbunden, der später überaus berühmten englischen Schriftstellerin, als deren eigentlicher literarischer Entdecker nach Canettis Auffassung Steiner gelten müsse.

Steiners Leben war gleich in mehrerlei Hinsicht von Katastrophen überschattet. Im familiären Bereich waren es der frühe Tod der Schwester und der Untergang der Eltern, vor dem er sie nicht bewahren konnte.⁹ Sein eigenes baldiges Ende wurde durch seinen äußerst schlechten Gesundheitszustand herbeigeführt, an dem er seit den Jahren nach dem Krieg gelitten hatte und den er durch seinen zügellosen Lebenswandel, der in so ziemlich allen relevanten Quellen beschrieben wird (starkes Rauchen und Alkoholkon-

8 „Sie ist die wertvollste und wohl auch bedeutsamste Frau, die ihm je nahe gekommen ist.“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 61]

9 „Dem Leben dieser prächtigen und mutigen Menschen hat [...] Hitler im Oktober 1942 bei einem Massaker in der Gegend von Minsk ein trauriges Ende gesetzt; damals war Heinrich Steiner etwa 73, Frau Marta etwa 57 Jahre alt. Den Verlust der Eltern hat Franz nie überwunden. Im Juni 1913 wurde Franz eine Schwester, Suse, geboren, an der er zärtlich hing. [...] Am 22. November 1932 ist Suse, nur 19 Jahre alt, einer Streptokokkeninfektion nach wenigen Krankheitstagen erlegen.“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 6] „Im Oktober 1942 fielen die beiden Eltern einem Massaker der Nazis in Treblinka zum Opfer, nachdem sie im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert worden waren.“ [Quelle: Brief von HGA an Franz Baermann Steiner, 24.6.1945] [Fleischli, S. 9]

sum), selbst noch verschlimmert hat.¹⁰ Im englischen Exil war Steiner zwar vor den Kriegsereignissen in Sicherheit, doch konnte er bis zum Lebensende seinem Aufenthaltsland nichts abgewinnen, wo er sich fehl am Platz, einsam und isoliert fühlte. Über eine von zwei Sommerreisen nach Spanien, die ihm in seinen letzten beiden Lebensjahren noch vergönnt waren, schreibt Steiner: „Ich habe mich in den 10 Wochen mit mehr Spaniern angefreundet als mit Engländern in diesen 14 Jahren.“¹¹ [Fleischli, S. 36]

Seiner Karriere als Wissenschaftler wurde Steiners Angewohnheit zum Verhängnis, auf Studienreisen stets *alles*, was er für seine zweite Dissertation gesammelt und erarbeitet hatte, in einem Koffer mit sich zu führen! Diese Arbeit „stand Anfang des Jahres 1942 kurz vor ihrer Vollendung und versprach laut Professor Radcliffe-Brown¹² ein durchschlagender Erfolg zu werden“: „Doch dann ging im April das Manuskript zusammen mit allem Hintergrundmaterial auf einer Zugfahrt von Oxford nach London verloren; die Arbeit von vier Jahren war vergebens.“ [Ziegler, S. 18] Wiederholt wird in der Sekundärliteratur die verheerende Wirkung beschrieben, die dieser Verlust auf Steiner hatte. Als erster hielt H. G. Adler in einem langen und mittlerweile als Buch veröffentlichten Brief an Chaim Rabin vom März 1953 fest: „Die Einbuße hat Franz gebrochen und auf lange Zeit hinaus für weitere Forschungen fast gelähmt.“¹³ Tatsächlich brauchte Steiner bis 1949, um seine Doktorarbeit zu rekonstruieren.

Steiners Karriere als Dichter wurde zum Verhängnis, daß der Münchner Weismann-Verlag scheiterte, was Nicolas Ziegler in seiner Dissertation erstmals im Detail untersucht hat, der wir uns nun hier genauer zuwenden wollen. Nicolas Zieglers *Eroberungen. Das Hauptwerk der Dichtung von Franz Baermann Steiner* ist nicht „nur“ eine Interpretation des genannten Gedichtzyklus, wie es vielleicht der Titel auf den ersten Blick vermuten ließe, sondern geht tatsächlich weit darüber hinaus und bringt auf Grund von umfassenden Studien an Steiners Nachlaß sehr viele neue und interessante Ergebnisse, da der Verfasser erstmalig bedeutende Dokumente ausgewertet hat. Ziegler hat eine hochkarätige Arbeit vorgelegt, die auch für die H.-G.-Adler-Forschung als überaus wichtig gelten muß, was ich im folgenden Abschnitt zeigen möchte, wobei ich das Hauptaugenmerk auf ausgewählte Aspekte der von Ziegler unternommenen Analyse der Korrespondenz zwischen Steiner und Rudolf Hartung, damals Lektor beim Weismann-

10 „Franz war bestimmt während des Krieges und auch noch nachher unterernährt, was in Verbindung mit Aufregungen und einer gewiß nicht vernünftig zu nennenden Lebensweise seine natürliche Nervosität steigerte und seine Gesundheit untergrub.“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 44]

11 Franz Baermann Steiner an Rudolf Hartung, 4.11.1951.

12 A. R. Radcliffe-Brown (1881–1955), wissenschaftlicher „supervisor“ der Dissertation.

13 HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 36.

Verlag, richte, denn es war beabsichtigt, in diesem Verlag unter dem Titel *In Babylons Nischen. Gedichte 1930–1946* eine erste Auslese aus Steiners Lyrikproduktion herauszubringen. Diese Veröffentlichung war ursprünglich für 1948 anvisiert, zögerte sich wegen finanzieller Schwierigkeiten des Verlages aber etappenweise immer weiter hinaus und kam schließlich nie zustande. Am 26.7.1950 erklärte Willi Weismann in einem Brief an Steiner das Buchprojekt für gescheitert. Im August 1950 schrieb Steiner an H. G. Adler den in der einschlägigen Sekundärliteratur gern zitierten Satz: „Ich gebe also die Literatur ganz, ganz bestimmt auf.“¹⁴

Aber in Wirklichkeit, so vermerkte Adler einige Jahre später über Steiner, sei es „keine Metapher, wenn man sagt, daß erst der Tod dem Dichter den Schreibstift aus der Hand genommen hat“¹⁵: „Sein Gedicht *Über de[m] Tod* hat er noch am Tage vor seinem Hinscheiden umgestaltet.“¹⁶ Auf dramatische Weise wird aus Steiners allerletzter Tagebucheintragung vom 18. November 1952 deutlich, daß ihn die Dichtung bis zum Schluß nicht losließ, daß er sich bis zum Schluß mit seinen Gedichten befaßte und daß er ebenso bis zum Schluß seinen Mißerfolg als Dichter nicht verwinden konnte. In der letzten Tagebucheintragung seines Lebens ist zu lesen: „Was habe ich erreicht? Meine Gedichte sind unveröffentlicht, alles war vergebens.“¹⁷

Steiners Korrespondenz mit Hartung und dem Weismann-Verlag muß zusätzlich auf jeden Fall auch noch vor folgendem Hintergrund betrachtet werden: Nach dem Krieg gehörte Steiner in England einem Kreis von deutschsprachigen Exildichtern an, der lange Zeit der Öffentlichkeit weitestgehend unbekannt war und der erst seit Anfang der neunziger Jahre in einigen Arbeiten genauer dokumentiert ist.¹⁸ Zu dieser Gruppierung

14 Fleischli, S. 33. Vgl. auch Serke, S. 311; MM 84, S. 104; Ziegler, S. 20.

15 HGA: Nachwort: In: Franz Baermann Steiner: *Unruhe ohne Uhr. Ausgewählte Gedichte aus dem Nachlaß*, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1954 (= 3. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt), S. 107–111, hier S. 109.

16 HGA: *Über Franz Baermann Steiner*, S. 52.

17 Franz Baermann Steiner, zitiert nach Conradi, S. 427.

18 Vgl. dazu bes. Volker Kaukoreit: *Vom Exil bis zum Protest gegen den Krieg in Vietnam. Frühe Stationen des Lyrikers Erich Fried. Werk und Biographie 1938–1966*. Darmstadt: Häusser 1991; Jeremy Adler: Erich Fried, F. B. Steiner and an Unknown Group of Exile Poets in London. In: *Zwischenwelt 4. Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien*, hrsg. v. Siglinde Bolbecher u. a. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995, S. 163–184; Steven W. Lawrie: Erich Fried. *A Writer without a Country*. New York u. a.: Peter Lang 1996 (= *Austrian Culture* 24); „Ortlose Botschaft“. Der Freundeskreis H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner im englischen Exil, bearbeitet von Marcel Atze, mit Beiträgen von Jeremy Adler und Gerhard Hirschfeld, in Zusammenarbeit mit der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart, hrsg. v. Ulrich Ott 1998 (= *Marbacher Magazin* 84); Nicolas Ziegler: *Eroberungen. Das Hauptwerk der Dichtung von Franz Baermann Steiner*. London: phil. Diss. [masch.] 2000.

werden ab 1947 außer Steiner selbst – in alphabetischer Reihenfolge – H. G. Adler, Hans Werner Cohn, Hans Eichner, Erich Fried und Georg Rapp gezählt. Über die Dauer des Bestehens dieser Gruppe gibt es in der Sekundärliteratur unterschiedliche Ansichten, aber spätestens als Eichner im Jahre 1950 nach Kanada emigrierte, hatte sie aufgehört, in der hier genannten Form zu existieren. Georg Rapp dürfte ungefähr zum gleichen Zeitpunkt seine Zielsetzungen radikal umgestellt haben, wie Jeremy Adler trocken bemerkt: „Later, Rapp only wrote sporadically, and around 1950 suddenly left the scene, promising to return when he had made his first million. He kept his word.“¹⁹

Diese Gruppe hatte keinen Namen und kein Programm, sie war lose organisiert und wird trotz offensichtlicher Verbindungen wie der gemeinsamen Sprache und der gemeinsamen jüdischen Herkunft als sehr heterogen beschrieben. Allein die Altersunterschiede waren in einigen Fällen beträchtlich: Eichner, Fried und Rapp waren alle Jahrgang 1921, Cohn (Jahrgang 1916) nahm altersmäßig eine Art Mittelstellung zwischen den jüngeren und den um mehr als ein Jahrzehnt älteren Teilnehmern Steiner und Adler ein. Fried wirkte als „Organisator“ und Steiner „in redaktionellen Tätigkeiten“ [Ziegler, S. 32], womit auch schon die beiden Hauptakteure namentlich genannt wären.

In unserem Kontext sind folgende Aspekte vorrangig von Bedeutung: Erstens war H. G. Adler in diesem Autorenzirkel zum Zeitpunkt seines Bestehens zwar mit der größten Wahrscheinlichkeit das produktivste Mitglied, aber dennoch darin ganz offenkundig keine Zentralfigur, wie es bereits der Titel des Beitrages *Erich Fried, F. B. Steiner and an Unknown Group of Exile Poets in London* von Jeremy Adler deutlich macht. Und zweitens wurde das erklärte Hauptziel des Zusammenschlusses, nämlich die literarischen Werke der Beteiligten im deutschsprachigen Raum bekannt zu machen, bei weitem verfehlt. Tatsächlich konnten in puncto Öffentlichwirksamkeit nur allerbescheidenste Erfolge verbucht werden. Nach Nicolas Zieglers Angaben rückte Steiner „schon im Sommer 1949 desillusioniert von dem Dichterkreis“ ab: „Steiner hatte die Gruppe nicht ins Leben gerufen, nahm aber bereits durch seine redaktionelle Tätigkeit eine entscheidende Rolle ein [...]. Doch gerade in seiner redaktionellen Funktion ist Steiner schwer von der Gruppe enttäuscht und distanziert sich gegenüber Hartung deutlich von ihr.“ [Ziegler, S. 57]

Die Korrespondenz zwischen Steiner und Hartung entfaltete sich im Frühjahr 1948, dauerte auch noch über die Absage, ja sogar noch über den wirtschaftlichen Ruin des Verlages hinaus an und kam erst durch Steiners zweite Spanienreise im Sommer 1952

19 Jeremy Adler: Erich Fried, F. B. Steiner and an Unknown Group of Exile Poets in London. In: Zwischenwelt 4. Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien, hrsg. v. Siglinde Bolbecher u. a. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995, S. 163–184, hier S. 178.

zu ihrem Ende, vor der er sich in seinen Briefen an Hartung ausmalte, wie schön es wäre, ihn in Spanien zu treffen: „Sie umfaßt über zweihundert Schreiben, die beinahe geschlossen im Nachlaß des Dichters erhalten sind, da Steiner die Angewohnheit hatte, Durchschläge seiner Briefe an Hartung anzufertigen.“ [Ziegler, S. 40] Diese Tatsache allein zeigt wohl ganz klar und deutlich, wie wichtig Steiner dieser briefliche Austausch war, in dessen Verlauf sich eine Verbindung zwischen den beiden Briefpartnern entwickelte, die Marcel Atze als eine „herzliche Freundschaft“ [MM 84, S. 100] bezeichnet. Nicolas Ziegler verwendet in diesem Zusammenhang ebenfalls den Ausdruck „Freundschaft“, beurteilt diese aber – sowie generell das Verhalten des Weismann-Verlages in dieser Angelegenheit – durchwegs weitaus kritischer. Da Steiner nach seiner Rückkehr aus Spanien nur noch wenige Wochen zu leben hatte und es nie zu einem persönlichen Zusammentreffen zwischen ihm und Hartung gekommen ist, bestand die Verbindung nur durch die vorliegende Korrespondenz, deren besonderen Stellenwert Ziegler mit folgenden Worten umreißt: „Der Briefwechsel ist nicht nur Dokument, sondern das einzige Medium einer Freundschaft, in dem sich eine Dichterkarriere spiegelt, die angesichts der Unwägbarkeiten eines im Umbruch begriffenen Deutschland und Europa unerfüllt bleiben mußte. [...] Steiners editorische Probleme mit dem Weismann-Verlag sind ein trauriges Beispiel für die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung avantgardistischer Kunst auf der kulturellen Tabula rasa des besetzten und im Wiederaufbau begriffenen Deutschland. Unter diesem Aspekt kommt dem Briefwechsel Steiners mit seinem Freund und Verlagslektor Rudolf Hartung eine exemplarische kulturhistorische Relevanz zu. Die Korrespondenz ist ein Psychogramm des Scheiterns eines editorischen Projektes, eines dichterischen Lebensraumes und einer Freundschaft.“ [Ziegler, S. 34 u. 62]

Eine Besonderheit an Nicolas Zieglers Auswertung der Steiner-Hartung-Korrespondenz besteht auch darin, daß er diese nicht nur streng im Rahmen einer Dissertation aus dem Fachbereich Germanistik unternommen hat, sondern daß er darüber hinaus wohlfundierte Kenntnisse aus der Wirtschaft einfließen ließ und die ständigen Vertröstungen und Verzögerungen des Weismann-Verlages, der mit Steiner ja immerhin einmal einen Vertrag abgeschlossen hatte, aus juristischer Sicht betrachtete.

Am 1.9.1950 bringt Steiner selbst in einem Brief an Ilse Aichinger die ganze Problematik auf den Punkt: „Meine Gedichte hatten ein trauriges Schicksal. Mein Verleger Willi Weismann, München, hat mich nun zweieinhalb Jahre an der Nase herumgezogen.“ [Ziegler, S. 74] Dabei schien ursprünglich über der ganzen Angelegenheit ein guter Stern zu wachen. Der anfängliche Kontakt zwischen Steiner und dem Weismann-Verlag wurde gleich von verschiedenen Seiten hergestellt. Einmal durch Elias Canetti, dessen *Blendung* 1948 bei Weismann neu aufgelegt wurde und der in einem Brief vom

23.2.1948 den Verlag auf Steiner aufmerksam machte. Dann ungefähr zur gleichen Zeit durch den Marburger Literaturprofessor Werner Milch, „der Steiner im englischen Exil kennengelernt hatte“ [MM 84, S. 99]. Und nicht zuletzt auch durch den „Organisator“ der Dichterguppe, wie aus einem Schreiben von Hartung an Steiner hervorgeht, das vom 5.3.1948 datiert: „[...] von verschiedenen Seiten [wurde ich] auf Sie und Ihre Arbeiten hingewiesen: einmal durch den Ihnen bekannten Erich Fried, der zahlreich Gedichte an unsere Zeitung²⁰ einsandte, und dieser Tage durch Herrn Dr. Elias Canetti [...].“ [Ziegler, S. 35] Und Hartung zeigte sich von Steiners Gedichten äußerst angetan.

Die Korrespondenz zwischen den beiden Briefpartnern kam zunächst einmal auf rein geschäftlicher Ebene zustande. Für unsere Belange ist dieser Gesichtspunkt im engeren Sinn eigentlich nicht von großer Bedeutung. Wichtig ist, daß schlußendlich alles „nur“ am Geld scheiterte und daß Steiner für sich diesen Bereich offensichtlich ausklammerte, wie Ziegler festhält: „Die geschäftliche Seite der Verbindung zum Weismann-Verlag war ihm weitgehendst gleichgültig, und er ahnte nicht, daß eben dieser Aspekt der Verbindung seiner Gedichtausgabe zum Verhängnis werden sollte.“ [Ziegler, S. 64]

Doch darüber hinaus entspinnt sich ein „poetologisches Gespräch“ (Rudolf Hartung), das auch für die von uns hier angestellten Betrachtungen als höchst interessant zu gelten hat. Dieses verselbständigt sich im Lauf der Zeit immer mehr und rückt sukzessive in den Vordergrund, so daß über die Verhältnisse im Mai 1950, also zu einem Zeitpunkt, als die „Gruppe“ – sofern sie überhaupt noch in irgendeiner Form bestand – zumindest schon alle möglichen Auflösungs- und Zerfallserscheinungen zeigte, die bemerkenswerte Diagnose erstellt werden kann: „Das poetologische Gespräch hat eine Eigendynamik erfahren, welche die Gesprächspartner die vordringlichen Fragen vergessen läßt.“ [Ziegler, S. 72] Zieglers Ausführungen zufolge dürfte dieses „Gespräch“ von Hartung ganz gerne auch dazu verwendet worden sein, um Steiner sozusagen „Sand in die Augen zu streuen“ und von den konkreten Problemen des Verlages abzulenken. Aber auch das braucht uns hier letztlich nicht zu beschäftigen.

Doch dann ist da noch etwas. Am 25. Oktober 1951 nimmt Hartung nach einer halbjährigen Pause den brieflichen Kontakt zu Steiner wieder auf. „Er berichtet von einigen Treffen mit H. G. Adler in Deutschland, die das Verhältnis zwischen ihnen nachhaltig verstimmte“, schreibt Ziegler. Und Steiners Antwort, in der er „Hartungs Kritik an Adlers ‚Überheblichkeit‘“ zustimmt, ließ nur bis zum 4. November auf sich warten: „Was Sie über Adler schreiben, verstehe ich ganz. Es geht uns allen so, und für mich ist es sehr traurig, weil ich ihn sehr gern habe.“ Zieglers Kommentar dazu lautet: „In solchen Be-

20 Gemeint ist die *Literarische Revue*, eine Kulturzeitschrift des Weismann-Verlages, in der 1948 und 1949 tatsächlich einige von Steiners Gedichten (und Aphorismen) erschienen.

merkungen zeigt sich, wie sicher sich Steiner in fragwürdiger Untreue gegenüber seinem alten Jugendgefährten Adler der Freundschaft Hartungs noch immer war.“ [Ziegler, S. 76f.]

Weder soll hier Steiner die Schuld an sämtlichen von Adlers literarischen Mißerfolgen zugeschrieben noch sollen Hartungs Einfluß und Bedeutung überbewertet werden. Aber was da geschehen ist, das ist genau genommen völlig unfaisbar! Die erwähnten Zusammentreffen zwischen Hartung und Adler können nur bei Adlers allererster Deutschlandreise nach dem Krieg stattgefunden haben, in deren Vorfeld der Briefwechsel mit Steiner bereits für negatives Aufsehen sorgte. Schon allein aus dem Plural „solche Bemerkungen“ ist unschwer zu erkennen, daß es sich dabei nicht um einen einmaligen „slip of the pen“ handelte. Tatsächlich läßt sich zum einen diese reichlich unschöne Angelegenheit in den Briefen weit zurückverfolgen, und zum anderen läßt sich aus Steiners Bemerkungen wohl auch ganz eindeutig eine allgemeine Atmosphäre herauslesen. Man fragt sich: Wer sind „wir alle“? Und man muß sich wohl auch fragen: Was ist da sonst noch passiert?

Über einen Brief vom 8. Dezember 1948 – Adler hatte ziemlich genau drei Wochen davor die erste vollständige Version von *Panorama* fertiggestellt – schreibt Ziegler: „Hartung flüchtet im poetologischen Gespräch in eine überscharfe Tonlage, wenn er über das erste Bild aus Adlers Roman *Panorama* negativ reflektiert. Von den geschäftlichen Problemen ablenkend, setzt Hartung auf ein freundschaftliches Vertrauen, das an manchen Stellen geradezu konspirativ anmutet: ‚ich bitte Sie, mit Adler noch nicht darüber zu sprechen‘.“ [Ziegler, S. 65]

Nach der Feststellung, daß es „fraglos in den vierziger und Anfang der fünfziger Jahre sehr schwierig [war], deutschsprachige Lyrik von England aus zu publizieren“, greift Ziegler einen Ausdruck von Hartung auf und schreibt mit britischem Understatement: „Steiner hatte zudem kaum einen Charakter mit ‚Managerqualitäten‘, die ihm geholfen hätten, sich stärker für sein Werk einzusetzen.“ [Ziegler, S. 22] Erstaunlicherweise überließ man ihm aber in seiner redaktionellen Funktion innerhalb der „Dichterguppe“ – aus Bewunderung für Steiners Lyrik?²¹ – genau so eine Art Managertätigkeit! Anstatt als Sprachrohr zu wirken und ein gemeinsames Anliegen mit *einer* Stimme vorzutragen, für Manuskripte zu werben, die ihm offensichtlich genau aus diesem Grund anvertraut wurden, und sich für sie einzusetzen, machte Steiner alles nur schlimmer, was – wie es aussieht – 1949 auch ein Herzanfall und ein daraus resultierender langer Kranken-

21 „I don't think there were any poetic links between us, except that we all greatly admired Steiner.“ Hans Eichner im Januar 1989 brieflich an Jeremy Adler, zitiert nach Jeremy Adler: Erich Fried, F. B. Steiner and an Unknown Group of Exile Poets in London, S. 166.

hausaufenthalt nicht stoppen konnten: „Als sich Steiners Gesundheitszustand nach fünf Monaten gebessert hat, wird die Korrespondenz im Jahre 1950 wieder intensiver. [...] Die Krise war nicht eigentlich reinigend, denn das Primat der Korrespondenz war nach wie vor die Rhetorik und nicht die Tat. Mehr und mehr stacheln sich die Briefpartner gegenseitig gegen Dichterfreunde auf, während das gemeinsame Editionsprojekt stagniert. [...] In diesem Kontext ist irrelevant, ob Steiners Kritik greift, vielmehr offenbart sich ein realitätsverzerrender Hochmut und eine Gönnerhaftigkeit, die sich im ‚Mitleid‘ für Canetti oder [...] in der ‚Sorge‘ um seinen engsten Freund H. G. Adler artikuliert.“ [Ziegler, S. 68f.]

Adler, der später mit dem Nachlaß Steiners auch dessen gesamte Hartung-Korrespondenz erbt,²² hatte zur damaligen Zeit von diesen Vorgängen höchstwahrscheinlich überhaupt keine Ahnung, es erweckt sogar den Eindruck, als hätte er das Ende der Gruppe – bezeichnenderweise setzt Adler sogar diesen höchst undifferenzierten Ausdruck unter Anführungszeichen – bedauert. Am Neujahrstag 1950 richtete Adler an Steiner „mit ein wenig Bitternis“ die folgenden Worte: „die ‚Gruppe‘ ist ja zerfallen“. [MM 84, S. 98] Wenig später, am 30.1.1950, wendet sich der „Redakteur“ dieser Gruppe, deren Absicht es gewesen sein soll, für ihre Mitglieder Publikationsmöglichkeiten in Deutschland zu finden, brieflich an Hartung: „Adler ist mit seinen lit. Arbeiten auf keinen grünen Zweig gekommen. Jetzt leidet er Not, und ich mache mir seinetwegen und wegen seiner Familie Sorgen. Auch Canetti ist sehr arg daran, doch hat der wenigstens kein kleines Kind. Ich müßte es eigentlich zuwege bringen, Adler davon abzuraten, sich weiter das Geringste von der Literatur zu erhoffen, und ihm zu einem praktischen Beruf raten.“ [Ziegler, S. 69; vgl. auch MM 84, S. 121] Über den gleichen Brief schreibt Ziegler, er gehöre „zu den bedeutenden autobiographischen Dokumenten Steiners“ und sei „ein großartiges und uneingeschränktes Bekenntnis zur Existenz als Dichter“: „angesichts des Todes ist es seine Lyrik, nach der Steiner greift, um das Erlittene zu überwinden und sein Überleben zu rechtfertigen“. [Ziegler, S. 69] Mit seinem entschiedenen Bekenntnis zur Existenz als Dichter war er aber in seiner unmittelbaren Umgebung nicht alleine, denn ziemlich genau zur gleichen Zeit schrieb Adler an Wilhelm Unger: „Was mir Dichtung ist? Mein Leben.“²³

22 „Als Franz Baermann Steiner [...] starb, hinterließ er ein detailliertes Testament. Er vermachte seine wissenschaftliche Bibliothek der Universität Jerusalem. Die literarische Bibliothek erbt sein Freund, der Schriftsteller H. G. Adler, wie auch den gesamten wissenschaftlichen und literarischen Nachlaß.“ [Marion Hermann-Röttgen: Nachwort. In: Franz Baermann Steiner: *Fluchtvergünstlichkeit. Feststellungen und Versuche, eine Auswahl* v. Marion Hermann-Röttgen. Stuttgart: Flugasche 1988 (Edition Walfisch), S. 129–146, hier S. 139]

23 HGA an WU, 10.5.1950, S. 21.



Franz Baermann Steiner
(Oxford, 1948)
Aufnahme von: Westmoreland
Studios; Deutsches Literaturarchiv,
Schiller Nationalmuseum, Marbach
am Neckar

Es ist gewiß ein schwieriges Unterfangen, den Charakter eines Menschen zu beurteilen, den man nie kennengelernt hat, aber es fällt auf, daß bei Steiner, der hier Adler einen „praktischen Beruf“ nahelegen will, vor allem stets eine Eigenschaft erwähnt und wiederholt hervorgehoben wird: seine „unpraktische Art“. Dabei kann es sein, daß diese Tatsache – hier von Steiner selbst! – auch mit Ereignissen in Verbindung gebracht wird, die als weit katastrophaler erachtet werden müssen als das Scheitern einer Lyrikedition: „Meine Untüchtigkeit und unpraktische Art hinderten mich daran, ihn [= H. G. Adler] vor dem Krieg ins Ausland zu retten“, räumte Franz Baermann Steiner in einem Brief an Rudolf Hartung vom 4. Juli 194[8] ein. „So hat er in K[on]-Z[entrationslager]n das Ärgste erlebt – und hat es wunderbar überstanden.“ [MM 84, S. 59]

Peter J. Conradi, der Steiner auch nie persönlich kennengelernt hatte, charakterisiert ihn in *Iris Murdoch. Ein Leben* als „chaotisch und zer-

streut“ [Conradi, S. 406], und es ist schon sehr bemerkenswert, wenn ein Engländer – noch dazu ein englischer „academic“ – einen solchen Sachverhalt derart unverblümt darstellt und die Ausdrücke „disorganised“ und „absent-minded“ in den Mund nimmt. Betrachtet man aber auch außerhalb der Hartung-Korrespondenz noch andere ausgewählte Begebenheiten und Vorfälle aus Steiners Leben und Alltag ein wenig genauer, so mögen selbst Conradis Worte noch wie Understatement anmuten.

John Bayley, der mit Iris Murdoch von 1956 bis zu ihrem Tod verheiratet war, berichtet in *Elegie für Iris* über einen „deutsch-jüdischen Dichter“, der namentlich nicht genannt wird, aber unschwer als Steiner zu identifizieren ist: „Sie hätte ihn möglicherweise geheiratet, wäre er nicht gestorben, aber er hatte ein schweres Herzleiden und wußte, daß er nicht mehr lange leben würde. Er starb ein Jahr, bevor ich Iris kennenlernte. [...] Der Lyriker lehrte in der anthropologischen Abteilung in Oxford, obwohl er nie kräftig genug war, um, wie man sagt, ‚Feldforschung‘ zu betreiben.“ Eine Angewohnheit Steiners, die Conradis Worte illustrieren mag, wurde im Laufe der Zeit zwischen den Beteiligten zu einer Art Running Gag, der sich mühelos über Jahrzehnte am Leben erhielt: „Zu Beginn seiner wöchentlichen Vorlesung, so erzählte er Iris, sah er sich

grundsätzlich [„invariably“] einem leeren Blatt Papier gegenüber, auf dem nur die Worte standen: ‚Wie ich beim letztenmal ausgeführt habe ...‘ [„As I was saying in my last lecture“] Während der dazwischenliegenden Woche war er nie ein Stück weitergekommen, und am Morgen seiner Vorlesung stand er immer vor dieser Seite. Es war ein Scherz zwischen ihnen gewesen, und es wurde einer zwischen Iris und mir. Und ist es noch.“²⁴ – Niedergeschrieben im Jahr 1998!

Daß solche Eigenschaften nicht nur erheiternd sein, sondern auch handfeste negative Konsequenzen haben können, wird dabei durchaus nicht immer erkannt. Die folgende Passage, in der beschrieben wird, auf welche Art und Weise Steiner Ende 1948 Schwierigkeiten zwischen sich und dem Weismann-Verlag aus dem Weg räumen wollte, bildet hierin sogar eine eher seltene Ausnahme: „Über das British Council und den amerikanischen Kulturattaché versucht er, die Angelegenheit auf dem amtlichen Instanzenweg zu regeln, schließt aber auch eine Schenkung nicht aus. In dieser Haltung zeigt sich die unpraktische Seite von Steiners Wesen, die ihm den Blick auf die mißliche Lage versperrt.“ [Ziegler, S. 64]

Auch die Sache mit dem Koffer und der Dissertation hat Seltenheitswert und wäre so wahrscheinlich nicht unbedingt gleich jedem passiert, das haben Steiner auch seine eigenen Zeitgenossen zu verstehen gegeben: „Ich halte die Geschichte ja eigentlich für den neuesten Canettiroman‘, spottete kurz nach dem Verlust sein Oxforder Freund Hans Motz.“ [MM 84, S. 104] Was er hier ausdrücken will, ist ebenso bezeichnend wie eindeutig. Heute wie damals gibt es von Canetti nur einen einzigen Roman, und somit vergleicht Motz – zumindest indirekt – Steiner nicht mit einem gerade einmal durchschnittlichen Weltfremden „von der Stange“, sondern mit dem Sinologen Peter Kien, dem Protagonisten aus der *Blendung*, der sich mit jeglicher Form der sogenannten „realen Welt“ als völlig inkompatibel erweist.

All dies kann und soll natürlich weder etwas über die Qualität von Steiners Dichtung noch etwas über die Qualität seiner Forschung aussagen, aber ich denke, so jemand wäre auch ohne „poetologisches Gespräch“, in dem er den eigenen Leuten, die er vertreten soll, in den Rücken fällt, um es vorsichtig auszudrücken, ein potentieller Risikofaktor im PR-Bereich.

24 John Bayley: *Elegie für Iris*. München: C. H. Beck 2000, S. 70. Vgl. auch: „So also quälte sich Franz schon mit seiner kurzen Dissertation (nur 33 getippte Seiten) fast drei Jahre lang.“ „Zehn, fünfzehn vollkommene Gedichte schreiben: das schien der höchste erreichbare Wert und konnte ein ganzes Leben rechtfertigen. Das bedrohte zuzeiten Franzens sonst so geschärften Sinn für Proportionen, und darum kämpfte er mit manchmal rührender Naivität um die Durchsetzung seiner Werke und um seine Geltung als Dichter.“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 19 u. 24]

3. „Theresienstadt-Adler“

1954 erschienen von Adlers eigenen Arbeiten der literarische Text *Es ist alles aus* in einer Prosa-Anthologie, zwei Beiträge im *Merkur* (die Einleitung zur Auswahl *Franz Baermann Steiner. Aus dem Nachlaß* und *Jüdische Geschichte in Briefen*) sowie je ein Beitrag in den *Neuen Wegen* (*Ecce poeta*) und im *Neuen Ackermann* (*Das Judentum in Osteuropa*). Die ganze Situation änderte sich erst entscheidend, als im darauffolgenden Jahr *Theresienstadt 1941-1945* herauskam, dessen Vorwort vom Juli 1955 datiert. Flankierend wurden unter anderem auch mehrere kleinere Arbeiten über Theresienstadt von Adler veröffentlicht, der mit einem weiteren Artikel auf Steiner aufmerksam machte: *Franz Baermann Steiner. Schicksal und Werk eines frühvollendeten Dichters*, gedruckt in der *Deutschen Universitätszeitung*. In diesem Zusammenhang soll zusätzlich hervorgehoben werden, daß Adler gewissermaßen auch trachtete, Steiner durch sein Theresienstadt-Buch aus der Anonymität herauszuholen. Diesem sind zum einen – und zwar noch vor dem Geleitwort von Leo Baeck – Gedanken aus Steiners *Feststellungen und Versuche*²⁵ vorangestellt, und zum anderen befindet sich dort „einer der seltenen Kommentare zu Steiners zweiter Dissertation“ [Ziegler, S. 83], in dem diese zwar nur kurz, aber als „[g]rundlegende Darstellung“ [T, S. 818] gewürdigt wird.

Mit der Publikation des Theresienstadt-Buches ist H. G. Adler in gewisser Hinsicht ein Durchbruch gelungen. Dieses Buch wurde wahrgenommen, sein Autor war damit

25 Die *Feststellungen und Versuche* waren neben den Gedichten Steiners zweites großes literarisches Projekt im Exil: „Nachdem Canetti 1942 begann, seine *Aufzeichnungen* zu schreiben, legte er es dem Freunde – wie mehrfach bezeugt wurde – nahe, eigene Aphorismen zu schreiben, um die Vielfalt seiner Gedankenwelt aufzuzeichnen, und so entstanden zwischen 1943 und [...] 1952 einige tausend *Feststellungen und Versuche*, wie Steiner seine Aufzeichnungen nannte.“ [Jeremy Adler: Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Franz Baermann Steiner. In: *Akzente* (München), 42, Nr. 3, Juni 1995, S. 228–231, hier S. 229] „Während Canetti sich der Literatur ab- und *Masse und Macht* zuwandte, arbeitete Steiner, wie Canetti sein Werk als ‚Opfer‘ begreifend, an einer Studie über die Sklaverei. Dann, Canettis Zeugnis zufolge, begann Steiner 1943 auf seine Anregung hin, eigene Aufzeichnungen zu schreiben. Steiners Freundin Esther Frank dagegen hat die Inspiration für sich in Anspruch genommen.“ [Jeremy Adler: Nachwort. In: Elias Canetti: *Aufzeichnungen für Marie-Louise*, hrsg. v. Jeremy Adler. München/Wien: Hanser 2005, S. 67–113, hier S. 95] Erst spät hat Marion Hermann-Röttgen aus diesem umfangreichen Schaffen unter dem Titel *Fluchtvergnüchlichkeit* (1988) eine erste Auswahl in Buchform vorgelegt. „Als wäre bereits eine Gesamtausgabe geplant, schrieb Steiner im Frühjahr 1948 [...]: ‚In der Zusammenstellung der Prosa besteht meine Hauptschwierigkeit. Ich habe über 3000 kleinere Aufsätze und Aphorismen hier liegen. Ich bin dabei, das Beste auszuwählen. [...] Das Zusammenstellen hängt davon ab, ob die Dinge in 3–4 kleinen Bändchen erscheinen sollen oder ob ich mit einem umfangreicheren Prosaband beginnen kann.‘ [Franz Baermann Steiner an Rudolf Hartung, 5.4.1948]“ [Fleischli, S. 58f.]

präsent. Deshalb wollen wir auch die genaue Darstellung der anfänglichen Publikationsgeschichte hier beenden und für weitere Informationen auf die Bibliographie verweisen; es soll aber hier noch eine kleine Anmerkung zur „Publikation seiner Gedichte“ folgen. Es war ebenfalls im Jahre 1955, daß zum ersten Mal seit dem Krieg (zum zweiten Mal in seinem Leben) ein Gedicht von H. G. Adler erschien, und zwar in der Zeitschrift *Eckart*. Fünfzehn Jahre danach, als Sechzigjähriger, schrieb er über sich: „Nur acht Gedichte Adlers sind an entlegener Stelle seit 1945 erschienen – und so blieben sie auch unbemerkt.“²⁶ 1956 waren es vier Gedichte aus den Jahren 1952 und 1953 in *Mitten im Strom. Anthologie der Gegenwart*, 1960 drei weitere Gedichte (eines aus Theresienstadt und zwei aus Langenstein) in *An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. Gedichte der Jahre 1933–1945*.²⁷ Dies veränderte sich in der Folgezeit ein wenig zum Besseren, aber bis zum *Nachruf bei Lebzeiten* von 1970 muß dieses Resümee gezogen werden.

Ab der Veröffentlichung seines monumentalen Pionierwerks über Theresienstadt erscheint nun Adler auf eine Richtung festgelegt. Die Titel der anderen Veröffentlichungen aus dem Jahr 1956 (außer den vier Gedichten) belegen dies eindeutig: *Wurzeln des Judenhasses, Jüdische Existenz, Material about Theresienstadt, Leo Baeck in Theresienstadt* und *The Great Tragedy*. Alle haben entweder etwas mit dem Judentum, mit Theresienstadt oder mit dem Holocaust zu tun. 1958 verlegte J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) als zweites großes Werk H. G. Adlers nach dem Krieg *Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente*, dessen Vorwort wiederum vom Juli des Erscheinungsjahres stammt, einem Zeitpunkt, zu dem Adler „mit diesem Buch und mit der zweiten verbesserten und ergänzten Auflage von *Theresienstadt 1941–1945* [...] [s]eine Bemühungen um die Darstellung dieses Lagers für vorläufig abgeschlossen erklären“ [VW, S. V] wollte. Doch waren dies weitere Schritte dahingehend, daß er nur als Wissenschaftler wahrgenommen wurde bzw. ganz einfach auch nur als solcher wahrgenommen werden konnte.

Ebenfalls 1958 wird Adler für sein Theresienstadt-Buch mit dem Leo-Baeck-Preis ausgezeichnet, darüber hinaus erscheint in Bonn *Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“*. Zeitungen und Zeitschriften übernehmen thematisch verwandte Artikel von Adler, der auch für den Rundfunk arbeitet und Vorträge hält. 1960 legt er eine zweite,

26 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 17.

27 Heutzutage ist wahrscheinlich der Titel *An den Wind geschrieben* einer breiteren Öffentlichkeit durchaus geläufig, da Ruth Klüger in ihrem äußerst erfolgreichen Buch *Weiter leben. Eine Jugend* schreibt, daß in dieser Anthologie auch von ihr zwei Gedichte enthalten sind: „Ein fleißiger Sammler hatte sie aufgestöbert und in einem schön gedruckten Band, betitelt *An den Wind geschrieben*, mit anderen KZ- und Exilgedichten herausgegeben.“ [Ruth Klüger: *Weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen: Wallstein 1992, S. 199]

überarbeitete und um vieles erweiterte Fassung des Theresienstadt-Buches vor sowie das Buch *Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus*, das auf zwei – dreistündigen! – Sendungen basiert, die im März 1959 über den Kölner Sender vorgetragen wurden. Das folgende Jahrzehnt ist insgesamt Adlers intensivste Zeit als Rundfunkautor, oft mit sehr umfangreichen Beiträgen, hauptsächlich wissenschaftlichen, worunter nur relativ selten sprach- oder literaturwissenschaftliche zu verstehen sind. Obwohl H. G. Adler nicht aus Absicht und durch formale Ausbildung, sondern ausschließlich auf Grund seiner eigenen tragischen Erlebnisse zur Geschichte und zur Soziologie gelangte, ist er Anfang der sechziger Jahre auf diesen Gebieten längst eine anerkannte Autorität. 1962 gibt er zusammen mit Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner den Band *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte* heraus, 1964 folgt Adlers Aufsatzsammlung *Die Erfahrung der Ohnmacht. Beiträge zur Soziologie unserer Zeit*. Zehn Jahre später setzt H. G. Adler dann seiner Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus einen – wenn dieser Ausdruck in einem solchen Zusammenhang angemessen erscheinen mag – krönenden Schlußpunkt: die etwa 1100 Seiten umfassenden Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland mit dem Titel *Der verwaltete Mensch* übertreffen vom äußeren Umfang her sogar noch das im gleichen Verlag publizierte Theresienstadt-Buch!

Am 3. März 1974 wurde dafür im Rahmen der 25-Jahr-Feier der „Woche der Brüderlichkeit“ in Berlin, die unter dem Motto „Der geplante Mensch“ stand, dem Autor die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen und das Buch als eine „unter größten persönlichen Opfern“ ans Ziel gebrachte, „präzedenzlos[e] Darstellung der nationalsozialistischen Deportationsgeschichte und -technik“²⁸ gerühmt. Kurz danach sagte H. G. Adler im Interview mit Manfred Moschner auf die Frage, woher der Anstoß dazu kam: „Ich habe ein Buch über Theresienstadt geschrieben, wo ich den verfolgten Menschen – von ihm aus gesehen – betrachtet habe. Dieses Buch hat mir geholfen, mich selbst wieder im Leben zurechtzufinden. Aber ich sah meine Aufgabe damit noch nicht als erledigt an. Ich wollte alle Zusammenhänge, alle Vorgänge, die irgendwie mit der Deportation zusammenhängen, erforschen. Und das hat mich veranlaßt, weitere 15 Jahre daranzugeben. Ich habe auch anderes tun müssen, aber mein Denken hat sich eigentlich seit 1942 – also über 30 Jahre – immer wieder diesen Problemen zugewendet, und erst jetzt scheint mir das erledigt zu sein.“ [I 5, S. 2]

Dieses Buch war Adlers größtes und letztes wissenschaftliches Werk über den Nationalsozialismus und auch als solches geplant, es kam damit für ihn eine Schaffensperiode zu einem Ende: „Ich habe, als ich dann mein Hauptwerk auf diesem Gebiete, eben den *Verwalteten Menschen*, geschrieben hatte, dieses Thema für mich abgeschlossen“, sagte

28 Bethge: Dichter und Deuter in unserer Zeit, S. 183f.

Adler im Interview mit Alfred Joachim Fischer. „30 Jahre freiwillig noch in dieser Welt zu leben, bis 1974, hat wohl meine Pflicht gegenüber meinem eigenen Volke und gegenüber der Menschheit in diesem Punkt voll erfüllt. Nun möchte ich anderes arbeiten wollen und arbeite auch anderes. Aber ich bin immer bereit, Auskunft zu geben, ich lasse mich einladen, wie z. B. von Ihnen, darüber zu sprechen, aber arbeiten oder schreiben darüber will ich eigentlich nicht mehr.“ [I 6, S. 195]

Seine Entscheidung war irreversibel, auch wenn man ihm „die großzügigste Unterstützung geboten“ [VM, S. XXI] hätte, doch stammen diese Äußerungen erst aus einer Zeit nach Adlers sechzigstem Lebensjahr, und er wurde – wie bereits im „Theresienstadt-Adler“-Zitat aus dem Jahr 1981 anklang – bis zu seinem Lebensende in erster Linie als Autor wissenschaftlicher Werke über den Nationalsozialismus und den Holocaust wahrgenommen, obwohl er während seines ganzen Lebens literarische Prosa und Gedichte geschrieben hatte. Hier können wir bei H. G. Adler das extreme Spannungsfeld zwischen der durch die Zeit- und Lebensumstände entstandenen beruflichen „Hauptaufgabe“ und seiner eigentlichen beruflichen Neigung erkennen: „Seine Hauptaufgabe erblickte Adler stets darin, zugleich aufspürend und heilend das unselige Wesen der vergangenen Jahre in wissenschaftlich exakter Weise so darzustellen, daß die Hörer (und die Leser) eine tragfähige Grundlage für ihr eigenes Sinnen und Trachten empfangen“, schrieb er selbst ungefähr 1964/65. „Ähnlich bemühte er sich, durch öffentliche Vorträge und bei Tagungen im Rahmen von Volkshochschulen, christlichen Akademien, Hochschulen und anderen Institutionen dem Unglauben den Glauben, dem Wahn die Erkenntnis gegenüberzustellen.“

Adler verband seine wissenschaftliche Tätigkeit mit genauen aufklärerischen Zielsetzungen, sie war ihm ein höchst dringendes Anliegen, das er mit Ausdrücken wie „ohne Groll die Wahrheit zu sagen“, „ohne erhobenen Finger zu belehren“ und „nicht anklagen, sondern erläutern“ umreißt.²⁹ Aber sie war nicht das einzige Anliegen, und schon gar nicht das ursprüngliche und ureigenste. Zwischen *Die verheimlichte Wahrheit* und der zweiten Auflage des Theresienstadt-Buches, also zur Zeit, als sich H. G. Adler gerade in größerem Stile als Wissenschaftler zu etablieren vermochte, formulierte er selbst folgendermaßen: „Für sein wesentliches Schaffensgebiet hält Adler jedoch weder Soziologie und Geschichte noch eine andere Wissenschaft, sondern die schöpferische Literatur, in der er allerdings, trotz Anerkennung durch namhafte Dichter wie Hermann Broch, in der Öffentlichkeit unbekannt und so gut wie erfolglos geblieben ist.“³⁰

29 HGA: Bericht über H. G. Adler, S. 2.

30 HGA: Anspruchsloser Lebenslauf, 27.9.1959, S. 3.

4. Die erstaunliche Entwicklung der Londoner Jahre³¹

Dabei ist es durchaus nicht so – dies sei gleich einleitend vorausgeschickt –, daß die großen Zeitopfer für die wissenschaftlichen Werke und die öffentliche Vortragstätigkeit die Arbeit an den literarischen Projekten verhindert hätten, wie man vielleicht anzunehmen geneigt wäre, insbesondere da ein Blick auf die Veröffentlichungslage und -geschichte, wie sie sich in der Bibliographie präsentiert, diese Vermutung obendrein sogar noch zu bestärken scheint.

Als Erzähler debütierte Adler mit einem eigenen Buch erst im Alter von über fünfzig Jahren, und zwar mit dem relativ schmalen *Unser Georg und andere Geschichten*, erschienen 1961 im Wiener Bergland-Verlag. Es folgten die romanlange *Reise* (1962) sowie zwei weitere Bände mit kurzer Prosa, *Der Fürst des Segens* (1964) und *Sodoms Untergang* (1965), wiederum bei einem kleinen Verlag, bei Bibliotheca Christiana in Köln. 1968 veröffentlichte der Walter-Verlag den Roman *Panorama*, für den Adler am 17. Mai 1969 – ziemlich genau ein Jahr vor seinem 60. Geburtstag – die einzige Auszeichnung seiner literarischen Karriere erhielt, den von einem Schweizer Privatmann gestifteten Charles-Veillon-Preis. Trotz dieses Erfolgs schien nach den Novellen und Erzählungen *Ereignisse* (Walter 1969) H. G. Adlers Prosaschaffen am Ende angelangt zu sein. Erst 1988, also fast zwanzig Jahre später, legte er in der Wiener Edition Atelier überraschend erneut ein literarisches Prosawerk vor: *Hausordnung*.

Zwischenzeitlich waren lyrische Arbeiten erschienen, wobei sich zumindest die Anfänge reichlichst bescheiden ausnahmen. Sechs Gedichte, 1974 bei Alphabox Press (London) unter dem Titel *Fenster* herausgebracht, konnten im Schatten von Adlers größtem Werk *Der verwaltete Mensch*, das im gleichen Jahr verlegt und ausgezeichnet wurde, überhaupt nicht wahrgenommen werden. Im Jahr danach erfolgte in der aus Anlaß seines 65. Geburtstages herausgegebenen Festschrift *H. G. Adler – Buch der Freunde. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik* auf etwa 25 Seiten erstmalig der Abdruck einer größeren Anzahl von Gedichten, die bemerkenswerterweise über einen sehr langen Zeitraum entstanden waren, nämlich zwischen 1927 und 1969, und auf die im Untertitel auch ausdrücklich hingewiesen wurde. Ebenfalls 1975 erschien Adlers erster eigenständiger Gedichtband *Viele Jahreszeiten*, dem noch zwei weitere folgten, *Blicke. Gedichte 1947–1951* (1979) und *Stimme und Zuruf* (1980). Obwohl diese alle in Buchform, in deutschsprachigen Ländern und zu einer Zeit erschienen, als Adler dort mit anderen Arbeiten bekannt war, dafür ausgezeichnet und geehrt wurde, konnte er

³¹ Vgl. auch Franz Hocheneder: H. G. Adler – Werk und Nachlaß. Eine bio-bibliographische Studie. Wien: phil. Diss. [masch.] 1997.

mit ihnen nicht als „Dichter“ reüssieren.³² Wohl kam es auch noch zu weiteren Einzelveröffentlichungen, doch jeweils nur in limitierter Stückzahl bzw. als Privatdruck, sodaß sie nur auf äußerst geringes öffentliches Interesse stoßen konnten.³³

Beim Untertitel des Gedichtbandes *Blicke* fällt deutlich auf, daß zwischen der Entstehungszeit der Texte und ihrer Veröffentlichung sehr viel Zeit vergangen ist, nämlich mindestens 28 Jahre! Ähnliches läßt sich auch über H. G. Adlers Roman *Die unsichtbare Wand* vermelden, den er 1961 beendet hat und der erst 1989 erschienen ist. Zusätzlich kommt hier noch hinzu, daß der Autor die Veröffentlichung dieses Romans, seines – nach eigener Definition! – Hauptwerks unter den Romanen, gar nicht mehr erlebte. Erschienen ist das Buch schließlich auf Betreiben von Jürgen Serke, und zwar bei Zsolnay, also beim gleichen Verlag, der auch Serkes *Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft* (1987) herausgebracht hat. Dort wird zum ersten Mal in großem Umfang und mit eindringlichen Worten auf H. G. Adler, seine schriftstellerische Arbeit und auf anscheinend enorme Hindernisse bei der Publizierung seiner Werke aufmerksam gemacht: „Ein solches Gesamtkunstwerk ist nirgendwo sichtbar in der deutschsprachigen Literatur dieses Jahrhunderts: Doch es hat dem Dichter, Historiker, Soziologen, Theologen, Politologen und Philosophen H. G. Adler nicht zu einer annähernd umfassenden Veröffentlichung seiner Bücher verholfen. Die Mißachtung dieses universalen Geistes ist ein Skandal, für den die deutschen Verlage verantwortlich zeichnen. Ein Skandal, in dem die anerkannten Größen der Nachkriegsliteratur, die immer wieder auf Adlers künstlerische Einzigartigkeit hingewiesen haben, wie Dummköpfe dastehen: Elias Canetti, Heinrich Böll, Hermann Broch, Ilse Aichinger, Friederike Mayröcker und Ernst Jandl. [...] H. G. Adler hat in London alles thematisch abgeschritten, was er als Zeuge dieses Jahrhunderts darzustellen sich vorgenommen hatte. Er schuf in London ein Werk von enzyklopädischen Ausmaßen.“ [Serke, S. 327 u. 340f.]

Dazu sei zunächst folgendes gesagt: Warum Adlers Werk von hoher und höchster Stelle aus Würdigung zuteil wurde und es gleichzeitig – wie das verschiedentlich zu le-

32 H. G. Adler war als Wissenschaftler bekannt, aber vom „Dichter“ wußte kaum jemand. *Wissenschaftler H. G. Adler als Lyriker*, der Titel einer Rezension im *Hamburger Abendblatt* (7.3.1980) von Adlers drittem Gedichtband *Stimme und Zuruf*, dem letzten bei Lebzeiten, scheint dafür symptomatisch zu sein.

33 Zwei davon in Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern: *Spuren und Pfeiler* erschien 1978 – wiederum bei Alphabox Press (London) – gemeinsam mit Zeichnungen von Friedrich Danielis, und *Zeiten auf der Spur* im März 1979 in der Gestaltung des Fachbereichs Design der Fachhochschule Aachen. Ebenfalls 1978 wurden acht konkrete Lautgedichte unter dem Titel *Transubstantiations Mixed and Fixed* veröffentlicht und schließlich 1985 *Windows*, die vorher erwähnten *Fenster* zusammen mit einer englischen Übersetzung, beide bei Writers Forum (London).

sen ist – bei Verlegern auf solches Desinteresse stieß bzw. gestoßen sein soll, darüber ist eigentlich noch überhaupt nichts bekannt. 1966 notierte Grete Fischer: „Ich weiß nicht, ob H. G. Adler einmal seine eigene Geschichte schreiben und vielleicht einige aus seiner Sammlung von Ablehnungsbriefen an die Öffentlichkeit bringen wird – sie sind kein Ruhmesblatt für das deutsche Verlagswesen.“ [Fischer, S. 337] Adler hat dies nicht getan, er hat lediglich einmal ein Absageschreiben von Anfang 1950 in seine satirische Erzählung über den Verlagsleiter Dr. Glupi – „hloupy“ heißt auf tschechisch „dumm“ bzw. „stupid“ – mit dem Titel *Artibus Unitis* integriert, wo es „ein bis zu jenem Tage durch keine Veröffentlichung ausgezeichnete Autor im Alter von vierzig Jahren“ erhält.³⁴ Er hat aber den gesamten Briefwechsel mit den Verlagen aufgehoben, und um in diesem Punkt mehr zu erfahren, sollte die Verlagskorrespondenz, die jetzt im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar eingesehen werden kann, zum Gegenstand einer gewiß ebenso interessanten wie lohnenden Untersuchung gemacht werden.

Zur Frage, inwiefern unter der Würdigung durch „die anerkannten Größen der Nachkriegsliteratur“ tatsächlich öffentliche Stellungnahmen zu verstehen sind, noch dazu häufige, wie es Serkes „die immer wieder auf Adlers künstlerische Einzigartigkeit hingewiesen haben“ suggeriert, wollen wir später noch ausführlicher zurückkommen.

Das Hauptaugenmerk unseres nächsten Abschnitts soll sich auf den Umstand richten, wie grundlegend anders alles hätte verlaufen können. Elias Canetti, der zumindest H. G. Adlers *Panorama* und *Reise* bereits sehr früh als Manuskript zu lesen bekam, schrieb am 22.10.1952 in einem Brief an den Autor: „Seit der Lektüre Ihres letzten Prosawerks, der *Reise*, habe ich mich oft bei Gedanken über die erstaunliche literarische Entwicklung Ihrer Londoner Jahre ertappt. Ich habe, wie Sie wissen, immer viel von Ihnen erwartet, aber als Sie Anfang 1947 in London ankamen, nach Erfahrungen und menschlichen Verlusten der furchtbarsten Art, ahnte ich nicht, daß Sie im Verlauf von knapp fünf Jahren ein Oeuvre zustande bringen würden, das andere – wenn Sie überhaupt dazu imstande wären – gewiß ein halbes Leben gekostet hätte.“³⁵

Über diese frühe Londoner Zeit, deren rein quantitative Produktivität wir nun zunächst einmal genauer betrachten wollen, sagte Adler 1981 im Gespräch mit Friedrich Danielis: „Während der Jahre, als ich auf den Druck des Theresienstadt-Buches wartete, stürzte ich mich i[n] literarische[s] Schaffen.“ [I 7, S. 50]

34 Vgl. HGA: *Artibus Unitis*. In: ders.: *Sodoms Untergang*. Bagatellen. Bonn: Bibliotheca Christiana 1965, S. 66–76, hier S. 72f.

35 Elias Canetti: *Jenseits von Groll und Bitterkeit*. In: H. G. Adler – *Buch der Freunde*. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S. 72f., hier S. 72.



Elias Canetti, H. G. Adler, Erich Fried
Aufnahme von: unbekannt; Österreichisches
Literaturarchiv der Österreichischen
Nationalbibliothek, Wien

Wir wenden uns als erstes der großen Prosa und ihrer Entstehungsgeschichte mit einigen ihrer Begleitumstände zu: H. G. Adler ist der Verfasser von insgesamt sieben erhaltenen Romanen bzw. romanlangen Texten, von denen drei noch unveröffentlicht sind, obwohl sie in autorisierter und druckfertiger Reinschrift vorliegen.

„Nach Abschluß der ersten Fassung des Theresienstadt-Buches Anfang 1948“, sagte Adler, „begann ich einen umfangreichen Roman, der den Namen *Panorama* erhielt.“ [I 7, S. 51] Dieser nahm zwischen Anfang Juni und Anfang August sowie zwischen dem 15. September und dem 18. November 1948 eine erste vollständige Form an.³⁶

Von Anfang Februar bis zur Jahresmitte 1949 schritt in rasantem Tempo

die Konzeption und Fertigstellung der ersten Fassung des zweiten umfanglichen Nachkriegsromanprojektes voran, das den Titel *Die Ansiedlung* trägt.³⁷

Als dritter Exilroman entstand dann in drei zeitlich eng zusammenliegenden – sich zum Teil zeitlich sogar überschneidenden – Fassungen zwischen dem 26.1.1950 und dem 4.3.1951 die *Reise*.³⁸ Es ist dies der einzige lange Erzähltext H. G. Adlers, den er in späteren Jahren nicht mehr überarbeitete. Somit sind Canettis Worte von 1952 in diesem Fall bereits direkt als Kommentar über die endgültige Version zu lesen: „*Die Reise*, das letzte

36 Vgl. Lanz, S. 138. *Panorama*. Roman in Bildern: 1. Fassung 1948; gelegentliche Weiterarbeit in den nächsten Jahren; 2. Fassung 1953; 3. völlige Neufassung 6.2.–12.4.1968 (nicht gearbeitet vom 22.2.–4.3. und 3.–7.4.1968). [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 274]

37 *Die Ansiedlung*. Dargestellt als Roman (unveröffentlicht): 1. Fassung 1949 (Niederschrift 8.2.–24.3., Ausarbeitung 11.4.–11.5., Reinschrift 6.6.–1.7.); endgültige Fassung 1976/77 (Niederschrift 25.10.–30.10. und 5.1.–16.6., Ausfeilung bis 28.9.1977). [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 296]

38 *Die Reise*. Eine Ballade: 1. Fassung 26.1.–12.10.1950 (7.20 p.m.); 2. Fassung 1.8.–1.11.1950; 3. Fassung 9.2.–4.3.1951). [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 308]

Ihrer Romanwerke, das ich kenne, halte ich für ein Meisterwerk. [...] Ich habe Ihnen dafür zu danken, daß ich es lesen durfte. Es gibt zweifellos unzählige Menschen, die gerade dieses Buch *brauchen*; daß sie es noch nicht haben können, ist einer jener ganz und gar unsinnigen Züge unseres modernen Lebens, für die man sich auf das Tiefste schämt.“³⁹ Dennoch dauerte es von da an noch ungefähr zehn Jahre, bis die *Reise* im Druck vorlag, wobei dazugefügt sei, daß die *Reise* – etwa elf Jahre vergingen zwischen der Fertigstellung und dem Erscheinen auf dem Buchmarkt – derjenige von Adlers großen Prosatexten war, der am schnellsten zu einer Veröffentlichung fand.

Als die *Reise* erschien, waren ihr die Worte „Für Elias und Venezia Canetti“ vorangestellt. „Wir sind stolz auf die Widmung“,⁴⁰ zitiert Jeremy Adler in seinem Nachwort zur Neuauflage von 1999 eine Karte, die Veza Canetti anlässlich der Ersterscheinung an H. G. Adler geschrieben hat, und Helmut Göbel meint dazu: „Die Bedeutung dieser mit ihrer durch die Nennung *beider* Canettis besonderen Widmung werden aber damals nur wenige Kenner der Londoner Szene um die Adlers und Canettis verstanden haben.“⁴¹

H. G. Adler war offensichtlich einer der ersten und ganz wenigen, die die *Schriftstellerin* Veza Canetti kennengelernt und ernst genommen haben. Wie groß seine Wertschätzung für sie als Autorin gewesen sein muß, läßt sich meines Erachtens auch daran ablesen, daß er ihr ursprünglich *allein* ein eigenes Werk widmen wollte, und zwar das nächste große Prosaprojekt aus der Londoner Zeit nach der *Reise*, an dem er Ende Mai 1952 zu schreiben begonnen hatte und das er Anfang September des gleichen Jahres – also ebenfalls vor dem oben zitierten Brief über die „erstaunliche literarische Entwicklung“ – beenden konnte: eine ungewöhnlich lange Novelle (die endgültige Version umfaßt über 260 Seiten) mit dem Titel *Die Prüfung*.⁴²

Ebenfalls noch davor – im Mai 1952 – stellte Adler nach früheren Vorstufen aus den vierziger Jahren die erste Fassung von *Raoul Feuerstein* fertig, der einzigen seiner längeren Prosaarbeiten aus der Zeit vor dem Exil, die nicht verloren ging.⁴³

39 Elias Canetti: *Jenseits von Groll und Bitterkeit*, S. 73.

40 Jeremy Adler: *Nur wer die Reise wagt, findet nach Hause*. In: HGA: *Eine Reise*. Roman mit einem Nachwort von Jeremy Adler. Wien: Zsolnay 1999, S. 307–315, hier S. 312.

41 Helmut Göbel: *Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin*. Einige persönliche Anmerkungen. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= *Text + Kritik* 156), S. 3–10, hier S. 5.

42 *Die Prüfung*. Eine Novelle (unveröffentlicht): 1. Niederschrift 25.5.–25.6.1952; 2. Niederschrift 30.6.–19.7.1952; Feile 20.7.–4.8.1952; Reinschrift 7.–10.8. und 28.8.–3.9.1952; umgearbeitete Neufassung 6.6.–6.7.1966. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 322]

43 *Raoul Feuerstein*. *Geschichte eines quälenden Namens* (unveröffentlicht): 1. Entwurf 17.6.–7.7.1943, Theresienstadt (die eingearbeitete dramatische Szene *Der Gefangene* dort im Dezember 1942 entworfen); 2. Entwurf 1946, Prag; Ausarbeitung 1948 und 1. Fassung 1952, London; 2. Fas-

Die Prüfung war anfänglich mit der Widmung „Für Venetia Canetti“ versehen. Als schließlich *Eine Reise* als erster der Romane verlegt wurde und es ungewiß war, ob und wann weitere folgen würden, fügte Adler dem anfangs nur „Für Elias Canetti“ gewidmeten Werk die Worte „und Venezia“ dazu, und jemand seinen allerersten Roman zuzueignen, noch dazu wenn dieser dem Autor besonders viel bedeutet, kann wohl nur als ein Zeichen der allergrößten Hochachtung interpretiert werden.

Übrigens dürfte H. G. Adler genau zur *Zeit*, als er an der *Reise* arbeitete, von Veza Canettis literarischer Tätigkeit erfahren haben, jedenfalls scheint er spätestens seit damals davon höchst begeistert gewesen zu sein. Angelika Schedel schreibt in ihrem Nachwort zu Veza Canettis *Der Fund* (2001): „Über ihre eigene literarische Produktion sprach Veza Canetti im Lauf der Jahre immer weniger. Daß sie selbst Schriftstellerin war, blieb selbst guten Bekannten verborgen. Einer der wenigen, denen sie sich [...] als Autorin zu erkennen gab, war der Schriftsteller Hans Günther Adler. Der schickte ihr im Sommer 1950 nach seiner Lektüre des *Oger* eine ausführliche, geradezu überschwengliche Einschätzung des Stücks.“⁴⁴

„Liebe Veza“, ist dort zu vernehmen, „Sie sind mir doppelt lieb und wert, seit ich Ihren *Oger* gelesen habe. Auch Bettina [...] ist mit mir einer Meinung. [...] Wenn ich [...] ein Theatermann wäre, zögerte ich keinen Augenblick, Ihr Stück einzustudieren.“⁴⁵ Tatsächlich wurde der *Oger* – und dann vielumjubelt – erst am 31. Mai 1992 uraufgeführt, und zwar am Schauspielhaus Zürich. Genau dort hatte man nach dem Krieg das Stück mit der Begründung abgelehnt, „es passe nicht in die *Zeit*“⁴⁶. Adler hingegen bezeugt in seinem Brief nicht nur, „wieviel Freude Sie uns beiden mit dem Stück gemacht haben“, sondern er denkt auch an nächste Schritte, wenn er mit den aufmunternden und optimistischen Worten schließt: „Wir wollen bald darüber sprechen, was wir mit dem *Oger* machen müssen, denn geschehn muß was!“⁴⁷

In den Folgejahren vermochte eines von Adlers literarischen Werken Aufmerksam-

sung 19.2.–13.4. und 21.–27.5.1978, London. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 267f.]

44 Angelika Schedel: Nachwort. In: Veza Canetti: *Der Fund. Erzählungen und Stücke mit einem Nachwort* von Angelika Schedel. München/Wien: Hanser 2001, S. 309–326, hier S. 315.

45 HGA: Brief an Veza Canetti vom 5.6.1950. In: Veza Canetti, hrsg. v. Ingrid Spörk u. Alexandra Strohmaier. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 24), S. 211–215, hier S. 211. Auf S. 214 wird eine Zeile mit „[...]“ als unleserlich gekennzeichnet. Ich gebe diese Stelle hier kursiv wieder: „Das Aufzählen solcher Einzelheiten sollte eigentlich kein Ende nehmen, z. B. *so ein psychologisches Meisterstückchen wie das Verhalten der beiden Komiteedamen im 4. Akt.*“ [HGA an Veza Canetti, 5.6.1950, S. 3]

46 Göbel: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin, S. 4.

47 HGA: Brief an Veza Canetti vom 5.6.1950, S. 215.

keit auf sich zu ziehen und eine Art öffentlicher Anerkennung zu erlangen. Bei einem 1952 von Langen-Müller veranstalteten großen Romanwettbewerb belegte *Die Ansiedlung* unter 430 Arbeiten „mit beträchtlichem Abstand vor den nächsten“⁴⁸ den zweiten Platz!⁴⁹ Laut Grete Fischer plante der Verleger, auch Adlers Roman zu veröffentlichen – was er dann allerdings wieder rückgängig machte: „Er schickte einen Vertrag, dann überlegte er sich die Sache, der Preisträger war das bessere Geschäft, und alle gemachten Versprechungen wurden für ungültig erklärt.“ [Fischer, S. 337f.] So mußte H. G. Adler Ende 1952 resümieren: „Nach dem Kriege bekannten sich zu meinen Arbeiten vor allem Hermann Broch und mein (leider in Deutschland kaum gekannter) Freund Elias Canetti.“⁵⁰

Sein nächstes – und gleichzeitig letztes – großes Romanprojekt war ab Ende April 1954 *Die unsichtbare Wand*.⁵¹ Marcel Atze hat mit seiner Begründung wahrscheinlich recht, daß es von Adler „aufgrund der Überlastung mit wissenschaftlichen Verpflichtungen erst 1961 abgeschlossen werden konnte“ [MM 84, S. 151]. Aber es soll hier noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, daß mit der einzigen Ausnahme der *Hausordnung*, die aus einer gänzlich anderen Schaffensperiode stammt, in zeitlicher Nachbarschaft zu *Der verwaltete Mensch* entstanden ist und vom Autor nicht als Roman bezeichnet wurde,⁵² alle großen Prosawerke H. G. Adlers bereits vor dem Erscheinen der ersten Auflage des Theresienstadt-Buches – also schon vor 1955 – in einer vollständigen Form vorlagen!⁵³

48 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 3.

49 Gewonnen hat diesen Wettbewerb damals Walter Meckauer (1889–1966) mit *Die Sterne fallen herab* (1952).

50 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 3.

51 *Die Wand*. Roman: 1. Niederschrift 30.4.–8.8.1954; 2. Niederschrift 22.9.–15.12.1954; wiederholte Durcharbeitung 1955 und 1956/57; 3. Niederschrift beendet am 23.10.1960; 4. Niederschrift (Reinschrift) 24.3.–15.10.1961; endgültige Reinschrift März/Mai 1978. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 327]

52 *Hausordnung*. Wortlaut und Auslegung: 1. Niederschrift (Skizze) 8.–16.1.1967; 2. Niederschrift (Ausarbeitung) 18.3.–23.4.1972; 3. Niederschrift (Durchführung) 15.5.–8.6.1972. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 344]

53 Darüber hinaus existiert aus dieser Ära noch ein etwa neunzigseitiger Prosatext, der bis jetzt noch nicht erwähnt wurde und der in erster Fassung vom 23.11. bis zum 9.12.1948 – also unmittelbar nach *Panorama* – unter dem Titel *Die kleinen Gestalten. Ein Bericht* entstanden ist. Diese Fassung ist fertig ausgearbeitet und vollständig erhalten, dennoch kann hier nicht im gleichen Sinne wie bei den anderen Texten weiter oben von einer druckreifen, vom Autor abgesegneten Vorlage die Rede sein, da es in weiterer Folge noch zu Überarbeitungen kam, von denen aber keine bis zu einem Ende gedieh.

Im Bereich der Kurzprosa gibt es von H. G. Adler insgesamt 181 autorisierte Texte in sechs Sammlungen (*Unser Georg und andere Geschichten*, *Gegenüber der Wirklichkeit* – in geänderter Form erschienen als *Der Fürst des Segens* –, *Sodoms Untergang*, *Ereignisse*, *Schuldig und unschuldig*, *Zwischenrufe*) und als Einzeltexte, alle vorbereitet für den Druck, sowie die bereits erwähnten *Briefschreiber*, die auch noch dazugezählt werden können.⁵⁴

Es ist äußerst wahrscheinlich, daß eine Zusammenstellung mit dem für H. G. Adler uncharakteristischen Titel *Unser Georg und andere Geschichten* von ihm ursprünglich gar nicht geplant war, sondern daß er damit nur einen Querschnitt (15 Texte) durch das bis dahin existente Schaffen im Bereich der Kurzprosa vorlegen wollte und später von diesem Buch Abstand nahm.⁵⁵

Die 27 Texte in *Der Fürst des Segens* stammen aus den Jahren 1938 bis 1945, was hier auch in der Inhaltsübersicht des gedruckten Bandes mitgeteilt wird, doch wurden die meisten von ihnen vor der Veröffentlichung noch überarbeitet: „Die Mehrzahl der Texte wurde unter Wahrung der ursprünglichen Intentionen mehr oder weniger und oft vielfach bearbeitet, namentlich in den Jahren 1948, 1950 und im September/Okttober 1962. [...] Letzte Durchsicht: April 1963.“ Wie ebenfalls aus den Aufzeichnungen des Autors hervorgeht, war dieser Band anfänglich in anderer Zusammensetzung konzipiert – auch mit einem anderen Titelstück: „Die Sammlung hieß ursprünglich *Gegenüber der Wirklichkeit*. Diesen Namen soll sie spätestens in einer Gesamtausgabe wieder führen. Zwischen *Das Unglück* und *Denkwürdige Neuerung* waren zunächst *Die Briefschreiber* eingerückt (jetzt in *Die Wand*). [...] Hier für diese Buchausgabe aufgenommen *Gegen den Strom*, *Gerechtigkeit*, *Klage über die Zeit?*, *Bewahrung der Einsamkeit* aus *Über Wirk-*

54 Von all diesen Texten erschien nur etwas mehr als die Hälfte in Buchform, manches wurde an entlegener Stelle publiziert, mehr als ein Drittel der Kurzprosa ist noch unveröffentlicht. Darüber hinaus enthält der Nachlaß 20 weitere Prosatexte, entstanden in der Zeit zwischen 1928 und 1938 sowie in den frühen Nachkriegsjahren. Da H. G. Adler an keinem dieser Texte nach 1949 noch nachweislich gearbeitet hat, ist es äußerst fraglich, ob sie von ihm zu späterer Zeit noch für veröffentlichenswert erachtet wurden. Sicherlich nicht zur Veröffentlichung bestimmt – aber zum Prosaschaffen H. G. Adlers zu rechnen – sind 15 unvollständige, liegengelassene Arbeiten und Skizzen aus unterschiedlichen Zeiten im Umfang von 1 bis 81 Seiten.

55 Für diese Annahme gibt es mehrere Gründe: 1. Alle in *Unser Georg* enthaltenen Texte finden wir zeitlich gruppiert noch einmal in den nachfolgenden Sammlungen mit Kurzprosa. 2. Der Großteil von ihnen wurde erwiesenermaßen nach der Erstveröffentlichung noch einmal umgearbeitet, was bedeutet, daß sie in der in diesem ersten Prosaband enthaltenen Gestalt ihre Gültigkeit verloren haben. 3. Kein Fund aus dem Nachlaß, kein Werkverzeichnis deutet darauf hin, daß H. G. Adler eine neuerliche Publikation dieser Zusammenstellung beabsichtigt hätte, auch nicht mit den Texten in überarbeiteter Version.

lichkeit und Sein.“ Doch stammen sowohl die Auswahl der Texte wie auch der um das Wort „Betrachtungen“ erweiterte Untertitel von H. G. Adler selbst: „Vier Einschaltungen für den *Fürst des Segens* [s. o.]. Fügen wir sie ein, dann heißt der Untertitel *Parabeln, Betrachtungen, Gleichnisse*.“ Die mittlere dieser drei hier zitierten Stellen verweist noch einmal auf den Zusammenhang mit einem ganz anderen Werk, nämlich mit *Über Wirklichkeit und Sein*, welches zur Zeit, als Adler diese Anmerkungen geschrieben hat, noch der Haupttitel seiner *Vorschule für eine Experimentaltheologie* war.

Sodoms Untergang. Bagatellen ist der erste Kurzprosaband H. G. Adlers, der ausschließlich im Exil entstandene Texte vereint (insgesamt 47), der Großteil stammt in erster Fassung aus dem Jahr 1950. Vor der Drucklegung wurde der Band noch einmal gründlich überarbeitet, wozu der Autor selbst notiert hat: „Geschrieben Frühjahr 1950 (*Lob der Ratten* 1948, *Von der Musik* und *Vergeblichkeit* 1949); vieles später überarbeitet; endgültige Fassungen (manche Stücke fast neu gestaltet) 6.2. bis 28.3.1964.“⁵⁶ Gewidmet hat er das Buch Heimito von Doderer, auf dessen Betreiben Hilde Spiel dieses Buch und den *Fürst des Segens* besprochen hat, von der Adler sich allerdings nicht recht verstanden fühlte: „Hilde Spiel kennt wahrscheinlich viel zu wenig von mir, als daß ich da viel sagen könnte. Sie ist von Doderer veranlaßt worden, über mich zu schreiben, und ich glaube nicht, daß ich ihr ganz besonders nach dem Herzen schreibe.“ [I 6, S. 200] Die folgenden Worte dürften Adler hingegen sehr gefreut haben, die Max Brod 1967 nach der Lektüre von *Sodoms Untergang* an ihn richtete: „Stilistische Einflüsse Kafkas bei durchaus persönlicher Eigenständigkeit in der Wahl der Sujets geben ein Gesamtbild von starker Bedeutsamkeit. [...] Ich erwarte viel von Ihren weiteren Schriften.“⁵⁷

1969 bekam Adler für *Panorama* den Veillon-Preis, im gleichen Jahr erschien der Erzählband *Ereignisse. Kleine Erzählungen und Novellen*, dessen 21 Texte mit einer einzigen Ausnahme (*Kartoffeln*, 1956) in erster Fassung zwischen 1950 und 1953 geschrieben wurden, was bedeutet, daß mit eben dieser einzigen Ausnahme alle 95 Texte, die in den drei zuletzt genannten Bänden enthaltenen sind, zumindest in erster Version schon lange vor dem Erscheinen von *Unser Georg* vorhanden waren – also gleich wie die Romane ebenfalls vor dem Erscheinen des Theresienstadt-Buches! „With a fine satiric eye for the human condition and with stylistic punctilio, this born storyteller relentlessly explores the philosophical, psychological, and sociological problems and sensibilities of modern man, the meat (*Die Liebe zu den Schweinen*) and potato (*Kartoffeln*) aspects of modern civilization“⁵⁸ schrieb Harry Zohn über Adlers *Ereignisse*, mit denen dann – ausgerech-

⁵⁶ H. G. Adler, zitiert nach Hocheneder, S. 46ff.

⁵⁷ Max Brod an HGA, 18.2.1967 (Abschrift, Auszug).

⁵⁸ Harry Zohn: A Literary Discovery. In: H. G. Adler – Buch der Freunde. Stimmen über den Dich-

net zum absolut unwahrscheinlichsten Zeitpunkt – seine Karriere als Erzähler praktisch vorüber war.

Dabei hatte er schon vor dem Erscheinen der *Ereignisse* die Arbeiten an der ersten Fassung von *Schuldig und unschuldig. Symphonische Miniaturen*, einem weiteren Band mit Kurzprosa, bereits beendet. Diese Prosa entstand über einen sehr langen Zeitraum, zwischen 1953 und 1967; an manchen der 54 Texte arbeitete Adler noch geraume Zeit danach. Einige davon wurden veröffentlicht, doch noch nie alle in der von Adler vorgesehenen Zusammenstellung.

Ähnliches gilt für *Zwischenrufe. Geschichten und Berichte*, einer weiteren, noch späteren Sammlung von Kurzprosa, bei der es allerdings ungewiß ist, ob sie von H. G. Adler bereits als abgeschlossen erachtet wurde.⁵⁹

Zusätzlich zu den Sammlungen gibt es 10 Einzeltexte, die mit einer einzigen Ausnahme (*Befohlen* 1953, 1978) alle Mitte der achtziger Jahre entstanden und alle unveröffentlicht sind.

Das Kernstück seines Lyrikschaffens ist eine von H. G. Adler selbst angelegte siebenbändige, chronologisch nach Erstfassungen, weiters meist zyklisch geordnete Gedichtsammlung mit mehr als 900 Texten, entstanden in über sechzig Jahren! Die Titel der einzelnen Abschnitte lauten: *I. Gedichte aus der Jugendzeit (1927–1932)* und *II. Frühe Gedichte (1934–1940)* (zusammen Bd. 1), *III. Gedichte aus der Lagerzeit (1942–1945)* und *IV. Gedichte aus der Nachkriegszeit (1945–1946)* (zusammen Bd. 2), *V. Gedichte aus England (1947–1952)* (Bd. 3), *VI. Gedichte aus England (1952–1969)* (Bd. 4), *VII. Gedichte aus England (1970–1979)* (Bd. 5), *VIII. Gedichte aus England (1980–1983)* (Bd. 6) sowie *IX. Gedichte aus England [ab 1984]* (Bd. 7).⁶⁰

ter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S. 108f., hier S. 109.

59 Denn erstens liegt diese Sammlung nicht in einer von H. G. Adler zusammengestellten Form vor, den einzigen Hinweis darauf gibt eine ergänzte „vorläufige Übersicht“, auf welcher zuerst 17 Titel maschinschriftlich aufgelistet und dann noch fünf handschriftlich dazugefügt sind. Diese Tatsache, daß die vorläufige Version durch einige weitere Texte bereichert wurde, bedeutet zweifelsohne, daß das ganze Unterfangen näher zu einer vollständigen Form gelangt ist, doch – zweitens – scheint die Tatsache, daß nicht einmal das Inhaltsverzeichnis neu getippt wurde, kaum dafür zu sprechen, daß diese vollständige Form bereits erreicht war. Die in der Inhaltsübersicht angeführten Texte sind alle im Nachlaß erhalten, und als Indiz dafür, daß wahrscheinlich nicht mehr viel dazugekommen wäre, kann gewertet werden, daß die 22 Texte, die zum Teil eine beachtliche Länge aufweisen, insgesamt beinahe 200 Maschinschreibseiten ausmachen.

60 Der 5. Band ist davon der einzige, der annähernd vollständig in Buchform veröffentlicht ist. Er enthält elf Zyklen, von denen die ersten sieben insgesamt den Gedichtband *Viele Jahreszeiten* bil-

„In Adlers Nachlaß befindet sich [...] eine mehrbändige Gedichtsammlung“, weiß in *Das Theresienstadt-Bild in Werken der Häftlinge* (1998) auch Eva Kolářová zu berichten, die mit Aussagen wie der folgenden fortfährt: „Wieviele [der Lagergedichte] in Theresienstadt geschrieben wurden, läßt sich schwer sagen.“ Etwas später teilt sie unter anderem noch mit: „Anhand der geringen Zahl der zur Verfügung stehenden Gedichte läßt sich nur schwer etwas Genaueres über die Gesamtgestaltung der beiden Zyklen [= *Theresienstädter Bilderbogen* und *Fragen*] bestimmen. In Hinsicht auf Adlers höchst kunstvolles Verfahren bei den einzelnen Gedichten kann man voraussetzen, daß die Komposition der Zyklen durchdacht und nach bestimmten Prinzipien gestaltet ist.“⁶¹

In dieser Angelegenheit ließe sich völlige Klarheit herstellen, denn Eva Kolářová's Hintergrundinformationen in dieser Passage über Adlers Lagergedichte stützen sich eigentlich fast ausschließlich auf Jeremy Adlers kurzen Begleittext zu *Neun Gedichte aus Theresienstadt*. Noch dazu wurde dabei ein ganz entscheidender Satz offensichtlich übersehen: „H. G. Adler hat sich stets als Lyriker verstanden“,⁶² ist dort zu lesen, das Schreiben von Gedichten hat ihn – wenn auch mit Unterbrechungen – durch sein gesamtes Leben begleitet, und so hat er dann auch größte Sorgfalt darangesetzt, der Nachwelt sein lyrisches Vermächtnis – was dessen Struktur und Textgestalt betrifft – möglichst unmißverständlich zu hinterlassen. Die Anordnung sämtlicher Texte ist eindeutig festgelegt, sie sind allesamt in Reinschrift überliefert, und es sind in fast allen Fällen sogar das genaue Entstehungsdatum sowie die Daten eventueller Überarbeitungen bekannt! Die Lagergedichte gehörten für Adler gleichermaßen zum lyrischen Lebenswerk und bilden hierin keine Ausnahme, was an einem Beispiel demonstriert sei. Eines dieser neun Gedichte aus Theresienstadt heißt *Auf dem Bahnhof*, es stammt vom 9.6.1942 und wurde am 14.10.1949 sowie am 30.6.1972 umgearbeitet.

Es läßt sich – selbst wenn dies überraschen mag – mit nahezu hundertprozentiger Genauigkeit eruieren, welche und wie viele Gedichte in Theresienstadt oder zu jedem beliebigen anderen Zeitpunkt in Adlers Karriere entstanden sind.⁶³ Für unsere Zwecke genügt diesbezüglich ein kurzer Überblick: „Gedichte habe ich ungefähr in jedem Lebensalter geschrieben“, sagte Adler zu einer Zeit, als er bereits auf beinahe 71 Jahre seines

den, die Zyklen 8 bis 10 sind zusammen mit dem 10. Zyklus des 4. Bandes das Buch *Stimme und Zuruf. Blicke* besteht aus drei Gedichtzyklen aus der frühesten Zeit des englischen Exils, *Der Wahrheit verpflichtet* enthält drei vollständige Gedichtzyklen aus der Lagerzeit.

61 Eva Kolářová: *Das Theresienstadt-Bild in Werken der Häftlinge*. Aussig [= Ústí nad Labem]: ÚSGS UJEP 1998, S. 28f. u. 39.

62 Jeremy Adler: *Zu den Theresienstadt-Gedichten*. In: *Europäische Ideen* (Berlin), Nr. 70, 1989, S. 19.

63 Vgl. Hocheneder, S. 73–177.

Lebens Rückschau halten konnte. „Seit [...] ungefähr 1917 bis zum heutigen Tage, das heißt bis zum Vorfrühling 198[1], habe ich das Verfassen von Gedichten nie auf die Dauer eingestellt, doch gab es Jahre, in denen ich keine oder fast keine Lyrik produziert habe.“ Eine besonders ertragreiche Periode waren dabei die unmittelbaren Nachkriegsjahre, in denen selbst die aufwendige Arbeit am Theresienstadt-Buch Adler nicht von der Beschäftigung mit der Lyrik abhielt. „Seit dem Sommer 1945 befaßte ich mich reichlich mit Gedichten. Ziemlich viele verfaßte ich in meinen ersten englischen Jahren 1947 bis 50. Die Produktion stieg 1951/52 außerordentlich an und erreichte in den ersten Monaten 1953 einen Höhepunkt; nachher versickerte sie bis zum Nichtschreiben von Versen. Erst seit Mitte der 60er Jahre stieg das lyrische Schaffen wieder an, und seither widme ich mich zeitweise immer wieder reichlich [neuen Gedichten].“ [I 7, S. 50]

Da *Theresienstadt 1941–1945* und *Die verheimlichte Wahrheit* bereits an früherer Stelle einiges an Platz gewidmet wurde, sollen hier dazu nur noch ein paar ergänzende Angaben folgen. Es verwundert wohl kaum, daß bei Adlers intensiver Auseinandersetzung mit diesem Thema auch einige kürzere Arbeiten entstanden sind, von denen ich hier einige besonders erwähnen möchte. „Vielleicht wird es sich einmal fügen, eine vereinfachte Volksausgabe zu veröffentlichen“ [T, S. XIII], schrieb er 1960 über sein Theresienstadt-Buch. Es ist dies nie geschehen, aber es existiert eine unveröffentlichte 134seitige kurze Fassung des Theresienstadt-Buches vom Januar 1951 mit dem Titel *Theresienstadt. „Das Paradies-Ghetto“*. Über noch frühere Ergebnisse hielt Adler fest: „Im Zusammenhang mit d[em Theresienstadt-]Buch oder eigentlich eines seiner Resultate sind auch meine 3 Essays *Der mechanische Materialismus* (Januar 1949), die als Vorträge an der Kölner Universität Februar 1949 gehalten werden sollten – es ging leider schief, und so liegt auch diese Arbeit wie alles andere bis jetzt brach (für das Theresienstadt-Buch hat sich jetzt Ralph Bunche⁶⁴ von der U.N.O. eingesetzt – der Erfolg bleibt abzuwarten).“⁶⁵ Hier wird unter anderem auch ersichtlich, daß schon früh ein Kontakt in den Kölner Raum hergestellt war und daß Adler zwar nicht ständig in Deutschland leben, aber schon bald dort seine Forschungsergebnisse präsentieren wollte. Weiters ist hier zu erkennen, daß sich Adler von Anfang an systematisch bemüht hat, nicht isolierte Einzelwerke, sondern komplementäre und einander bedingende Arbeiten vorzulegen.

„Die Erkenntnis jedes bedeutsamen sozialen Geschehens, sobald es gerade Geschichte wird, aber noch im Bewußtsein vieler Beteiligten lebt und dadurch noch nicht in eine Vergangenheit gesunken ist, die keine großen Leidenschaften mehr hervorruft, vollzieht

64 Ralph Johnson Bunche (1904–1971), Friedensnobelpreisträger von 1950.

65 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

sich in drei Stufen“, ist in der Einleitung zum Theresienstädter Dokumentarband von 1958 zu lesen: „1. daß es geschehen ist, 2. was eigentlich geschehen ist und 3. wie es geschehen ist.“ Punkt 3, wie es geschehen ist, „bis in manche letzte Einzelheiten zu zeigen“ [VW, S. iff.], sei der Plan dieses Buches, mit dem er auch einen 1955 formulierten Wunsch erfüllen konnte: „die Vorbereitung und Herausgabe eines dokumentarischen Werkes über Theresienstadt, *Die verheimlichte Wahrheit*, wodurch ich meine Forschung zum Thema abgerundet und zu einem vorläufigen Abschluß gebracht habe. Beide Bücher ergänzen einander, setzen einander voraus und lassen die angerührten Probleme erst in ihrem Umfang deutlich werden.“ [T, S. XII]

Doch tatsächlich war das noch lange nicht das Ende, und mit *Der verwaltete Mensch* hat Adler die Perspektive noch einmal bedeutend geändert und erweitert. „Das neue Buch sollte viel kürzer als mein *Theresienstadt* sein, doch war ausdrücklich vorgesehen, es im Geiste dieses Werkes zu verfassen“, beschreibt er den Ausgangspunkt zu diesem weiteren Unterfangen, dessen Anstoß prinzipiell auf eine Initiative des Münchner Instituts für Zeitgeschichte zurückzuführen ist, das H. G. Adler für eine Arbeit über seinen „Themenkreis“ zu gewinnen suchte: „Wir vereinbarten, daß ich [...] ein Buch [...] in der Länge von mindestens 200 Manuskriptseiten schreiben solle.“ Nachdem sich später das Institut von dem 1965 vorgelegten Zwischenresultat distanziert hatte – „weder wissenschaftlich noch stilistisch entsprach mein Elaborat den Auffassungen der zuständigen Herren“ –, absolvierte Adler den Rest des Weges im Alleingang, wobei schließlich das fertige Ergebnis den ursprünglich angepeilten Umfang ziemlich genau um das Achtfache übertraf!

„Meine zwei Werke über die Verfolgung der Juden durch das nationalsozialistische Deutschland sind eng miteinander verwandt, ich nehme sie sogar als eine Einheit wahr“, schlug Adler im Oktober 1973 von *Der verwaltete Mensch* eine Brücke zum Theresienstadt-Buch. „Methodisch folgte ich weitgehend der Arbeitsweise, die ich für mein Buch *Theresienstadt 1941–1945* entwickelt habe. Die wichtigsten Unterschiede gegenüber dem älteren Werk leiten sich von zwei Umständen her: 1. Obwohl ich den Deportationsakt persönlich zumindest zweimal erfahren habe (von Prag nach Theresienstadt und 32 Monate später von dort nach Auschwitz), schildere ich doch diesmal weitgehend nicht Selbsterlebtes; den persönlichen Befreiungsakt, den ich seinerzeit beim Schreiben vollzogen habe, brauchte ich nicht zu wiederholen. So fällt, sei sie auch noch so verhalten, die damals wirksame Emotion fort und tritt gegenüber der Reflexion, die jetzt mein Trachten erfüllt, wesentlich zurück. 2. Das frühere Werk ist [...] vom Blickpunkt des Verfolgten aus gesehen und gestaltet; diesmal überwiegt weitaus der Blickpunkt des Verfolgers.“

Und es ist abermals ein Pionierwerk dabei entstanden, wie auch Adler selbst festhält, dessen Interessen und Zielsetzungen sich im Zuge seiner Arbeit – ungefähr ab 1963 – entscheidend veränderten, aber auch konkretere Formen annahmen: „Nun wollte ich ein Buch über die Deportation der Juden aus Deutschland schreiben, weil es ein Werk größeren Umfangs über diesen Gegenstand damals noch nicht gab (und erstaunlicherweise bis heute keines erschienen ist – weder in den beiden deutschen Staaten noch im Ausland). [...] Ich wollte die Deportation selbst, die Vorgänge rund um den Akt der Verschickung zum Hauptgegenstand meiner Untersuchung machen; was sonst noch zu berücksichtigen war, sollte zur Abrundung des Ganzen oder als nähere Erklärung dienen, um der Darbietung des zentralen Themas möglichst viel Leben zu verleihen.“ [VM, S. XVIIIff.]

Für *Der verwaltete Mensch* habe er, so Adler, wenigstens gedanklich schon in Theresienstadt vorgearbeitet, die eigentliche Beschäftigung dauerte ungefähr von 1958/59 bis 1973, wobei „die Detailarbeit bis ins Unermeßliche“ [I 6, S. 199] gegangen sei, was auch Manfred Moschner in seinem Interview mit H. G. Adler anspricht:

[Moschner:] Sie sind aber ein Schriftsteller, welcher der Sprache und Literatur besonders verhaftet ist, und anderthalb Jahrzehnte mühseliger Materialsammlung, genauen Aktstudiums und vielfältiger Recherchen sind auch doch für einen Menschen wie Sie eine Belastung. Wie konnten Sie diese Zeit überhaupt mit diesen Arbeiten durchstehen?

[Adler:] Ich glaube, ich hätte die Zeit ohne diese Arbeit nicht durchstehen können. So, wie ein Dichter – wenn er wirklich ein Dichter ist – es nur dann ist, wenn er sich selbst gehorsam ist oder die Mächte über sich anerkennt, so erging es auch mir mit diesem Buch. Ich mußte es schreiben. Ich hatte die Pflicht, es zu tun. Das mag vielleicht arrogant oder komisch klingen, aber ich würde mich vor mir selber schämen müssen, wenn ich das nicht getan hätte. Es ist Stück um Stück entstanden. Wenn Sie so wollen, ist es trotz oder gerade wegen seiner – wie ich hoffe – strengen Wissenschaftlichkeit auch gleichzeitig ein inspiriertes Buch.

Weder das Ziel noch der Titel seien am Beginn des gesamten Unternehmens für Adler festgestanden: „Der Titel *Der verwaltete Mensch* ergab sich aus dem Verlauf der Arbeit, weil ich mehr und mehr nicht die Deportation selbst als das zentrale Problem, wenn auch weiterhin für den zentralen Gegenstand dieses Buches halten konnte. Ich sah, daß bestimmte – ich muß leider sagen – geistige Voraussetzungen bestehen, die alles erst möglich gemacht haben. Ich erkannte, daß der Mensch nicht mehr beherrscht wurde, sondern daß er zum Gegenstand erniedrigt wurde, daß er verwaltet wurde. [...] Diese Einsicht, daß hier der Mensch zur Sache geworden ist, hat mich mehr und mehr beim

Schreiben des Buches beschäftigt. Deswegen habe ich den ersten 31 Kapiteln dann noch weitere sieben angehängt, in denen gezeigt wird, was diese Verwaltung ist, die den Menschen aus menschlichen Zusammenhängen herauslöst und zum Gegenstand, zur Sache macht und ihn damit nicht mehr als Menschen anerkennt.“ [I 5, S. 2f.]

In ungewohnter Deutlichkeit, wenn es um die eigene Person geht, beschreibt H. G. Adler seine Arbeitsbedingungen bei diesem Buchprojekt in Anlehnung an die Formulierungen, die im Jahre 1755 das erste wissenschaftliche Wörterbuch der englischen Sprache von Samuel Johnson (1709–1784) begleiteten, welches „mit wenig Hilfe der Gelehrten und ohne Gönnerschaft der Mächtigen“ geschrieben worden sei, „weder in der milden Stille der Zurückgezogenheit noch unter dem Schutze akademischer Lauben, sondern inmitten von Kummer und Wirrnis, in Krankheit und Sorge“. [VM, S. XX] Moschners einleitende Bemerkungen zu seiner Frage weiter oben aufgreifend, muß dabei zusätzlich unbedingt noch einmal explizit auf die bewußte sprachliche Gestaltung hingewiesen werden. „Auch das Theresienstadt-Buch ist in einem gewissen Sinne ein sprachliches Kunstwerk“, sagte Adler, „und *Der verwaltete Mensch* ist es ganz gewiß.“ [I 6, S. 199]

Der verwaltete Mensch besteht insgesamt aus sechs großen Teilen, von denen der fünfte *Schicksale aus den Akten* genannt wird. „Diese Schicksale sind erschütternd, weil sie von Ihnen ohne Kommentar und Interpretation nur mit den notwendigsten Erläuterungen aktenkundig werden. Nun hätte jedes dieser Schicksale ein Buch für sich abgeben können“ [I 5, S. 4], stellt Manfred Moschner fest. Ähnliche Gedanken äußerte auch Heinrich Böll in seiner Rezension für den *Spiegel* vom 22.4.1974: „Im Teil V werden die aktenkundigen Schicksale von 47 Personen dargelegt: dieser Teil umfaßt 220 Seiten. Würde man jeder einzelnen von der ‚Endlösung‘ erfaßten Person diese knappen fünf Seiten zubilligen, so käme man auf mehr als 30 Millionen Seiten; erst dann wäre die Chronik andeutungsweise vollständig.“⁶⁶ Einen dieser Abschnitte hat Heinrich Böll exemplarisch in sein Lesebuch aufgenommen, Adler selbst dachte an eine komplette und eigenständige Ausgabe des gesamten fünften Teils: „Was ich mich bemüht habe, ist ungefähr so etwas zu leisten wie Kleist in seinen journalistischen Aufsätzchen, ganz klar aus vorhandenem Material ein Bild dieser Menschen zu geben, das für immer bestehen kann. [...] [I]ch glaube, daß eine Sonderausgabe gerade dieser *Schicksale aus den Akten* [...] einmal sehr wertvoll werden kann.“ [I 6, S. 195f.]

⁶⁶ Heinrich Böll: Die 32,80 RM des Jakob Strauß. In: H. G. Adler – Buch der Freunde. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S.66–72, hier S. 66.

Von den großen wissenschaftlichen Werken ist nach *Der verwaltete Mensch* die *Experimentaltheologie* als letztes verlegt wie auch als letztes fertiggestellt worden. Was schließlich 1987 als *Vorschule für eine Experimentaltheologie. Betrachtungen über Wirklichkeit und Sein* erschien, hat eine interessante und weitverzweigte Entstehungsgeschichte und ist als eine Art Lebenswerk zu bezeichnen: „Die ersten Gedanken zur *Vorschule* tauchen, meist in Versform, bereits 1932/33 auf und stehen überwiegend in Gedichten aus den Jahren 1932 bis 1938, die ich [...] ‚Satzungen‘ nannte. Einen wichtigen früheren Vorläufer bildet der aus 30 Gedichten bestehende Zyklus *Herrscher und Volk*, den ich vom 17. Juli bis 4. Oktober 1933 niederschrieb. [...] Später entstanden immer wieder bis zur Herstellung der hier vorliegenden ‚provisorisch endgültigen Fassung‘⁶⁷ der *Betrachtungen* hergehörige Textstücke. Am wichtigsten aus der Frühzeit ist eine Briefserie von eng mit Maschine geschriebenen großen Quartseiten aus Mailand an Bettina Gross in Prag vom 8. bis 17. November 1938; sie stellen die skizzenhafte Urfassung der *Betrachtungen* dar. Schließlich folgte nach einer Serie von Briefen in Prag an Gertrud Klepetar, hauptsächlich 1939/40, die ‚erste durchzufeilende Ausarbeitung‘ der *Betrachtungen*, in großer Hast in den ersten Monaten des Jahres 1941 aufgezeichnet. Dieser Text wurde ‚Traktat‘ genannt, an den bis zum 2. Juni 1941 die Fragmente angeschlossen wurden. Sie bestehen aus Bearbeitungen längerer oder kürzerer Stellen der erwähnten Briefe an Gertrud. Am 24. Juli 1941 begann die ‚zweite Ausarbeitung‘ der *Betrachtungen*, die Mitte August 1941 abgebrochen wurde. In Theresienstadt, 1942–1944, wurde nur wenig zum Thema notiert. Dann ruhte die Arbeit an den *Betrachtungen* so gut wie ganz bis 1979. Auf Grund der ‚ersten Ausarbeitung‘ von 1941 – angeregt durch viele Gespräche mit Derek Bolton, der große Teile der Fassung von 1941 englisch formuliert hat – beginnt am 9. Februar 1979 ein neuer Anfang (daran geschrieben am 9.2., 27.2. bis etwa 20.3., 30.5. bis 24.6. und ab 6. Oktober, doch kaum eine Woche). Neu vom Anfang begonnen die vorliegende Fassung am 13. Januar 1981 mit Benützung der 136 Seiten von 1979 (reduziert auf 132 S.) bis 21. Februar; dann, neuen Text fortsetzend, von diesem Tage an – mit manchen Unterbrechungen bis zum Abschluß am 27. März 1983. – Gewünschter Titel für eine englische Fassung: *Reflections on Reality and Being. A Preparatory Investigation for an Experimental Theology*.“⁶⁸

Im März 1981, also zu einem Zeitpunkt, als er noch daran arbeitete, sagte ein offenbar vielbeschäftigter H. G. Adler im Interview mit Friedrich Danielis über die Zielsetzungen, die er mit diesem Werk verfolgte: „Im Augenblick beschäftige ich mich, wann immer die Zeit reicht, mit einem philosophisch-theologischen Werk. [...] Es heißt *Über Wirklichkeit und Sein* und hat den merkwürdigen Untertitel *Vorschule für eine Experi-*

67 „Dies ist der am 27.3.1983 beendete Text“ (handschriftliche Anmerkung von H. G. Adler).

68 H. G. Adler, zitiert nach Hocheneder, S. 197f.

mentalthologie. Ich will die Theologie von den Religionen loslösen und so revolutionieren, wie Cartesius die Philosophie revolutioniert hat. Was ich anstrebe, ist keine dogmatische, ja nicht einmal meine eigene Theologie, sondern die *Vorschule für eine* – und jetzt kommt das erstaunliche Wort – *Experimentaltheologie*.“ [I 7, S. 56f.] Endgültig fertiggestellt hatte Adler die *Vorschule* dann gut zweieinhalb Jahre später – an einem besonderen Datum: „Seitdem ich den *Verwalteten Menschen* 1974 beendet habe, habe ich intensiv daran gearbeitet. Das sind also 10 Jahre. Ich habe es – vielleicht darf ich es als kleine Pikanterie sagen – ich habe dieses Werk beendet am 14. Oktober 1984. Das ist das 40jährige traurige Jubiläum meiner Fahrt nach Auschwitz.“ [I 8, S. 43]

VII.

„Die schwarze Rauchfahne aus dem zu niedrigen Schornstein schief gegenüber im Fabriksgelände, eingesprengt in das Viertel, bei Mackenzie, wo man Autos überholt und umbaut, zieht schon wieder schwer und qualmig über die Straße hin; der alte Lumpensammler Ron, dürr und mit schmalem zusammengequetschtem Gesicht, schiebt seinen Karren mühsam auf dem Gehsteig wie einen fahrbaren Käfig und hält umständlich vor unserem Hause, wie es seit Jahren einmal wöchentlich geschieht, seitdem ihm Johanna ein Riesenpaket alter Kleider geschenkt hat, die ihn entzückten, obwohl die Last ihn beinahe zu Boden krümmte, während wir froh waren, uns von diesem Trödel zu befreien, den unsere Wohltäter bei uns abluden, statt selbst einen Lumpensammler damit zu bedenken; Santi, der alternde gelbliche Hund aus dem Gemüseladen von Simmonds, streift wieder träge herum, bellt unvermittelt ohne ersichtlichen Grund und trollt sich lautlos weiter; mit ihren Einkaufstaschen schaukeln Frauen aus der Nachbarschaft vorüber, bleiben stehen, verlieren sich für eine Weile in ein dichtes und doch nicht verbindliches Gespräch, bis sie sich plötzlich trennen und einander nur noch ein unerklärtes spitzes Lachen schicken, das jäh verlischt; von ferne, wo die Eisenbahn westlich ins Land dringt, pfeift es, als sollte die Freude jeglicher Reise verkündet werden.“ [W, S. 7]

H. G. Adler *Die unsichtbare Wand* (1989).

1. *Panorama*

The book tells the story of a life in the time from the First World War until the end of the Second. Each chapter is self-contained, and describes one day or short part of a year in Josef's life. It is written in the idiom of its particular setting, using the language which would be accessible to the person of Josef's age and stage – for instance, Chapter One confines itself to the terminology of the child of seven, the school chapter uses school boys' slang. None of the characters introduced in one chapter appear again at a later stage. At the same time, the book is, almost imperceptibly, composed as an entity; certain features have a deeper meaning, recur in every picture, and mould the reader's mind into readiness for the conclusive chapters.

The ten chapters can be grouped into: 1–3, the story of Josef's childhood, uneventful unless we regard the small happenings with the child's eye who is impressed by his experience; 4–7, pictures the confusion, social and mental from which Nazism and war resulted. 8–10 describe forced labour, the death camp and finally the attitude of the survivor who is determined to find constructive solutions.¹

Dies ist ein Auszug aus einer Synopsis, mit der man einst im englischen Sprachraum auf *Panorama* aufmerksam machen und Interessenten für dieses Werk gewinnen wollte. Insgesamt wurden von den zwei frühesten Romanen aus der Exilzeit – also von *Panorama* und *Die Ansiedlung* – englische Zusammenfassungen angefertigt, die in H. G. Adlers Nachlaß erhalten sind. Der biographische Hintergrund dazu ist folgender: „Als ich mich hier niederließ“, schreibt Adler über seine Anfangszeit in London, „und im Juli 1947 meine erste so armselige wie ungesunde Wohnung mietete, hatte ich mich äußerlich sowie in meinen Berufsabsichten und Erwartungen auch innerlich vom Deutschen so entfernt, daß ich bis auf meine Lyrik, die unbedingt deutsch bleiben sollte, mich von meiner Muttersprache abwenden und englisch publizieren wollte.“² Adler dachte dabei allerdings nur daran, die deutsche Version zu erschaffen, die dann von jemand anderem ins Englische hätte übersetzt werden sollen, wozu es jedoch nur bei einem einzigen längeren Text gekommen ist, und zwar bei *England. Eindrücke eines Ahnungslosen*³, von welchem als *Comments on the English* eine vollständige englische Übersetzung vorliegt. Weder die deutsche noch die englische Version wurde jemals gedruckt, später distanzier-

1 *Panorama. A Novel in ten Pictures* by H. G. Adler, S. 1.

2 HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 248.

3 Entstehungszeit: 18.8.–23.9., 30.9.–8.10.1949. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hocheneder, S. 536]

te sich der Autor auch ausdrücklich von diesem Werk. Heute mag dieses Schriftstück, mag schon alleine sein Titel belegen, wie völlig unvorbereitet auf sein Exilland Adler in diesem einst angekommen sein muß. „Er schreibt und schreibt, hat ja noch nicht mal richtig englisch gelernt!“ wandte sich Steiner am 30.1.1950 Adler betreffend an Hartung. „Kann ich Ihnen zumuten, daß Sie sich darüber zu mir äußern.“ [Ziegler, S. 69] Die einzige englische Übersetzung eines seiner längeren Werke bei Adlers Lebzeiten fand erst relativ spät und außerhalb seines unmittelbaren damaligen Wirkungskreises statt: *The Jews in Germany* erschien 1969 in den USA. So lautet Adlers eigenes Resümee: „Englisch veröffentlichen: das ist mir gründlich mißlungen. Dies leitete eine unerwartete, aber besonders bedeutsame Wendung meines Schicksals ein.“

Adler wollte ursprünglich für ein englischsprachiges Publikum zu beiden Seiten des Atlantiks schreiben, was auch immer mit Hinblick auf die konkreten Auswanderungspläne nach Nordamerika gesehen werden muß, die zur Anfangszeit des Exils bestanden. Doch dann verlagerte sich 1955 durch die Veröffentlichung der Theresienstadt-Monographie in einem Tübinger Verlag – geographisch gesehen – alles in die andere Richtung, und Adler erwarb sich, wie er es selbst nannte, „ein geistiges Gastrecht in Deutschland“. In den darauffolgenden Jahren erscheinen weitere wissenschaftliche Werke, die Beziehung zum deutschsprachigen Raum wird intensiviert. Gleichzeitig ist Adler bereits seit längerem damit beschäftigt, seine Erzählprosa umzuarbeiten und für eine Veröffentlichung in deutscher Sprache vorzubereiten: „Da es mir auch sonst mißlang, in einem mir intellektuell selbst nur einigermaßen zusagenden Beruf in England unterzukommen, fühlte ich mich auf meine ursprüngliche Neigung zum schöpferischen Schreiben stärker denn je zuvor verwiesen. So ergab es sich von selbst, daß die Pflege des Deutschen mir wieder immer wichtiger wurde, zumal ich seit 1951, als ich Deutschland zum ersten Mal nach 1933 als freier Mensch besuchte, persönliche Beziehungen dort anknüpfte. Das waren lauter bisher mir unbekannte Deutsche, was nicht verwunderlich ist, weil ich einst als Jüngling in Prag solche Verbindungen noch nicht gepflegt hatte.“⁴

Dennoch klagte Adler 1970 im *Nachruf bei Lebzeiten* darüber, daß langjährige Verzögerungen in der Publikationsgeschichte unabwendbar gewesen seien: „Schon *Theresienstadt 1941–1945* [...] brauchte über sieben Jahre, bevor es gedruckt wurde. Unverhältnismäßig schlimmer ist es um seine künstlerischen Arbeiten bestellt. Wir [...] weisen namentlich auf die zwei umfangreichen Prosawerke hin, deren Veröffentlichung sich fast nicht durchsetzen ließ: die von einem opferbereiten kleinen Verlag herausgebrachte [...] *Reise* [...] blieb elf Jahre, der Roman *Panorama* volle zwanzig Jahre ungedruckt.“⁵

4 HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 248f.

5 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 16.

In England wurde *Panorama* hingegen Beifall gezollt, allerdings – wie könnte es auch anders sein – nur im privaten Bereich, da aber von einer Autorität. Elias Canetti ist im bereits erwähnten Brief vom 22.10.1952 – es muß bedacht werden, daß hier nicht die Druckversion, sondern eine frühere Vorstufe beurteilt wird – mit kleinen Ausnahmen voll des Lobes für „das erste große Romanwerk“ aus Adlers Exilperiode: „Vieles darin hat mich auf das Tiefste bewegt. Die Begabung für Atmosphären ist so auffallend wie das Gefühl für geistige Interessen verschiedenster Niveaus. Der autobiographische Charakter des Buches ist unverkennbar; aber es ist so gegliedert, daß eine ganze Anzahl von separaten Welten klar gegeneinander gesetzt werden. Die Eigenwilligkeit der Technik, die Sie in diesem Werke angewandt haben, macht es einem nicht immer leicht, seinen sehr großen Reichtum voll auszuschöpfen; doch es ist eine *bewußte* Form und sie ist konsequent durchgeführt, eine an sich imponierende Leistung. Ich habe gegen dieses Werk, das ich sehr schätze, nur zwei Einwände zu erheben: es hält sich vielleicht zu ausführlich an die einmal gewählte Form, und seine Substanz ist zu reich. Ich muß bekennen, daß mich eben diese Einwände, wäre ich der Autor, mit dem größten Stolz erfüllen würden.“⁶

Der Roman *Panorama* besteht aus zehn ziemlich genau gleich langen Abschnitten, die H. G. Adler nicht Kapitel, sondern Bilder nennt, wofür der Grund in dem kurzen einleitenden *Vorbild* zu finden ist. „Heute ist ein neues Programm“, sagt dort die Großmutter zu Josef. „Wir gehn ins Panorama.“ Gemeint ist damit eine Art Vorläufer des Kinos, der folgendermaßen beschrieben wird: „Rund um ein vielfächiges Holzgehäuse sind hohe Sessel aufgestellt. Vor jedem gibt es zwei runde Öffnungen, das sind die zusammen mit einem Metallschirm abgeblendeten Gucklöcher. Die Augen hält oder preßt man an den Schirm, und schon kann man dem Programm folgen.“ [P, S. 9f.]

In Adlers Roman sind zwischen den einzelnen Bildern mehrjährige Zeitsprünge, es entfaltet sich ein großes Panorama mit großen atmosphärischen Unterschieden zwischen den einzelnen Abschnitten. Trotz Adlers Bezeichnung „Roman“ habe es sich die Kritik, so Peter Demetz, „zu Recht oder zu Unrecht, nicht nehmen lassen, das Autobiographische hinter dem Erzählten hervorzuheben und für jedes Kapitel ein reales Datum und einen wirklichen Ort zu nennen“⁷.

Für einen der zehn Abschnitte kann gewiß auch ein reales Datum und ein wirklicher Ort, aber keinerlei autobiographischer Hintergrund ermittelt werden, hier geschähe dies also auf jeden Fall zu Unrecht. Im sechsten Bild von *Panorama* mit dem Titel *Der Hofmeister* ist Josef 22 Jahre alt, Philosophiestudent und soll für zwei Söhne der Familie

6 Elias Canetti: *Jenseits von Groll und Bitterkeit*, S. 72f.

7 Demetz: Nachwort. In: HGA: *Panorama*, S. 585.

eines Börsenrates den Hauslehrer spielen. Besonders Frau Börsenrat ist sehr mitteilungsbedürftig – „ich halte die freien Schulgemeinden fast für ideal, aber meine Jungs würd ich nie hingeben“ – und drängt Josef zu allem und zu jedem ihre Meinung auf. Die Ereignisse beschränken sich auf einen einzigen Tag, den Schluß bildet ein gemeinsames Abendessen, bevor Josef auf sein Zimmer geht. Freilich wird ihm ein solches zur Verfügung gestellt, „daß er im Haus auch übernachten kann und so mit der Familie leichter verschmilzt, denn das Familienleben ist alles, doch leider ein Glück, das es fast nicht mehr gibt, deshalb ist Frau Börsenrat in diesem Punkt gegen den Sozialismus, der zwar viel Gutes hat, aber die Familie löst er auf, und das verursacht den Verfall der Menschheit“. [P, S. 294ff.]

Alfred Joachim Fischer stellt im Gespräch mit H. G. Adler fest: „In *Panorama* sind die Bilder von Hofmeister und Kulturhaus gerade in ihrer Komik eigentlich bühnenreif.“ [I 6, S. 198] Darüber hinaus gibt es zumindest noch eine weitere wichtige Gemeinsamkeit, denn besonders von diesen beiden Bildern des Romans *Panorama* lassen sich interessante Verbindungen zu den Prosaarbeiten aus der Zeit vor dem Londoner Exil erkennen, über die sich Adler selbst in einem anderen Interview äußert und von denen sich nur wenig – „überwiegend Kürzeres und auch einiges aus Theresienstadt“ – erhalten hat: „[Außer mit Gedichten] befaßte ich mich seit 1948 ausgiebig mit [schöpferischer] Prosa. Allerdings habe ich auch Prosa schon bald zu schreiben begonnen. Die ersten Versuche stammen vom 18jährigen, doch haben sie sich zum größten Teil nicht erhalten. Es gab einige interessante Romanansätze, der älteste von 1932. Später schrieb ich einen ohne Kenntnis von James Joyce, wo ich ungefähr sein Prinzip angewendet habe oder mir zumindest einbildete, es angewendet zu haben. Es tut mir leid, [daß] ich dieses Fragment nicht besitze, denn es war in seiner Art reizvoll, aber nach Kenntnis von Joyce habe ich es selbstverständlich nicht mehr versucht, [diesen Entwurf] zu rekonstruieren. Es gab aber noch weitere Romanfragmente von mir. Darunter war eines, das ganz aus direkter Rede bestand und doch kein Drama war. Dort wollte ich die Angst einer reichen bürgerlichen Familie vor dem Kommunismus darstellen und habe dabei so ungefähr die Prager jüdische, deutschjüdische Gesellschaft der späten 20er und frühen 30er Jahre geschildert.“ [I 7, S. 50f.]

An einer anderen Stelle berichtet H. G. Adler noch ein wenig mehr über seine frühe Prosa nach dem 1932 begonnenen und bereits erwähnten autobiographischen Roman:

Ich begann nun, 1933–35, ziemlich viel Prosa zu schreiben [...] (nur eine einzige Satire hat sich erhalten), darunter gab es ein umfangreiches, in erster Niederschrift fast vollendetes Stück mit Einflüssen von Kafka und Jean Paul [...]: ein junger Kunsthistoriker vergißt plötzlich, wo er wohnt, und geht irrtümlich in eine Wohnung, in der er früher lebte und

wo ihn eine hochgebildete Familie irrtümlich für den Hauslehrer des Sohnes hält, der sich vorstellen kommen soll. Die Verwicklungen können Sie sich denken. Recht gelungen war die eingehende Schilderung des Abendbrotes mit vielen komplizierten Gesprächen.

[...]

Leider sind zwei ziemlich umfangreiche Romanansätze von damals verloren. Ein Roman sollte nur aus Gesprächen, ohne jeden sonstigen verbindenden Text bestehen, dargestellt sollte der innere Zerfall einer Familie werden, Mittelpunkt die (reiche) Hausfrau, die mit ihrem Mann, den Kindern, den Verwandten, den Freunden, den Dienstboten usw. konfrontiert wurde. Das treibende Element der „Heldin“ war die Angst vor dem Kommunismus. Noch interessanter war ein Versuch, der den Tag des zuständigen Musikreferenten einer Rundfunkstation abzeichnen wollte. Es war ein ganz wüster, grotesker Ansatz, für den ich viel Material gesammelt hatte. Die Ausführung begann vielversprechend. Ich kannte damals noch nicht Joyce, und es erging mir hier ähnlich wie einige Jahre zuvor mit Mombert, ich hatte also ohne Kenntnis in einem bereits verwirklichten Stil geschrieben.⁸

Insgesamt sind dies bislang die einzigen bekannten Aussagen von H. G. Adler über seine nicht erhalten gebliebenen Prosaarbeiten. Abschließend und ergänzend soll hier auch noch Adlers Antwort auf die Frage nach seinen Wurzeln, Vorbildern und Einflüssen stehen: „Kafka [...] ist für mich einer der entscheidenden Autoren gewesen. Ganz stark ist der Einfluß von Jean Paul auf mich, was sie wahrscheinlich nicht an den Werken sehen können, die das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben, und diese Werke sind ohnedies größtenteils von mir vernichtet worden oder sonst zugrunde gegangen; aber die menschliche Güte Jean Pauls hat es mir angetan gehabt und dem trachtete ich nachzueifern. Sonst bin ich mir irgendwelcher Einflüsse auf meine Prosa wenig bewußt.“ [I 6, S. 196]

2. Die Reise

Adlers *Reise* entstand 1950/51 unter dem Titel *Die Reise. Eine Ballade*, wurde 1962 als *Eine Reise. Erzählung* erstmals veröffentlicht und 1999 als *Eine Reise. Roman* neu aufgelegt. Die Originalbenennung mußte „aus Titelschutzgründen“ [I 6, S. 198] geändert werden, wahrlich eine „leidige Gepflogenheit“⁹, wie Rüdiger Görner in Zusammenhang

⁸ HGA an WU, 10.5.1950, S. 16f.

⁹ Rüdiger Görner: Gnadenqual des Überlebens. H. G. Adlers Roman *Die unsichtbare Wand*. In: Neue Zürcher Zeitung, 13./14.5.1989, S. 40.

mit Adlers *Wand* einmal monierte.¹⁰ *Die Reise* steht ganz klar in einer Reihe mit anderen (ursprünglichen) Titeln von Adlers großer Prosa (*Die Ansiedlung*, *Die Prüfung*, *Die Wand*) und in weiterer Hinsicht auch mit Kafkas *Der Prozeß* oder *Das Schloß*, an die sie angelehnt zu sein scheinen.

Der erste Verleger, Knut Erichson, „bat den Autor, auf die ungewöhnliche Bezeichnung *Eine Ballade* zu verzichten“, schreibt Jeremy Adler in seinem Nachwort zur *Reise*. „Da aber das Buch nach Adlers Begriffen kein Roman war, denn diese Gattung solle, wie er meinte, ‚eine ganze Welt‘ umfassen, wurde der Untertitel *Eine Erzählung* gewählt. Diese irreführende, weil ungewichtig wirkende Bezeichnung mag ein [...] Grund dafür gewesen sein, warum das Buch zu selten wahrgenommen wurde.“¹¹

„Es ist ein ungefähr vollkommen unbekanntes Werk“ [I 6, S. 198], sagte H. G. Adler 1980 selbst darüber, und das, obwohl es bedeutende Rezensenten und Fürsprecher wie Heinrich Böll oder Heimito von Doderer hatte, die auch die Gattungsbezeichnung diskutierten. „Doderer hat in seiner Rezension die Gattungsproblematik erkannt“, ist im Nachwort zu lesen. „Der Autor nennt dieses Buch ‚Erzählung‘. Es ist ein Roman. Keineswegs des Umfangs wegen, sondern durchaus in Anbetracht des universalen Zugriffs.“ Dann folgt das Zugeständnis: „Dennoch ist das Werk durchaus eine Ballade.“¹² Jeremy Adler erblickt in dem Begriff „Ballade“ hier nicht so sehr eine Zuordnung zu einer traditionellen Gattung, „sondern eine neue Erzählform“: „Doderer [hat] auf die Schwierigkeit hingewiesen, für *Eine Reise* gültige literarische Vergleiche zu finden. Roland H. Wiegenstein kam in seiner Besprechung [...] zum radikalsten Schluß: ‚Das Buch gehorcht keiner literarischen Kategorie mehr.‘“¹²

Ich möchte hier diese Gattungsfragen vorerst nicht weiter berühren, sondern die Aufmerksamkeit demjenigen Ausdruck zuwenden, der in jeder der drei Titelversionen vorkommt, also dem Wort „Reise“, sowie den unterschiedlichen semantischen Konnotationen, die dieses Wort bei H. G. Adler hat. In der *Wand* ist über Artur Landaus Umgebung in West Park Row zu lesen: „von ferne, wo die Eisenbahn westlich ins Land dringt, pfeift es, als sollte die Freude jeglicher Reise verkündet werden.“ [W, S. 7] In der *Reise* erscheint demselben Wort auf einmal ein gänzlich anderer Gehalt unterlegt zu sein, denn bevor der Zug von Stupart nach Ruhenthal losrollt, heißt es: „Liebe Schäfchen, so fährt denn wohl, aber singt nicht zu laut und schaut nicht aus dem fahrenden Zug heraus, weil die Begleitmannschaft auf Neugierige ohne War-

¹⁰ Offensichtlich wird bzw. wurde das auch nicht immer so genau umgesetzt: 1969 kam sowohl von H. G. Adler als auch von Thomas Bernhard ein Band mit dem Titel *Ereignisse* heraus.

¹¹ Jeremy Adler: *Nur wer die Reise wagt, findet nach Hause*, S. 310f.

¹² Jeremy Adler: *Nur wer die Reise wagt, findet nach Hause*, S. 311.

nung schießen wird.“ [R, S. 40] Was ist das für eine „Reise“, auf die wir hier mitgenommen werden?

„H. G. Adler findet es verständlich, daß die Buchbesprecher den ‚Inhalt‘ seiner Dichtung entschlüsseln wollen“, schreibt der Autor selbst in einer unmittelbaren Reaktion auf die frühen Rezensionen der *Reise*, „das ist ihr gutes Recht und gehört nun schon einmal zur Würdigung epischer Werke. Aber als *Dichtung* verstanden wird diese verwobene Erzählung durch die Erkenntnis ihres Stoffes gewiß nicht, [...] wenn sich der Leser des hinter und in der Darstellung verborgenen historischen Geschehens bewußt wird.“¹³

„Adlers Buch entzieht sich wie kaum eines der herkömmlichen Inhaltsangabe – jeder Satz, jedes Wort spricht für sich“,¹⁴ schreibt auch Heinrich Böll in einer seiner Besprechungen der *Reise*. Somit ist es hinfällig, sich diesem Buch vom Inhalt her zu nähern, und es besteht die Notwendigkeit, sich nach anderen Anhaltspunkten umzusehen, die erhellend wirken und zum Verständnis dieses Werkes beitragen mögen, das hier gleichzeitig auch in einen größeren Kontext gestellt werden soll.

„Die Wanderschaft, zu der sich ein Jude aus eigenem Willen entschließt, führt zwar durch die Wüste und bringt Entbehrungen, aber das Ziel ist das Land des Lebens und der Verheißung“, schreibt Adler in *Der Transport*, dem 9. Kapitel seines Theresienstadt-Buches. „Die Wanderschaft, die Adolf Hitler und seine SS über die Juden verhängten, führte in das Land der Vernichtung, in die Gaskammer.“ [T, S. 265] In der *Reise* hat Adler anhand des Schicksals der Familie Lustig diese Fahrt literarisch gestaltet, deren Stationen Stupart, Leitenberg, Ruhenthal und Unkenburg heißen: „Hinter den Namen verbergen sich Prag (man denke an die Stupartgasse), Leitmeritz, Theresienstadt und Halberstadt.“¹⁵ Für den 75jährigen Arzt Dr. Leopold Lustig, seine Frau Karoline und deren Tochter Zerline sowie für eine Schwester der Mutter bedeutet diese „Reise“ die „große“, die im buchstäblichen Sinn „letzte Reise“ – die Reise in den Tod. Paul, der Sohn des Ehepaares, ist am Schluß der einzige Überlebende.

Im Titel des Buches steckt außer einer Metapher für das Leben auch die euphemistisch verhüllte Deportation bzw. der „Transport“, wie es das Wörterverzeichnis im Theresienstadt-Buch ganz eindeutig belegt:

13 HGA: H. G. Adler über *Eine Reise*.

14 Heinrich Böll: *Frankfurter Vorlesungen*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1966, S. 55f. bzw. ders.: *Eine sehr deutsche Reise*. In: H. G. Adler – *Buch der Freunde*. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S. 82–87, hier S. 83.

15 Jeremy Adler: *Nur wer die Reise wagt, findet nach Hause*, S. 314.

„Transport“ zwar auch im herkömmlichen Sinn als „Warenbeförderung“, aber vor allem Deportation und Massendeportation. Das Wort kommt dem mechanischen Materialismus entgegen: Menschen werden wie Vieh oder leblose „Massen“ transportiert und der Freiheit beraubt. Darum fuhren und reisten die Juden nicht (obwohl von der SS euphemistisch „reisen“, „abgereist“, „verreist“ gesagt wurde), sondern wurden mit oder in „Transporten abgefertigt“ und „nahmen am Transport teil“. War derlei auch durch „Truppen-“ oder „Gefangenentransport“ vorbereitet, so wurde das in allen Sprachen gleichlautende Wort und der Begriff „Transport“ für die Juden vor und in T[heresienstadt] zum hoffnungslosen Schreckenswort. Man sagte z. B. „ich bin im Transport“ (oder auch nur „ich bin drin“) oder „wann geht der nächste Transport?“ [T, S. LV (Wörterverzeichnis)]

In ähnlicher Weise wurde offiziell nicht von „Evakuierung“, sondern von „Wohnsitzverlegung“ nach Theresienstadt gesprochen¹⁶ oder auch von „Überstellung“, ein Ausdruck, der, so Adler, „auf einen haftgleichen Dauerzustand ohne gewaltsam beschleunigte Vernichtung hinweist.“ [T, S. 24] In der *Reise* taucht Theresienstadt auf als „Ruhenthal“, was sich als Wortschöpfung einerseits zwischen „Reichsaltersheim“ und „Theresienbad“ bewegt, andererseits aber auch sehr nach „letzte Ruhestätte“ klingt.

„[...] das Vermögen bleibt bei der Ablösung von Eigentum und Inhaber in Stupart zurück und muß der Ordnung wegen in langen Listen gebeichtet werden. [...] Frau Lischka hat in der Kammer das alte geblumte Porzellan entdeckt“ und „trägt die Suppenschüssel fort, mit frommen Händen all die vielen Teller, weil es zu schade wäre, wenn das den Stellen jetzt zum Opfer fiel.“ [R, S. 15ff.] In solchen Passagen werden Parallelen zu Adlers Biographie klar ersichtlich, und es läßt sich in der *Reise* auch noch einiges andere erkennen, was sich in gleicher Weise im Leben des Autors zugetragen hat. Doch dieser macht deutlich, daß er mit dem vorliegenden Werk keinen persönlichen Erlebnisbericht angestrebt hat: „Gerecht gesehen, zumindest so wie sie dem Dichter vor Augen steht, wird *Eine Reise* erst werden, wenn sie *wörtlich* wie im *Ganzen* aufgefaßt wird, so wie sie in einem weit gespannten und dabei sorgfältig gegliederten künstlerischen Aufbau gestaltet ist. Gewiß darf es gelten, daß dann jede Einzelheit im Kunstwerk für etwas angeführt sein mag, was auch außerhalb *seines* Bestandes wirklich ist. Nur muß man wissen, daß es sich in jedem Fall um andere Kategorien der Wirklichkeit handelt, und es ist nichts damit gewonnen, wenn einer sich im Gange der Dichtung an Tatsachen hält, die der Erlebnisbericht wie die gelehrte historische oder soziologische Arbeit allein gerecht zu gestalten vermögen, während im Kunstwerk diese Erfahrungen umgegossen, verwandelt, sogar verbrannt werden, wodurch – wenn auch nicht allein,

¹⁶ Vgl. VW, S. 20 (Dokument 5).

so doch vorzüglich – erst Dichtung entsteht, Dichtung und kein literarischer Zwitter, der weder der Kunst noch der beschreibenden oder wissenschaftlichen Schilderung von Tatsachen genügt.“¹⁷

In dem bereits mehrmals zitierten Brief an H. G. Adler hob auch Elias Canetti die vom persönlichen Erlebnis abgehobene Darstellung hervor, die das Buch auszeichnet: „Es ist in besonders schöner, reiner Prosa geschrieben, jenseits von Groll und Bitterkeit, Ausdruck einer essentiellen Läuterung, auf die nur Sie oder einer Ihrer Schicksalsgenossen ein Anrecht haben. Ich glaube, daß Ihr Erlebnis, das das Erlebnis vieler war, hier eine vollkommene dichterische Verwandlung erfahren hat, wie sie keinem anderen bis heute gelungen ist. Die furchtbarsten Dinge, die Menschen geschehen können, sind hier so dargestellt, als wären sie schwebend und zart und verwindlich; als könnten sie dem Kern des Menschen nichts anhaben. Ich möchte sagen, daß Sie die *Hoffnung* in die moderne Literatur wieder eingeführt haben. Es wäre anmaßend, bloß zu erklären, daß dieses Buch seine Anerkennung finden wird: denn es wird das klassische Buch dieser Art von ‚Reise‘ sein, jeder Entwurzelung und Verwüstung, wem immer sie geschieht.“¹⁸

Auf diesen Umstand, daß im Buch allgemein nur von „Helden“ und „Verbotenen“ bzw. „Erloschenen“ die Rede ist, machte auch Heinrich Böll aufmerksam: „es ist gewiß nicht Zufall, daß die Worte ‚deutsch‘ und ‚jüdisch‘ nicht einmal [...] vorkommen“.¹⁹ Und auch Böll nimmt zur „Gattungsproblematik“ Stellung: „Daß Adler sein Buch, obwohl Umfang und Komposition die Bezeichnung erlauben würden, nicht Roman nennt, versteht sich aus der Sache selbst. Adler kann das, was er erzählt, nicht Roman nennen; es klänge nach Erfindung, und die unheimliche Reise, auf die der Arzt Dr. Leopold Lustig mit seiner Familie geschickt wird, ist nicht von Adler erfunden.“²⁰ Diese „Gattungsproblematik“ ist somit ein weitaus grundsätzlicheres Problem als die Zuordnung zu einer bestimmten Textsorte, was uns auch wieder zu dem von Adler geprägten Ausdruck des „literarischen Zwitters“ zurückführt, der meines Erachtens zwar sehr stark abwertend klingt, der sich jedoch geradezu ideal als Ausgangsbasis eignet, um das Besondere an Adlers Aufarbeitung der Kriegs- und Lagerereignisse aufzuzeigen.

„Ich habe sehr bald schon Hitlers *Mein Kampf* gelesen, und mein Buch über Theresienstadt beweist, daß ich es weitgehend ausgeschöpft habe“, sagt Adler bereits über

17 HGA: H. G. Adler über *Eine Reise*.

18 Elias Canetti: *Jenseits von Groll und Bitterkeit*, S. 73.

19 Böll: *Frankfurter Vorlesungen*, S. 55 bzw. ders.: *Eine sehr deutsche Reise*, S. 82.

20 Heinrich Böll: *Wir Deutsche: ein fahrendes Volk*. In: *Der Tagesspiegel* (Berlin), 22.9.1963, S. 37.

die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. „Ich habe mich ja schon damals sehr intensiv für die SS, für Hitler und für solche Persönlichkeiten wie Heydrich interessiert, denn ich wollte möglichst viel über diese Menschen wissen und erfahren.“ [I 9, S. 160 u. 164] Eben aus *Mein Kampf* zitiert Adler in *Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“* die nachstehende Stelle über die „Aufgabe“ der „nationalsozialistischen Bewegung“, die sich im Original – wie es Adler ausdrückt – am „Ende einer weitschweifigen Deklamation gegen die ‚jüdische Weltgefahr‘“ befindet, um sie anschließend zu kommentieren:

Sie muß dem Volk die Augen öffnen über die fremden Nationen und muß den wahren Feind unserer heutigen Welt immer und immer wieder in Erinnerung bringen. An Stelle des Hasses gegen Arier, von denen uns fast alles trennen kann, mit denen jedoch uns gemeinsames Blut oder die große Linie einer zusammengehörigen Kultur verbindet, muß sie den bösen Feind der Menschheit, als den wirklichen Urheber allen Leidens, dem allgemeinen Zorne weihen [! (F. H.)].

Sorgen aber muß sie dafür, daß wenigstens in unserem Lande der tödlichste Gegner erkannt und der Kampf gegen ihn als leuchtendes Zeichen einer lichtereren Zeit auch den anderen Völkern den Weg weisen möge zum Heil einer ringenden arischen Menschheit.

Adlers Kommentar zu dieser Passage, durch den auch verständlich wird, warum er sich im *Nachruf bei Lebzeiten* als „Kind“ und nicht als „Opfer“ seiner Zeit bezeichnet, lautet folgendermaßen: „Hier ist die Wurzel von Hitlers Judenhaß aufgezeigt, sein monoman irres Wesen, das als Hauptstück einer politischen ‚Erlösungslehre‘, als ‚Kampf‘ gegen den ‚Urheber *allen* Leidens‘ zum ‚Heil einer ringenden Menschheit‘ auftritt. Diese besessene und in der Zwischenkriegszeit nur zu viele Menschen mitreißende Dämonie von Hitlers übersteigertem Judenhaß, der zu einem als Völkermord auftretenden Opferkult [! (F. H.)] strebte, wurde in ihrer Bedeutung und Folgeschwere damals kaum und wird noch heute zu wenig erkannt.“ [KE], S. 16f.]

Auf das Wort „weihen“ an dieser Stelle von Hitlers *Mein Kampf* reagiert hier Adler ebenfalls mit einem Ausdruck aus dem sakralen Bereich („Opferkult“). Ähnliches läßt sich bei Adler auch in anderen wissenschaftlichen Arbeiten oder Vortragstexten aus der unmittelbaren Nachkriegszeit belegen, z. B.: „Die Inkarnation des Bösen war für Hitler und seine Leute bekanntlich alles Jüdische: Dieser Glaube [! (F. H.)], und das wird in der Welt offenbar noch gar nicht recht erkannt, war sogar keineswegs stets vorgetäuscht, sondern oftmals subjektiv ehrlich. Nur hatte dieser Glaube [! (F. H.)] kein Korrektiv der Sittlichkeit, so daß in dem Kampfe gegen den ‚böse‘ genannten Juden die eigene Bosheit schrankenlos wurde, so schrankenlos wie die vermeintliche Bosheit des jüdischen

Opfers.“²¹ Adler schreibt, daß „die Judenvernichtung wirklich zu einer pseudoreligiösen Heilslehre geworden ist“, lasse sich „exakt beweisen“ [T, S. 648f.].²²

Auf besondere Weise finden wir diese Gedanken in *Panorama* literarisch ausgeführt. Dieser „Entwicklungsroman“, zwischen dessen zweitem Bild (1920/21) und dessen neuntem Bild (1944/45) ein Zeitraum von nicht einmal 25 Jahren zu denken ist, spiegelt auch die technische Entwicklung seiner Epoche wieder. In Umlowitz stürzen die Kinder aus den Schulbänken zu den Fenstern, um ein seltenes Luxusgefährt sehen zu können: „Weil es für die Fremden so schwer ist, nach Umlowitz zu kommen, [...] haben die Kinder in Umlowitz fast noch kein Automobil gesehen, aber der Großgrundbesitzer Dordogneux [...] hat ein Automobil; mit dem ist er einmal durch Umlowitz gefahren, als gerade in der Schule Unterricht war, und alle Kinder haben geschrien ‚ein Automobil!‘, auch der Herr Lehrer Lopatka hat gesagt, das ist ein Automobil [...].“ [P, S. 101] Im neunten Bild beliefern Autos die „Todesfabriken“. Die Todeskandidaten werden mit Lastwagen herbeibefördert, auch das Zyklongas wird von einem Auto herangebracht. Adler spricht auch hier von „Opferung“, vom „Opfertag“, von den „Geweiheten“, die zu einem „Mordtempel aus Beton“ befördert werden: „siehe, dies ist ein Schrein, in den man dich geleitet“. [P, S. 479ff.] Diese Ausdrücke stehen nicht nur in stärkstem Kontrast zu den eigentlichen Vorgängen, sie greifen ganz eindeutig Begriffe der bereits erwähnten theoretischen Arbeiten auf, lassen sich dadurch auf eine gemeinsame Quelle zurückführen und können somit als H. G. Adlers literarische Interpretationen von Schlüsselstellen aus Hitlers *Mein Kampf* gelesen werden.

„Ich habe nach dem Falle Österreichs im März 1938 die kommende Entwicklung in großen Linien richtig vorhergesehen, den Krieg und seinen Ausgang, das Geschick der kontinentalen Juden“, schreibt Adler 1947 an Burghart – mit der Nachbemerkung: „(bis auf die mir unvorstellbare Gaskammer).“²³

Man vergleiche dazu einen Augenzeugenbericht zweier von Auschwitz geflüchteter Häftlinge aus dem Jahr 1944 über Reaktionen auf Seite der Täter, als ihnen die Wirkungsweise eben dieser Gaskammern demonstriert wurde: „Zu der Einweihung [! (F. H.)] des ersten Krematoriums Anfang März 1943, welche mit der Vergasung und Verbrennung von 8000 Krakauer Juden begangen wurde, kamen prominente Gäste aus Berlin, hohe Offiziere und Zivilisten. Sie waren mit der Leistung sehr zufrieden und

21 HGA: Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums, S. 1.

22 Vgl. T, S. 646–656.

23 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 6.

haben fleißig das Guckloch, das in der Türe zur Gaskammer angebracht ist, benützt.“²⁴ Im März 1947 begann Adler in London seinen wissenschaftlichen Vortrag über die Geschichte des Prager Jüdischen Museums mit den Worten: „Erschüttert und noch immer ohne rechtes Maß und Verständnis steht die Welt, aber selbst die ahnungsvollere Judentum vor den Ergebnissen einer ‚modernen‘ wissenschaftlich arbeitenden Barbarei, wie sie 12 Jahre Nazi-Deutschland praktisch ungestört vollführen durfte. Ihre konkreten Resultate sind fast nur Opferung [! (F. H.)] von Millionen Menschenleben, Zerstörung und Entwertung von unermesslichen Werten und allgemeiner Verfall, der die Wurzeln der abendländischen Zivilisation in einer Weise erschüttert hat, daß sich die Folgen dieses Geschehens noch heute nicht absehen lassen.“²⁵

Damit unvereinbar scheint auf den ersten Blick die folgende Passage aus dem Auschwitz- und Langenstein-Kapitel von *Panorama*: „Es ist zu verstehen, daß ein ehrlicher Gegner den Eroberer keinen Wohltäter nennt, [...] aber der Eroberer hat auch Verdienste, er ist unschuldig und hat es gut gemeint, seinem eigenen Volke hat er nicht nur viel versprochen, sondern auch etwas gehalten, Arbeit, Winterhilfe, Volkswagen für seine Autobahnen und tausend Jahre Kraft durch Freude; wer will den Eroberer schmähen, daß es auch Mängel gibt in seinem Reich? Er weiß davon nichts, er ist gütig und sanft, er tötet kein Tierlein und lebt nur von Pflanzen, er liebt die stumme Pracht der unberührten Alpenwelt, wo er auf seinem Berghof der Volksbeglückung nachsinnt.“ [P, S. 491f.]

Doch wenden wir uns hierfür noch einmal einem Interviewausschnitt zu: „Mich hat die Objektivität und der intellektuelle Abstand, in der ein Mitleidender diese Dinge schildert und dokumentiert, frappiert“, sagt Alfred Joachim Fischer über das Theresienstadt-Buch und stellt daraufhin die Frage: „Wie haben Sie das fertiggebracht [...], wie haben Sie den Abstand erreicht?“ Das Wesen und die Größe seines Vorhabens kennzeichnend, antwortete Adler: „Das ist das Mindeste, was man sich abnötigen muß.“ [I 6, S. 194]

Dabei ist „Abstand“ in zweifacher Form feststellbar, denn zusätzlich zur Objektivität und zum wissenschaftlich-intellektuellen Abstand gelang Adler auch die ironische Distanz. Ironie bei diesem Themenkomplex – das war schon bei den „Herren“ im Theresienstadt-Buch zu erkennen – mag vorerst vielleicht Unverständnis hervorrufen, doch genau genommen schlägt hier der Autor die Nazi-Sprache mit ihren eigenen Mitteln.

24 Ein geflüchteter Häftling berichtet. In: Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt (6. Aufl.) 1995, S. 194–202, hier S. 200.

25 HGA: Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums, S. 1.

Das grundsätzliche Konzept der Ironie, die Benennung eines Sachverhaltes durch sein Gegenteil, ist identisch mit einem der Grundprinzipien der Sprache des Nationalsozialismus oder allgemeiner des Totalitarismus. Die ironische Darstellung macht hier auch vor den ärgsten Auswüchsen eines solchen Systems nicht Halt, wobei die Worte nicht wie im Theresienstadt-Buch oder wie sonst manchmal zur Deutlichmachung von Ironie unter Anführungszeichen gesetzt, sondern einfach nur ironisch gesetzt sind. Zum einen mag die Ironie dem Autor dazu verhelfen, sich mit „unvorstellbaren“ Phänomenen beschäftigen und auseinandersetzen zu können, zum anderen wird durch die Ironie ein Sachverhalt sozusagen zur Erkenntlichkeit entstellt. Wie sagte doch Adler einst selber: „Warum soll man das nicht einmal umdrehen? Sehr viele Begriffe bekommen ihren vollen Sinn erst durch ihre Verkehrung ins Gegenteil.“

Dem gesamten Unterfangen unterliegt ein sehr stark aufklärerisches und didaktisches Konzept, wobei das literarische und das wissenschaftliche Werk auf verschiedenliche Art und Weise miteinander verbunden sind. Die Ansprüche, die Adler bei seinem Vorhaben an sich legte, und dessen Größe kann, denke ich, eine Traumvorstellung aus der Zeit vor dem Krieg illustrieren: „Damals hatte ich auch einen Traum, der sich oft wiederholte: Ich ging mit Hitler in Prag spazieren und versuchte, ihn von seinem Judenhaß abzubringen.“ [I 9, S. 184f. u. 164]

Dieses „Abbringen“ ist auch in der *Reise* thematisiert: „Das Übel war schleichend gekommen, ohne Anzeichen voranzuschicken, die der medizinischen Welt bekannt geworden wären, aber plötzlich waren alle krank, es war die erste epidemische Geisteskrankheit, doch niemand hat es sofort bemerkt, niemand gespürt, die Patienten nicht und nicht die Ärzte. Niemandem sagte man seine Krankheit nach, weil sich durch die Seuche alles verrückt hatte, doch als man sie endlich bemerkte, war es zu spät. Darum haben auch die Befallenen weder Dr. Lustigs Ordination aufgesucht noch ihn zu sich bestellt. Er hätte den Leuten ins Gewissen geredet, er hätte, er hätte ...“ Als die „Reise“ nach Ruhenthal losgeht, ist Leopold Lustig bereits achtzehn Monate lang offiziell mit Berufsverbot belegt: „Umgehungen des [...] Verbotes werden [...] unter Strafandrohung gestellt, worauf wir Sie ausdrücklich aufmerksam machen.“

Es sei nochmals hervorgehoben, daß H. G. Adlers eigenes Schicksal auch in ganz besonderem Ausmaß mit dem Berufsstand der Ärzteschaft verbunden war, und in der *Reise* spiegelt sich in der Figur des Dr. Lustig die Geschichte von Adlers Schwiegervater wieder. Die „erste epidemische Geisteskrankheit“ verändert auch bei diesem Stand, aus dem früher nur „Verbrecher und Kurpfuscher“ ausgeschlossen wurden, was allerdings selten geschah, „weil es zum Glück nur wenige gewissenlose Individuen gab, die gröblich die Standesehre verletzten“, die Verhältnisse in ihr krankes Gegenteil. [R, S. 79ff.]

Dem besorgten Dr. Leopold Lustig in der *Reise* steht der namenlose Arzt in *Panorama* gegenüber, der sozusagen am „Ziel“ der „Reise“ wartet: „Verlorener, geh und laß dich auswählen von dem großen schönen Mann, der ein Arzt ist, [...] er ist ein fleißiger Mann, [...] er [...] entscheidet im Namen des Eroberers und all seiner Verschworenen über dich, zweifle nicht an der irdischen Ordnung, der Eroberer hat sie aus dem Zufall erlöst, nach dem Tod oder Leben dem blinden Walten der Natur überlassen ist, aber der Eroberer hat den natürlichen Vorgang in die Gewalt seiner Verschworenen überliefert, er befiehlt, den sie den größten Wohltäter heißen, und seine Verschworenen folgen, ihre Ehre heißt Treue, und hier der schöne Arzt vor dir ist einer seiner Getreuen, er wählt dich aus, er selektiert dich, er beurteilt, ob du zur Todesernte gereift bist [...]!“ [P, S. 479f.]

Gegen solch krankhafte Erscheinungen verordnet Heinrich Böll H. G. Adlers Produkte sozusagen sowohl zur Behandlung im Akutfall als auch zur vorbeugenden Einnahme. „Sollte aus der Hitlerwelle auch nur andeutungsweise eine Hitlernostalgie werden, so wären Adlers *Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland* das wahre Gegenmittel“, notierte er 1974. „Auszüge daraus gehören in die Lesebücher.“²⁶

In *Erinnerungen an ein vergangenes Jahrhundert*, einer sowohl tiefschwarzen als auch pessimistischen Satire auf die gute alte Zeit, schreibt Adler: „Staatsfeinde oder Individuen, die man wegen ihrer Herkunft oder anderer schicksalsbedingter Gruppenzugehörigkeiten als Staatsfeinde auserwählte, wurden zwar auch damals liquidiert, aber die Zahl der Opfer betrug in jedem Fall nur wenige Millionen, und die Methoden, die man zur Ausrottung unerwünschter Elemente ausgearbeitet hatte, waren verhältnismäßig harmlos und für den Fortbestand der Menschheit im großen und ganzen unbedenklich.“²⁷

Sein Pessimismus hat sich bedauerlicherweise als berechtigt erwiesen, denn trotz der von Adler unternommenen Anstrengungen müssen Fälle der Therapieresistenz gemeldet werden. Am 24. Oktober 1998 gelangte *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte* überraschend auf die Titelseite von *The Editor*, einer wöchentlich erscheinenden Zusammenstellung von aktuellen Nachrichten aus der Weltpresse als Samstagsbeilage der angesehenen britischen Tageszeitung *The Guardian*. Grund dafür war ein Artikel im *Spiegel* über den damals 87jährigen, „letzte[n] noch lebende[n] KZ-Arzt von Auschwitz“, der auf dem Coverphoto von *The Editor* in diesem von Adler mitherausgegebenen Buch liest. Die Schlagzeile lautet: „This man worked in Auschwitz with Josef Mengele²⁸. Today he's do-

26 Böll: Die 32,80 RM des Jakob Strauß, S. 71.

27 HGA: *Erinnerungen an ein vergangenes Jahrhundert*. In: ders.: *Sodoms Untergang*. Bagatellen. Bonn: Bibliotheca Christiana 1965, S. 99–104, hier S. 102.

28 Josef Mengele (1911–1979), der als Todesengel von Auschwitz in die Geschichte einging, hatte so-

ing rather nicely.“ Er soll hier ebenso namenlos bleiben wie der exemplarische KZ-Arzt in *Panorama*, die Aufmerksamkeit soll alleine auf einige seiner Aussagen konzentriert sein. „*Der Spiegel* exposes his story“, kündigt *The Editor* in der Einleitung an und fügt eine Art „health warning“ hinzu: „you may find it disturbing.“

Denn Adlers literarischer Zynismus, eine Reflexion der menschenverachtenden Vorgänge in der Realität, wird von eben dieser Realität bei weitem übertroffen. „Ich konnte an Menschen Versuche machen, die sonst nur an Kaninchen möglich sind“, erzählt der KZ-Arzt dem *Spiegel*-Reporter bei Schinkenbrötchen und Marmorkuchen. „Das war wichtige Arbeit für die Wissenschaft.“ Details sollen hier nicht erwähnt werden, wenige Andeutungen mögen genügen. Beispielsweise daß er mit den Worten zitiert wird, Josef Mengele sei ihm „der sympathischste Lebensgenosse“ gewesen, über den er „nur das Beste“ sagen könne, und daß bei seiner Ankunft in Auschwitz im Sommer 1943 „ein herrliches Biergartenwetter“ war. Darüber hinaus wollen wir uns nur noch einer seiner Diagnosen zuwenden, seiner Diagnose der damaligen Zeit und der damaligen Situation: „man mußte schon ideologisch sehr verblendet sein, um nicht zu sehen, daß die Juden viele Bereiche, besonders die ärztlichen, weit infiziert [! (F. H.)] hatten.“²⁹

Bei diesem kranken und völlig pervertierten medizinischen Zustand wird dann auch *das* medizinische Symbol schlechthin zur Tarnung mißbraucht. Auf dem Dach und an den Wänden desjenigen Autos, welches das Giftgas Zyklon B zur Gaskammer bringt, befindet sich in Adlers *Panorama* – wie es auch in Wirklichkeit war – das Rote Kreuz.

3. Die (unsichtbare) Wand

„Es ist beschämend: Im Vorjahr starb [...] Hans Günther Adler in London; die österreichische Öffentlichkeit nahm davon so gut wie keine Notiz, und doch hätte seiner nicht nur die literarische Welt gedenken müssen“, schrieb Wendelin Schmidt-Dengler in seiner Rezensionen von Adlers *Wand*. „Ich bin nun auch nicht sicher, ob mit der Veröffentlichung des voluminösen Nachlaßromans *Die unsichtbare Wand* das Schweigen durchbrochen wird.“ Das Erscheinen dieses Romans kann aber als unmittelbarer Beginn intensiver Bemühungen von österreichischer Seite um das Werk und den Nachlaß

wohl ein Doktorat der Medizin als auch ein Doktorat der Philosophie erworben, was ihm beides wegen seiner Taten aberkannt wurde, für die er jedoch niemals vor Gericht kam.

29 Bruno Schirra: Die Erinnerung der Täter. In: *Der Spiegel* (Hamburg), 28.9.1998, S. 90–100, hier S. 90ff. u. ders.: A Nazi who has no Regrets. In: *The Guardian* (London), 24.10.1998, *The Editor*, S. 1 u. 12f., hier S. 1 u. 12.

H. G. Adlers gesehen und gewertet werden, die ab 1991 in größerem Umfang einsetzen. Dabei kann ohne jegliche Übertreibung gesagt werden, daß damals Österreich nicht die große negative Ausnahme bildete, sondern daß sich zu dieser Zeit so gut wie nirgendwo jemand für H. G. Adler und seine Schriften interessierte. Die folgende Bemerkung vermag dies anschaulich zu illustrieren: „Bevor man sich auf die Lektüre dieser 650 Seiten einläßt“, setzt Schmidt-Dengler fort, „halte man sich die Entstehungszeit vor Augen: 1954 bis 1961, ein Werk, das also fast dreißig Jahre in der Schublade ruhte.“³⁰

Tatsächlich ist dieses Buch, das dem Autor im Bereich seiner Dichtung als „das epische Hauptwerk“³¹ galt, Adlers allerletzter Roman; die spätere *Hausordnung* ist literarische Prosa, aber kein Roman. Und anders als bei *Reise* und *Panorama* hat hier der Autor die Veröffentlichung des Buches nicht mehr erlebt, was unter anderem auch bedeutet, daß von ihm kaum persönliche Stellungnahmen zu diesem Text vorliegen.

Der ursprüngliche Titel des Buches lautete *Die Wand*. Für die Veröffentlichung mußte auch hier eine andere Bezeichnung gefunden werden, da zu diesem Zeitpunkt bereits seit 1968 ein gleichnamiger Roman von Marlen Haushofer vorlag. Rüdiger Görner empfand die Wahl des Wortes „unsichtbar“ als „etwas unglücklich“: „Denn die ganze Essenz dieses Romans beruht ja gerade darauf, daß für Landau – und auf seine Perspektive hin ist der Roman ausgerichtet – die Wand, die sein Leben hermetisch abzuschließen droht, immer sichtbar bleibt.“³² Wendelin Schmidt-Dengler nahm in seiner Rezension „unsichtbar“ zum Anlaß für ein Wortspiel, als er resümierend forderte: „Die Kritik sollte endlich diese unsichtbare Wand abtragen, die Adlers Werk im ethischen und literarischen Diskurs isolierte.“³³

Das ist bis jetzt allerdings nur in bescheidenem Ausmaß geschehen. Schmidt-Denglers Befürchtung bzw. pessimistische Prognose hat sich bewahrheitet, und so ist das gewählte Adjektiv auf äußerst zynische Art und Weise leider doch sehr passend: obwohl Adlers *Wand* nun seit geraumer Zeit als Buch vorliegt, blieb sie dennoch weithin „unsichtbar“, ist es doch fast ausschließlich ein kleiner Kreis in der Fachwelt, der sich je damit beschäftigt hat. Ein breites Publikum mag auch – ganz allgemein gesagt – der Qualität literarischer Erzeugnisse, die drei Jahrzehnte bis zur Drucklegung brauchen, mit einigermaßen verständlicher Skepsis gegenüberstehen. Doch im konkreten Fall sollte dieses Buch, das mit großer Verspätung sowie trotz seines Umfangs fast wie eine un-

30 Wendelin Schmidt-Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 245/246, 1990, S. 277f., hier S. 277.

31 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 17.

32 Görner: Gnadenqual des Überlebens, S. 40.

33 Schmidt-Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand, S. 278.

bedeutende Nachreife zu und Nebenerscheinung von Jürgen Serkes großem Projekt *Böhmische Dörfer* herauskam, gänzlich anders als bislang bewertet werden: nämlich als einer der wichtigen und bedeutenden Romane der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur! Davon, die *Wand* als einen „zentralen“ Nachkriegsroman zu bezeichnen, muß man sich bei aller Versuchung enthalten, ist er doch in nahezu jeglicher Hinsicht ein Roman der Peripherie. Einer Peripherie allerdings, die es weitaus mehr verdient, ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken, als dies bisher der Fall war.

Die unsichtbare Wand erzählt – ohne Kapiteleinteilung, mit vielen Zeitsprüngen und häufigem Schauplatzwechsel – die Geschichte des Soziologen Dr. Artur Landau, der aus einem langen Krieg allein und für alle völlig unerwartet in seine „alte Stadt“ zurückkehrt, wo er herausfinden muß, daß weder seine Frau Franziska noch seine Eltern diesen Krieg überlebt haben. Gleich am Tag seiner Ankunft in der „vergangenen Stadt“, wie sie auch genannt wird, lernt er Peter und durch diesen Anna kennen, die Schwester eines früheren Mitschülers. Beide kümmern sich um Landau, der bei Peter wohnt und eine Anstellung in einem Museum findet. Franziska hat alle seine Arbeiten aus der Zeit vor dem Krieg gerettet, darunter eine fast fertige Habilitationsschrift, mit der er eine Dozentur zu erlangen hoffte. Nach dem Krieg ist jedoch sein vorrangigstes und dringendstes Anliegen, eine Soziologie des unterdrückten Menschen zu verfassen und zu veröffentlichen. Um dieses Vorhaben durchführen und verwirklichen zu können, ist er in die „Weltstadt“ gezogen, wo der Roman auch einsetzt, und zwar in der Gegend unmittelbar rund um Landaus „winzige[m] Einfamilienhaus“ in West Park Row, einer „geringe[n] Gegend“, die zumeist „Arbeiter und kleine Angestellte“ beherbergt, „die keine Reichtümer sammeln, aber gewöhnlich auch vom Elend verschont sind“: „seit über sieben Jahren sagen wir, daß wir hier zu Hause sind; nicht in dieser Stadt und schon gar nicht in diesem Land, kaum im Stadtviertel, doch hier in der nächsten Umgebung zu Hause [...] und wissen nicht recht, ob wir uns in einer Weltstadt oder in einem Dorf aufhalten; [...] die wenigen Menschen, die etwas mehr von uns wissen, sind nicht unter einer Stunde Weges zu erreichen, wir sehen sie selten, manche nie, andere kaum öfter als einmal im Jahr und nur wenige mehr als einmal im Monat.“

Gleich zu Beginn klingen im Roman Abgeschiedenheit und Einsamkeit als Themen an, die meisten Kontakte sind auf den engsten Familienkreis reduziert: „wir“, das sind in der oben zitierten Passage Artur Landau, seine zweite Frau Johanna, die aus Wien stammt und die er in der Weltstadt kennengelernt hat, sowie die zwei kleinen Kinder der beiden, Michael und Eva. Von diesen vier nennt der Ich-Erzähler im Roman seinen eigenen Namen als letztes, und zwar genau in demjenigen Satz, der auch den Titel für das *Marbacher Magazin* über den „Freundeskreis H. G. Adler, Elias Canetti und Franz

Baermann Steiner im englischen Exil“ geliefert hat: „Es wird mir unvorstellbar, was von Artur Landau ohne Johanna noch in der Welt geblieben wäre, denn ich habe aufgehört zu sein, wiederholt aufgehört, abgelassen von mir, Überrest einer Erinnerung, die ich nicht mehr bin, vielleicht noch eine ortlose Botschaft [! (F. H.)], die sich nirgendwo einfinden, nirgendwo aufhalten kann.“

Landau, der nach eigener Definition als „Neuling“ und „Fremdling“ in die Weltstadt gelangte, kommt im Roman sehr bald auf die rastlose Tätigkeit an seinem Werk zu sprechen, das er „neuartig“ nennt und von dem er selbst überzeugt ist, das aber sonst allerorts nur auf Unverständnis und Ablehnung stößt. Dabei hatte Landau am Anfang keinerlei Bedenken, seiner Arbeit könnte nicht die gebührende Anerkennung zuteil werden: „denn man hörte, wie ich mir zumindest einbildete, allem aufmerksam zu, was ich über meine Forschungen und Erkenntnisse berichtete, wobei ich es leider übersah, daß man wohl darüber verwundert war, doch es keineswegs bewunderte, was ich zu sagen hatte. Meine Selbsttäuschung wurde durch meine Wirkung auf die Menschen in jenen ersten Nachkriegsjahren unterstützt, die Gebildeten wie die Halbgebildeten wünschten damals einen erschütternden Angriff auf ihr Gewissen, und den bot ich ihnen, ob ich es so wollte oder nicht, denn meine Rede schlug ihnen wohlätig wie der Schauer eines Bußbades ins Gesicht; man wünschte also meine Rede und brauchte doch kein Wort von ihr ernst zu nehmen, man wollte hören, brauchte sich aber mit dem Inhalt nicht weiter zu befassen, weswegen es auch leicht fiel, mir Beifall bis zum Überfluß zu spenden, wenn er bloß zu nichts verpflichtete.“ [W, S. 7ff.]

Ähnlich wie bei der *Reise* läßt sich auch bei der *Wand* feststellen, daß die realen historischen bzw. biographischen Begebenheiten namentlich ausgespart bleiben. „Prag und London, Nationalsozialismus und Kommunismus, Judenverfolgung und Nachkriegszeit werden im engeren Sinne nicht namhaft gemacht“,³⁴ hält Schmidt-Dengler fest. Auch Landaus persönliche Situation wird nur in ganz allgemeinsten Worten skizziert: „Es gab einen Krieg, in dem viele Menschen kämpften, sie fielen oder überlebten, andere kämpften nicht, sie fielen oder überlebten gleichfalls, und wieder andere, die durften weder kämpfen noch nicht kämpfen, sie aber fielen alle und keiner überlebte, auch wenn jemand an einem Tag überdauert hatte, als man plötzlich da und dort Lichter anzündete, ans Fenster zagte, und einige Stimmen riefen: ‚Alles auseinandergehen! Der Krieg ist aus!‘ Zu denen, die das hörten, weil sie überdauert und doch nicht überlebt hatten, zähle ich auch mich.“ [W, S. 54f.]

Doch nennt Schmidt-Dengler den Roman auch „autobiographisch strukturiert“ mit Artur Landau als „Deckperson für H. G. Adler“, wobei „das biographische Grund-

34 Schmidt-Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand, S. 278.

muster“, mit dem wir hinlänglich vertraut sind, hier „verschlüsselt transportiert“ werde.³⁵ Daß dabei die fiktionalen Vorgänge und Verhältnisse nicht einfach eins zu eins deckungsgleich denen in der Realität entsprechen und nur die Namen weggelassen bzw. verändert wurden, ist klar, das ergibt schon ein nur etwas genauerer Blick auf die oben dargestellte Ausgangskonstellation im Roman: H. G. Adler hatte keine als solche deklarierte Habilitationsschrift, seine zweite Frau stammte nicht aus Wien, zusammen hatten sie auch nicht zwei Kinder, sondern eines, und sie lebten alle nicht in West Park Row, sondern in Dalgarno Gardens. Etliches wurde aus Gründen der Romankomposition geändert, anderes ist aber der realen Situation sehr ähnlich oder – wie etwa die Zeitangabe „seit über sieben Jahren“ – mit dieser sogar identisch, worauf auch Grete Fischer hinweist: „Adler lebte mit Frau und Kind in dem schäbigen Nachkriegs-London in einem Arbeiterviertel. Die Wohnung hatte ihm ein Mann vermietet, der sagte, er wäre Kommunist und wolle dem Refugee helfen; sie war nicht billig. Aber es war auch schwer, überhaupt Wohnung zu finden. H. G. Adler hat die Atmosphäre dieser Straße selbst in einem großartigen Roman wiedergespiegelt [...], der auch manches andere enthält, was er in den Jahren unserer Freundschaft erlebt hat.“ [Fischer, S. 336]

Sind auch die realen Vorlagen nicht namentlich genannt, so lassen sie sich doch in einigen Fällen unschwer erkennen. Bleiben wir dabei zuerst bei den geographischen Angaben. Anders als bei den Passagen über Südwaales und den Böhmerwald, wo detaillierteste topographische Beschreibungen mit Nennung von Orten, Gewässern, Gipfeln und Tälern erfolgen, bleiben sowohl für die englischsprachige „Weltstadt“, die Landau nicht aufnimmt, als auch für die „alte Stadt“, die ihm zum „Orte des verschollenen Ursprungs“ [W, S. 62] geworden ist, sogar die einfachen Namen ausgeblendet. Doch selbst wenn die Vermeidung des Ortsnamens mitunter in sehr verspielter Form praktiziert wird, wie im folgenden Beispiel („In dieser Richtung“, so sagte ich, „liegt die alte Stadt.“ Ich nannte ihren Namen fast unhörbar leise.“ [W, S. 165]), läßt sich – wenn man will – an anderer Stelle die „hunderttürmige goldene Stadt“ [W, S. 536] leicht als Prag identifizieren, noch dazu, wenn dort – wie es besonders in Österreich heißt – „geböhmakelt“³⁶ wird, z. B. in der folgenden Szene: „Du meine Giete, das hat die selige gnä Frau, Ihre Großmama, immer g’habt, wenn sie Gäste g’habt hat“, sagt Frau Holoubek, die vor dem Krieg die „Bedienerin“ von Landaus Großmutter war über „ein schenes Kaffeewies“, das früher einmal der Großmutter gehört hat, nicht mehr ganz komplett ist und jetzt nur noch aus zehn Tassen besteht. „Aber die zehn sind gut, zehn Tassen! Wie die

35 Schmidt-Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand, S. 277.

36 „Böhmakeln“ bedeutet soviel wie „schlechtes, vom Tschechischen beeinflusstes Deutsch sprechen“, „mit tschechischem Akzent sprechen“, „radebrechen“.

gnä Frau g'stor'm is, wissen Sie, da hat sie das Freilein Greger bekommen sollen.“ – „So, Tante Olga Gröger“, antwortet Landau, wodurch Adler deutlich einen Nachnamen aus seiner eigenen Familiengeschichte ins Spiel bringt. [W, S. 233f.]

Obwohl die wahre Lebensgeschichte H. G. Adlers und seiner Umgebung von der Geschichte Artur Landaus in verschiedenen Details abweicht, soll in diesem Kapitel unter anderem erstmals der Versuch unternommen werden, *Die unsichtbare Wand* – bei aller Freiheit der künstlerischen Gestaltung – in entscheidenden und wesentlichen Punkten ernsthaft und weit stärker als bisher zwar nicht als Autobiographie, aber als „Schlüsselroman“ zu lesen. Anders als die *Reise* und *Panorama* ist die *Wand* aus einer Ich-Perspektive geschrieben, und eine – zumindest ungefähre – Gleichsetzung von H. G. Adler mit seiner „Deckperson“ Artur Landau (man beachte auch die lautlichen Ähnlichkeiten zwischen dem „Vorkriegsnamen“ des Autors, also Günther Adler, und Artur Landau) wird in der Sekundärliteratur ohnehin fast immer vorgenommen, zu auffällig gesetzt sind die Parallelen. Das zeigt sich auch daran, wie gerne aus diesem Roman bildliche Vergleiche geborgt oder Zitate daraus als Aufsatz- oder Buchtitel verwendet werden, um Adlers Lage nach dem Krieg – besonders im Exil – in prägnanter, komprimierter Form auszudrücken. Die Metapher etwa, die im *Marbacher Magazin* für H. G. Adlers Produktivität in den Nachkriegsjahren gewählt wurde („War Adler während der ersten Niederschrift seines Theresienstadt-Buches 1947/48 mit einem aktiven Vulkan zu vergleichen, so erlebte er nach Beendigung seines wissenschaftlichen Werkes einen gewaltigen Ausbruch literarischer Schaffenskraft.“ [MM 84, S. 151]), finden wir – auf Artur Landau bezogen – auch in *Die unsichtbare Wand*: „Das Häuschen in West Park Row war wie ein kleiner Vulkan, der mich barg, und das war mir recht; dort durfte ich schaffen und Kräfte sammeln, bis sie überschäumten. Aber wenn ich von da hervorbrach und mit meinem Treiben wilde Flammen und glühende Asche zu den Menschen warf, so löste das Schrecken aus und man wehrte sich dagegen. Wer hätte meine Provokation willig hinnehmen sollen? Es war ein eitles, mehr noch ein krankhaftes Beginnen! Doch konnte ich mir anders nicht helfen, und leider fand sich keiner, der zwischen mir und den Menschen vermittelt hätte. Dieser Ausgleich fehlte, und das hat in den folgenden Jahren mein Schicksal bestimmt. Wenn ich heute im Rückblick mein Leben in diesem Lande bedenke, so muß ich mir eingestehen, daß ich verraucht bin, der Vergleich mit dem Vulkan trifft so ziemlich die Wahrheit; nur zu Ende denken soll man nie in Bildern, denn sie führen in die Irre. Vieles hat sich im Laufe der Jahre verändert, längst stelle ich mich ganz anders dar; jetzt bin ich bei jenen am meisten vergessen, wo damals mein Wesen am meisten aufsehen, manchmal fast schon Aufruhr hervorrief; nur verloschen, gleichsam ein Denkmal meiner vergangenen Tätigkeit, das bin ich nicht.“ [W, S. 11]

Landau beschreibt seine Existenz im Exil folgendermaßen: „Mich hat die Welt allein gelassen, von Jahr zu Jahr immer mehr, die Nachkriegszeit hat diese Trennung nach einigen verzweifelten Durchbrüchen bloß bestätigt und vollendet, nachdem sie schon im Kriege sich verwirklicht hatte. Noch hatte ich geglaubt, dem entrinnen zu können, wenn ich erst aus dem Ort meiner verschütteten Vorwelt mit kräuselnder Hoffnung auf neuen Beginn in die Weltstadt fliehen würde, aber hier bin ich auf blindem Geleise in West Park Row abgestellt. Mit vielem Geschick hat Johanna dies Häuschen entdeckt und mich hingefahren, doch war ich mit dem Gewinn dieses Schlupfwinkels weniger geborgen als für immer versteckt [...]“ [W, S. 95] Diese Stelle ist ebenfalls in mehrerlei Hinsicht von Bedeutung. Zum einen bezeichnet hier auch Landau seine Emigration in die Weltstadt als „Flucht“, gleich wie Adler, der über seine „Übersiedlung nach London“ unmißverständlich schreibt: „Es war eigentlich eine Flucht, weil die tschechischen Behörden mich als Deutschen verfolgten und mir die Staatsbürgerschaft aberkannten.“³⁷ Ähnlich wie bei Adler in Dalgarno Gardens führt auch bei Landau in West Park Row in Hörweite eine Bahnstrecke vorbei. Die Fahrt geht los, alles bewegt sich, nur Landau befindet sich – wiederum ein bildlicher Vergleich – „auf blindem Geleise“, auf dem Abstellgleis, im Abseits, in der Isolation. Der Schluß des letzten hier aus der *Wand* zitierten Satzes erinnert wohl überdeutlich an den von Adler 1970 in *Nachruf bei Lebzeiten* verwendeten Ausdruck „im Versteck seiner Wohnung“ und diente Jürgen Serke noch 1993 – 32 Jahre nach Fertigstellung der *Wand!* – als Aufsatztitel, um H. G. Adlers damals aktuelle Situation als Schriftsteller zu umreißen: *Weniger geborgen als für immer versteckt. Der tote H. G. Adler und die lebendige Katastrophe des Exils.*

Zu Beginn des Romans werkt der Soziologe Dr. Artur Landau – äußerst amateurhaft, dafür aber mit umso mehr Eifer – im Gärtchen seines Hauses herum, paßt auf, daß ihm seine Kinder, für die er einen Sandspielplatz eingerichtet hat, nicht auf die Blumen treten, und läßt sich auch von den Nachbarn nicht stören, die seine laienhaften Bemühungen mitleidig belächeln – denn die Erdbeeren „reifen vorzüglich“ [W, S. 16]! Er könnte das an jedem beliebigen Tag tun, er würde kaum jemals irgendwo jemandem abgehen. Es ist dies der Beginn des Buches, nicht der Beginn des Exils in der Weltstadt, und auf die mehr als sieben Jahre, die seit der Ankunft vergangen sind, wird ausführlich zurückgeblickt. Es erscheint als absolut unerklärlich, warum Marcel Atze verkündet: „Sowohl die Museumsarbeit als auch Adlers Leben im Prag der Nachkriegszeit bilden die zentralen Motive seines Romans *Die unsichtbare Wand*.“ [MM 84, S. 81] Sonst nichts? Gehört da – speziell bei der gewählten Themenstellung von Atzes *Marbacher Magazin*, in dem

37 HGA: Lebenslauf, 31.1.1955, S. 2.

praktisch ab dem ersten Satz diese Adler-Landau-Gleichsetzung vorgenommen wird – nicht noch etwas einigermaßen Wichtiges dazu?

„Die Heimkehr ins Leben scheitert“, schreibt Karl-Markus Gauß über Artur Landau. „Es ist da in der *Unsichtbaren Wand* ein geheimer Entwicklungsroman angelegt, aus dem nichts wurde, nichts werden konnte.“ Die Grundthematik ist wohlbekannt. „Und doch ist H. G. Adlers nachgelassener Roman weder hoffnungslos noch todtraurig“, hatte Gauß bereits als einer der frühesten Rezensenten der *Wand* den Blickwinkel wesentlich erweitert, wobei er Atzes Angaben um zwei entscheidende Punkte voraus war: erstens die Exilantenszene und zweitens – was bei Adler unverständlicherweise nur allzugern übersehen wird – die Satire: „In der grotesken Schilderung seiner Arbeit für das wiedererrichtete Jüdische Museum in Prag, in der satirisch zugespitzten Charakterisierung der Londoner Emigrantengesellschaft, die den zuspätgekommenen Landau als Störer des inneren und äußeren Friedens ablehnt, lacht ein zwar grimmiger, gleichwohl geradezu überschwenglicher Humor.“³⁸

4. „*Von einem Orte zum anderen gejagt, lernte ich langsam begreifen, daß es einen Menschen zuviel in der Welt gab, das war ich.*“
(Artur Landau) [W, S. 376]

Diese Emigrantengesellschaft wird im Roman anlässlich einer Abendveranstaltung im Hause von Herrn und Frau Haarburger erstmals genauer vorgestellt, „reiche Flüchtlinge in einer üppig ausgestatteten Villa“, wo Landau zu Beginn seines Aufenthalts in der Weltstadt ein bis zwei Mal pro Woche eingeladen ist: „Einige Empfehlungen, die ich vor meiner Flucht auf den Weg mitbekommen hatte, und mein Freund Soundso öffneten mir in der Weltstadt den Zugang zu einigen, wie ich mir einredete, einflußreichen Persönlichkeiten. Sie empfangen mich höflich und führten mich in ihren Gesellschaften wie ein exotisches Fabeltier vor, doch nichts als zuckende Neugier und gaffende Wißlust nagten an mir; nur ich bildete mir ein, daß sich mir freundliche Anteilnahme zuwende, daß man mich fördern wolle. Nein, ich galt nichts, beachtet wurde nur mein Mund, weil er überraschende Nachrichten verbreitete, die man hören wollte, um sich unter anderem Geplauder leichthin anregen zu lassen; die stechenden Berichte über ausgestandene Greuel schmeckten den verwöhnten Herrschaften. Aber ich selbst verschwand, ein angeflogener Zufall, der sich beharrlich täuschte, daß er gut untergeschlüpft sei,

38 Karl-Markus Gauß: Im Labyrinth der Wände. In: Der Standard (Wien), 20.5.1989, Album, S. 6.

während ich in allen Nachrichten abhanden war, gar nicht mehr faßbar, auch wenn man meine Geschichte noch anhörte. Wie albern von mir, zufrieden zu sein, wie man mich bestaunte und mit billigen Gefälligkeiten behing. Der Reiz des Ungewohnten blaßte schnell, schon war man meiner Pläne satt, alle Zuneigung für mich schmolz dahin. Ungeschickt zeigte ich Verdruß darüber und konnte keinen Vorteil für mich retten; der Anfang meiner Vereinsamung war verhängnisvoll eingeleitet.“ Dabei ist dies doch eigentlich ein sehr bedeutender Anlaß, der da beschrieben wird: „Bei einem meiner ersten Besuche hatten es Haarburgers so eingerichtet, daß ich schon zum Abendbrot kam, während man nachher Freunde und darunter einige Gäste von Rang und Namen gebeten hatte, stattliche Herren und kostbar geschmückte Damen, die sollten Kaffee trinken, mich von allen Seiten begucken und dazu Kuchen essen oder Zigaretten rauchen, ich jedoch, so hatte mir Frau Haarburger es wohlwollend eingeschärft, sollte mich von meinen besten Seiten zeigen.“

Der Stargast des Abends ist zweifelsohne Professor Kratzenstein, Präsident der Internationalen Soziologischen Gesellschaft, dem Landau vorgestellt werden soll. „Fabelhafte Verbindungen hat der Mann“, sagt Frau Haarburger, „auch Verleger, kann Geld in Massen und Stipendien verschaffen.“ Jedoch schon beim allerersten Gespräch über konkrete Vorhaben geraten Landau und Kratzenstein in grundlegenden Fragen „hitzig aneinander“, was von Frau Haarburger allerdings als lebhaftige Diskussion und als positives Anzeichen interpretiert wird, weshalb sie sich darüber auch äußerst erfreut zeigt: „Zum Professor gewandt versicherte sie, daß es eine lohnende Aufgabe wäre, meinen hochstrebenden Plänen auch konkret alle Förderung angedeihen zu lassen. Der berühmte Soziologe nickte verbindlich, sicher könne man alles einmal bedenken, aber gerade jetzt sei die Lage außerordentlich kompliziert, es werden immer höhere Anforderungen an einen gestellt, übrigens glaube er, daß Herr Dr. Haarburger bestimmt die bestgeeignete Persönlichkeit sei, um hier bei seinem großen Einfluß helfend einzugreifen und einen passenden Wirkungskreis für mich ausfindig zu machen. Frau Haarburger fühlte sich geschmeichelt und stimmte bei, konnte aber nicht umhin, einschränkend zu bemerken, daß natürlich auch ihr Jolan stark überlastet sei und ohnedies schon tue, was in seinen Kräften stehe. Zu ihrem Bedauern müsse sie bekennen, daß dies leider nicht sehr viel sei.“

Bezüglich eines möglichen Vortrages in der Internationalen Soziologischen Gesellschaft wird einmal ein Gesprächstermin „knapp nach Mitte nächsten Monat[s]“ vage ins Auge gefaßt – aber so rasch geht’s dann doch nicht. [W, S. 101ff.] „Nach vielen Monaten vergeblichen Bittens und Bettelns gelang es mir endlich, von Professor Kratzenstein empfangen zu werden. Er lud mich aber nicht, wie er es in Aussicht gestellt hatte, in seine Wohnung ein, sondern ließ mich ins Sekretariat der Internationalen Soziologi-

schen Gesellschaft kommen. Ich erschien pünktlich mit mehreren meiner Arbeiten, wie es verabredet war.“ [W, S. 346] Professor Kratzenstein ist aber gerade in einer Konferenz, hat trotz des vereinbarten Termins kaum Zeit und kann sich nicht einmal an Landaus Namen erinnern. Die Kompetenzen seiner Mitarbeiterin Frau Fixler scheinen die einer gewöhnlichen Sekretärin bei weitem zu übertreffen. Angesprochen auf das von Landau eingeschickte Referat sagt Kratzenstein: „Richtig, richtig, ich habe das gelesen, interessant, ich und meine Sekretärin auch. Und da wollten wir darüber nachdenken ...“ [W, S. 348] Referieren sollte Landau bei der Arbeitsgemeinschaft auf jeden Fall einstweilen noch nicht. „In zwei oder drei Jahren“, teilt Kratzenstein Landau mit, wenn dieser „mehr gelernt hätte und wisse, wie man sich räuspert und spuckt, könnte man vielleicht wieder einmal darüber nachdenken, früher nicht.“ [W, S. 350] Bezüglich seiner Pläne wird Landau von Kratzenstein, den Frau Fixler an eine Sitzung erinnert, bei der man ihn schon seit fast einer Viertelstunde erwartet, an Dr. Singule weiterdelegiert oder an Herrn und Frau Haarburger, die ja ursprünglich Landau und Kratzenstein zu sich eingeladen haben, um die beiden miteinander bekannt zu machen.

Obwohl Dr. Singule „Generalsekretär für Europa von einer reichen, allerreichsten, amerikanischen Stiftung“ [W, S. 102] ist, möchte sich Landau nur ungern und widerstrebend an ihn wenden, nicht zuletzt wegen des Eindrucks, den Soundso, der „für die meisten Leute von Namen kaum je Anerkennung übrig“ hat, von ihm vermittelt: „an Singule ließ er kein gutes Haar und machte sich über ihn lustig mit bitterem Spott wie über keinen anderen. Singule hatte vor einigen Jahren Soundso einen festen Auftrag erteilt, [...] doch als er nach einigen Monaten die Arbeit Singule ablieferte, wollte der sich an nichts erinnern, [...] er sei kein Narr und habe so etwas nie bestellt. Vergeblich versuchte Soundso das Gedächtnis des vergeßlichen Herrn aufzufrischen, er mußte seine Arbeit wieder mitnehmen und richtete nichts gegen Singule aus, weil er keine schriftliche Abmachung in den Händen hielt.“ [W, S. 353]

Doch da Frau Haarburger auf ein Kennenlernen drängt, erhält Landau bald nach dem Mißerfolg bei Kratzenstein eine Einladung zum Tee beim Ehepaar Singule. Eduard Singule hätte für Landau nur etwas, falls dieser aus Lettland wäre, zwar nicht gerade etwas in seiner Linie: „Aber glauben Sie, ich kann mich an eine Linie halten? Nicht die Bohne!“ [W, S. 357] Später stellt sich heraus, daß er hauptsächlich einen anständigen Schädlingsbiologen suchen würde, aber da könne man sich arm inserieren. Davor, im Verlauf des von Singule aggressiv und in rüdem Ton geführten Gesprächs, verlangt er von Landau, ihm mögliche Referenzen zu nennen, worauf Landau „Soundso“ angibt, natürlich unter dessen richtigem Namen: Dr. Leonard Kauders, Dozent für Wirtschaftsgeschichte und Verfasser des Buches *Arbeit und Klima*. „Nie gehört“, sagt Singule. „Kann nicht weit damit her sein.“ Der weitere Dialog nimmt (leicht gekürzt) folgenden Verlauf:

„Kauders kennt Sie!“

„Mich, mein lieber Freund, mich kennen Tausende!“

„Er hat einmal für Sie etwas gearbeitet.“

„Auch das haben Hunderte. Man kann sich nicht alle merken. [...] Ist er aus Lettland?“

„Nein.“

„Schade. Da kann man nichts machen.“

„Von Kauders könnte ich eine Empfehlung bekommen.“

„Das lassen Sie mal lieber! Namen brauchen Sie für sich, Namen! Aber wenn Sie Kratzenstein so gut kennen, da frage ich mich, warum Sie sich nicht eigentlich an ihn ...“ [W, S. 360]

Landaus Weg führt ihn aber nie mehr zu Kratzenstein zurück, sondern läßt ihn schließlich, als er bereits vier Jahre im Land ist, an Siegfried Konirsch-Lenz geraten, der sich angeblich für Landau und sein Werk interessiert, da man ihm darüber Günstiges zugetragen hat. Die Stimmung beim ersten Treffen ist wirklich gut, Konirsch-Lenz, der auch negative Erfahrungen mit Kratzenstein gemacht hat, gelobt, sich schon binnen Wochenfrist wieder zu melden. Landau wird mit aufmunternden, höflichen Worten entlassen: „Mit vagen Versprechungen hat man Sie schon lange genug abgespeist. Das ist nicht meine Sache. Entweder etwas Ordentliches oder Hände weg. Sie hören bald von mir.“ [W, S. 379] Tatsächlich erfolgt schon nach einigen Tagen eine Einladung an Landau samt Familie zu einem Sonntagsbesuch in Konirsch-Lenz' Haus.

Siegfried Konirsch-Lenz flüchtete vor dem Krieg, wie er Landau erzählt, und brachte es nach anfänglichen Schwierigkeiten im neuen Land als Selfmademan durch seine eigene Fabrik namens Kolex mit Tapetenerzeugung zu Wohlstand. Er stammt aus dem Mecklenburgischen, wo er vor mehr als fünfundzwanzig Jahren „ein Landerziehungsheim für leicht kriminelle, gefährdete oder sonst schwierige Jungens“ [W, S. 381] gegründet und geleitet hat. „Was sind Sie denn anderes als ein entgleister junger Mann, auch wenn Sie vierzig Jahre alt sind?“ wendet er sich plötzlich an Landau. „Sie haben nie sich überwinden gelernt und nie was Ordentliches gearbeitet.“ Deshalb macht er folgenden Vorschlag: „Ich hab mir das genau überlegt. Ich biete Ihnen an, Sie können ab morgen früh in meiner Fabrik als Lehrling mit dem Druck von Papiertapeten beginnen. Ich zahle Ihnen etwas, darüber können wir noch reden, es wird jedenfalls genug sein, und dabei viel weniger, als ich Schaden haben werde durch die von Ihnen verdorbene Ware. Das ist ein radikales Angebot, aber ich bin fürs Radikale. Sind Sie einverstanden?“ [W, S. 382f.] Landau lehnt ab, wodurch Konirsch-Lenz' Ehrgeiz erst so richtig angestachelt wird. Johanna gegenüber nennt er Landau den schwierigsten Fall, „der ihm seit langem begegnet sei, aber die Aufgabe locke ihn darum umso mehr, er werde schon mit [ihm] zu einem guten Ende gelangen.“ [W, S. 385f.]

Es ist im Roman noch ein weiteres Zusammentreffen zwischen den beiden beschrieben, an dessen Ende es durch Konirsch-Lenz fast zu Handgreiflichkeiten kommt, worauf Landau vor ihm ausspuckt. „Dann wendete ich mich um, sah nicht mehr zurück und ging mit festen Schritten davon. Hinter mir hörte ich ihn unbändig fluchen“, berichtet Landau. „Es überkam mich ein zorniges Glücksgefühl, denn nun war ich von allen gebetenen und ungebetenen Förderern befreit und zum ersten Male seit meiner Ankunft in der Weltstadt auf mich allein und auf Johanna gestellt. [...] Es hatten sich alle abgekehrt.“ [W, S. 498f.]

In ihrem letzten Gespräch sagt Konirsch-Lenz zu Landau Sätze wie die folgenden: „Ich bin nicht so wie Ihre ehemaligen sogenannten Freunde, von denen Sie mir erzählt haben.“ „Keine Freunderlwirtschaft, die kennen Sie ja genug und wissen, was davon zu halten ist. Freunde gibt es nicht, das merken Sie sich!“ [W, S. 490f.] Die Haarbürgers, Singules, Saubermanns, Professor Kratzenstein, Siegfried Konirsch-Lenz und wie sie sonst noch alle heißen, die Landau ihren Freund nennen („Herr Landau, eigentlich Herr Dr. Landau, eben angekommen, unser neuer Freund. Sie werden sehn, wie famos! Der kann Ihnen erzählen!“ [W, S. 103]), die hat Landau alle erst in der Weltstadt kennengelernt. Doch dann gibt es ja da in der *Wand* auch noch andere Freunde Landaus, Freunde von früher.

5. *With friends like these – who needs enemies?*

Landau findet bei seiner Rückkehr in die alte Stadt keine überlebenden Angehörigen mehr, daher gelten dort bereits am Morgen nach der ersten Übernachtung seine Gedanken anderen Menschen im Ausland. Kurz nachdem er an diesem schönen Junitag aufgewacht ist, spricht er mit Anna über sie, er denkt aber nicht an die wenigen weitläufigen und emotional kaum sehr nahestehenden Verwandten, Landau nennt „Freunde, einst gute Freunde“. – „Die werden dich nicht im Stich lassen“, meint Anna. „Wir müssen sie finden!“ – Landau hat genauere Vorstellungen: „Sie sollen nicht einmal herkommen. Sie sollen mich wegnehmen. [...] Weg von hier. Ich will nicht bleiben. Nur fort. [...] So bald als möglich.“ Leise mischen sich aber auch gleich Zweifel in Landaus Rede: „Draußen [...] sollen sie mich aufnehmen. Deshalb die Freunde. Wenn sie noch sind, wenn sie noch Freunde sind.“ [W, S. 324]

„Du mußt dich entschließen“, sagt Peter zu Landau. „Seit gestern sind die Grenzen geöffnet, der Briefwechsel mit dem Ausland ist erlaubt. Du mußt sofort schreiben.“ Landau, der anfänglich noch denkt, es wäre doch eher die Aufgabe derer draußen, nach ihm zu forschen, und er wisse gar nicht, was er denn eigentlich schreiben und wie er es

nach all den Jahren des unterbrochenen Kontaktes formulieren solle, gibt zu guter Letzt, es ist bereits Herbst (vgl. W, S. 209), Peters Drängen nach: „Endlich entschloß ich mich zu einem Brief an einen meiner besten Freunde, vielleicht den besten, den ich vor dem Kriege hatte, das war der Soundso, wie ich ihn nannte.“ [W, S. 204f.]

Die Antwort von Soundso auf diesen ersten Brief von Landau seit sechs Jahren, die erst „nach vielen Wochen beklemmenden Wartens“ [W, S. 219] eintrifft, ist selbst in Anbetracht Adlers hoher satirischer Meisterschaft ein Glanzstück. Sie beginnt mit den Worten „Mein lieber, lieber Artur!“ und endet damit, daß Landau den Erhalt einer Dose Johannisbeergelee („Das ist äußerst kräftigend und reich an Vitamin C. Nimm täglich einen Löffel!“) sowie eines Rasierpinsels bestätigen soll – es sei Soundsos Absicht, Landau beides durch einen Bekannten zukommen zu lassen. Bereits in diesem ersten Schreiben, das sehr lang ist, tauchen die Namen Haarburger und Kratzenstein auf, aber hauptsächlich steuert alles dem folgenden Satz entgegen: „Damit habe ich Dir bewiesen, daß Du unter den geschilderten Voraussetzungen auf *keinen Fall* zu längerem Aufenthalt herkommen oder gar an eine Einwanderung denken sollst.“ [W, S. 220ff.]

„Ein schöner Freund, [...] dein Soundso“, sagt Peter über den Verfasser, für den er einen „Tritt in den Hintern“ empfiehlt, und erkundigt sich: „Sag mal, Artur, warum heißt der Kerl Soundso?“ Landaus Erklärung lautet: „Das will ich dir sagen. Er konnte es nicht leiden, wenn man bei gleichgültigen Vorstellungen seinen Namen nennen mußte. Das ginge keinen was an, meinte er, auch merke sich keiner den Namen. Deshalb brummte er etwas undeutlich vor sich hin: So und So. Da nannten ihn bald viele Menschen so. Zunächst hat er sich darüber geärgert, dann ist er selbst dabei geblieben und war am Ende noch stolz drauf.“ [W, S. 227] Ich frage aber noch einmal: Warum heißt diese Romanfigur Soundso? Könnte da nicht auch etwas dahinterstecken, auf das man bei weitem weniger stolz sein dürfte? Denn im englischen Sprachraum, wo sich Soundso ja offensichtlich aufhält, bedeutet „so-and-so“ nicht nur „person not named“ („[Herr bzw. Frau] Soundso“) oder „thing not named“ („Dings“), sondern euphemistisch auch „a person or thing regarded as unpleasant or difficult“. Also ein „Schwieriger“ sozusagen.

In dem äußerst kunstvoll strukturierten Roman *Die unsichtbare Wand* erscheint Soundso in der weiter oben zitierten Stelle unmittelbar vor der Beschreibung der Abendgesellschaft bei den Haarburgers zum ersten Mal kurz unter diesem Namen und wird dort als „Freund“ bezeichnet. Näher in Erscheinung tritt er dann erstmals mit seinem Brief – als „schöner Freund“. Dazwischen wird er – die Anordnung der drei Ereignisse ist hier also genau gegen die Chronologie – bei Landaus und Annas Böhmerwaldwanderung erwähnt, während der Landau sagt: „Ich [...] weiß es noch, daß ich als junger Bursche mit einem Freund, es war der Soundso – ja, lach nur Anna! – also mit dem Soundso bin ich wochenlang durch den Bergwald kreuz und quer gewandert.“ [W, S.

154] Dieser Einschub „ja, lach nur Anna!“ ist äußerst bemerkenswert, ist er doch in einer langen, mit Landaus „anführender“ Funktion bei dieser Wanderung stimmigen Monologpassage die einzige Reaktion Annas, die wir mitgeteilt bekommen. Sie lacht, lacht über einen Namen, lacht gewissermaßen über Soundso. Der Schluß liegt also nicht fern, daß hier Name wie Namensträger ab der ersten Gelegenheit der Lächerlichkeit preisgegeben werden sollen.

Schon die Ankunft auf dem Zielbahnhof in der Weltstadt empfindet Landau als „abgekartete Komödie“ [W, S. 457]. Obwohl ihm versprochen wurde, daß man ihn von der Station abholen werde, ist, als der Zug hält, niemand auf dem Bahnsteig, der Landau erwartet, da das Empfangskomitee einen Tee trinken gegangen ist. Endlich erscheinen Oswald Bergmann, seine Schwester Inge, Soundso, Otto Schallinger, das ist ein ehemaliger Mitschüler Landaus, dem er nie nahe stand und mit dem er auch nie etwas anzufangen wußte, sowie ein ihm zu diesem Zeitpunkt noch unbekannter Herr, Dr. Jolan Haarburger, der sich bald wieder verabschiedet. Sie alle nähern sich Landau wie einem von den Toten Wiederauferstandenen: „So mag man wohl jemanden bestaunen, den man als Totgeglaubten plötzlich auftauchen sieht, ohne seinen Augen zu trauen, ob man sich nicht täusche. Ich wäre der Gruppe gern einen Schritt entgegengegangen, um zu beteuern, ich bin es, kommt nur näher und fürchtet euch nicht.“ [W, S. 442]

Bergmann steckt Landau Zigaretten zu, Schallinger photographiert, ansonsten wird umständlich herumgeredet, verlegen herumgetreten, viel geraucht, und es scheint über das Notdürftigste hinaus nicht auch nur der geringste Plan zu bestehen, was weiter passieren soll.

„Ach, alles ist mir recht, was jetzt endlich diesen Aufenthalt auf dem Bahnhof beendet. So sagt doch endlich bitte, was geschehn soll!“

„Also, da gibt es einige Möglichkeiten“, erläuterte Oswald, „von denen alle was für sich haben. Wir können das Gepäck hier hinterlegen, in ein Restaurant fahren, du bist doch natürlich hungrig und durstig, es ist Zeit für ein Mittagmahl. Dann können wir zu mir schau, damit du siehst, wo du schlafen wirst. Nachher holen wir das Gepäck, und dann überlegen wir weiter. Oder, und das ist vielleicht vorzuziehen, wir holen erst das Gepäck ab und fahren nachher damit zu mir. Die Entfernung ist nicht groß. Oder wir können natürlich auch mit oder ohne Gepäck zunächst zu mir, wo du dich ein bißchen ausruhn und schlafen kannst oder nicht, wie du willst natürlich, und nachher ins Restaurant. Dann beschließen wir je nachdem, was wir jetzt mit dem Gepäck unternehmen.“

„Das sind ganz einfache Möglichkeiten.“

Das sagte Soundso, und ich wußte nicht, ob er es ironisch meinte. [W, S. 450f.]

Schließlich brechen sie zu fünft im Taxi zu Oswald Bergmann auf. Dort klärt Soundso Landau über den aktuellen Status von Bergmann-Birch auf, den er einst durch Landau kennengelernt hat (vgl. W, S. 463) und in den Landau auch hohe Erwartungen setzt: „Halte dich an Birch. [...] Er ist heute ein großer Mann, [...] im ganzen Land heißt es Oswald Birch. Man nennt das hier Publicity und hat dann Einfluß. [...] Der Kratzenstein liegt vor ihm am Popo. Und du brauchst Kratzenstein.“ Dabei schärft Soundso Landau genau ein, worauf bei Birch besonders zu achten sei. Landau fragt: „Bitte, sag mir aufrichtig, ist Oswald sehr schwierig?“

Soundso steckte zwei Finger in die Mundwinkel und piff leise, wie er es schon als Knabe zu machen pflegte.

„Du bist in deiner intellektuellen Entwicklung stehengeblieben“, sagte Soundso ernst.

Ich wußte nicht, was mir diese Worte sollten. Ich schwieg. [W, S. 461f.]

Großteils schweigend geht es mit den Freunden auch weiter. Bereits bei einem frühen Treffen mit Johanna Zinner, seiner späteren Frau – die beiden haben sich bei Landaus erstem Besuch bei den Haarburgers kennengelernt –, sagt Landau: „Die paar Freunde von früher, die ich hier hab ... Ich will lieber nichts darüber sagen. Es quält mich, da ist etwas zerbrochen.“ [W, S. 469] Wenige Jahre später, als Landau unmittelbar nach seinem endgültigen Zerwürfnis mit Konirsch-Lenz ohne Ziel herumspaziert, ist gar zu lesen: „Langsam schlenderte ich weiter durch die Straßen und gedachte meiner ehemaligen [! (F. H.)] Freunde. Die Geschwister Bergmann-Birch waren mir schon längst nicht mehr zugetan, ich habe sie seit den ersten Wochen nach meiner Ankunft nur noch selten gesehen.“ [W, S. 503] Als weitaus schmerzlicher als das Ende der Beziehung zu Inge beurteilt Landau dabei das Ende der Beziehung zu Oswald, der für ihn bald keine Zeit mehr hatte und nicht mehr erreichbar war: „Die Gründe dafür, daß er mich nicht empfangen konnte, waren unerschöpflich.“ [W, S. 505]

Auf der Fahrt zum Zielbahnhof in der Weltstadt denkt Landau an Oswald Bergmann und „seine aparte Schwester Inge“, die als ein „ein geistreich glitzerndes Geschöpf, zierlich und schön“ vorgestellt wird. „Ja, dieser Bergmann hatte sich indessen den Namen auf Birch ändern lassen, nur Inge hieß noch Bergmann. Er hatte es wie viele hier getan und war nun ein anerkannter Mann, der viel als Archäologe und Kunsthistoriker galt, seine Bücher waren berühmt und beliebt. Er könnte mich in einflußreichen Kreisen zum Danke dafür einführen, daß ich vor Jahren mich verschiedentlich für ihn verwendet hatte, als er zu uns drüben in die alte Stadt gekommen war, bei mir und meinen Eltern wie zu Hause lebte und sich in meine Theorien einführen ließ, deren Fruchtbarkeit für sein

Forschungsgebiet er begeistert begrüßte und die er für sich nutzen wollte.“ Zum einen denkt also Landau sogar, daß der jetzt berühmte Wissenschaftler in seiner Schuld steht, zum anderen zeigt sich in Landaus Sätzen ehrliche Freude über ein Wiedersehen nach langen Jahren mit Bergmann-Birch, über den er völlig hingerissen schwärmt: „Der Gedanke, Bergmann – nun Birch – wiederzusehen, war mir lieb; noch heute gestehe ich, daß mir wenige Menschen je so nahe gekommen sind. Immer war er das gebündelte Leben selbst. Franziska strahlte, wenn sie ihn sah, er war sprühend, ein unermüdlich wirksamer Quell, stets voll blendender Einfälle, musisch und nie ein trockener Gelehrter, humorvoll vom leisesten Scherz bis zum überschäumenden Witz. Oswalds Lebenskräfte schienen unerschöpflich und kaum des Schlafes zu bedürfen, er wirkte immer frisch und übertrug seine strahlende Wachheit auch auf Franziska und mich. Hatte man selbst ganze Tage und halbe Nächte in hochgespannten Gesprächen mit ihm verbracht, so fühlte man sich nachher doch nie müde, sondern stets nur angenehm angeregt.“ [W, S. 425f.]

Vor seinem Eintreffen in der Weltstadt weiß aber Landau über Oswald und seine aktuellen beruflichen Aktivitäten nur wenig. Die dürftigen Informationen, wie etwa, daß er an „einem Atlas der Höhlenzeichnungen in der ganzen Welt“ [W, S. 432] arbeitet, hat Landau von Soundso, da weder Oswald noch Inge auf seine Briefe und Aufforderungen reagieren, als Landau noch in der alten Stadt ist, was diesen auch sehr wütend macht (vgl. W, S. 431). Dabei erinnert er sich, daß Oswald schon immer ein schlechter Briefschreiber gewesen ist und daß auch vor dem Krieg es stets Inge war, die zurückgeschrieben hat (vgl. W, S. 427f.). Doch nach dem Krieg bleibt die Antwort selbst von Inge aus, obwohl für diese als Verfasserin von Gedichten, Erzählungen und Kinderbüchern (vgl. W, S. 426 u. 432) Schreiben durchaus keine fremde und ungewohnte Tätigkeit wäre. Schließlich meldet sich Soundso: „Birch sagt, daß er nicht schreiben kann, es würde in diesem Fall ihn auch zu sehr aufregen. [...] Birch hat mir aufgetragen, daß ich Dir auch von seiner Schwester keinen Brief versprechen soll.“ [W, S. 432]

Das Distanzverhältnis bleibt auch in der Weltstadt fast ohne Unterbrechung bestehen. „Wer sich einst mein Freund genannt hatte, Soundso und andere im Lande, sah mich von Monat zu Monat mit größerem Befremden an“ [W, S. 345], muß Landau realisieren, für den Oswald nach einer intensiven Phase am Beginn, in der er vor Landau „eine überströmende Freundschaft“ [W, S. 504] ausgebreitet hat, bald nicht mehr verfügbar, bald nicht mehr zu erreichen ist. Es kommt nur noch zu kargen und unergiebigen Unterredungen am Telephon (vgl. W, S. 504f.), mit Vertröstungen auf später – wenn überhaupt.

„Anders, aber kaum viel besser ist es mir mit Soundso ergangen“, vergleicht Landau seine Verbindung zu den beiden Freunden. „Er kam mit mir wohl zusammen, in der ersten

Zeit öfter, später seltener, ein lockeres Verhältnis hat sich stets aufrechterhalten.“ [W, S. 509] Zum Unterschied zu Bergmann-Birch, der sich für Landau keine Zeit nimmt, scheint Soundso reichlich Zeit für Landau erübrigen zu können – um diesem an allen Ecken und Enden Schwierigkeiten zu bereiten!

Es war unverkennbar, daß er mir nicht wohlwollte und so manches dazu tat, meinen Aufenthalt im Lande zu erschweren. Dafür hatte er sich viele Kniffe zurechtgelegt, die er in bunter Folge oder gleichzeitig mit List, Verstellung und Schadenfreude spielen ließ. [...] Wohl konnte ich es dem Jugendfreund nicht nachweisen, denn er fädelte es schlau ein, aber Johanna glaubte es mir nach widerstrebenden Zweifeln, daß sein Benehmen so angelegt war, mich von Menschen zu entfernen, die mich kannten oder mir wichtig gewesen wären. Wahrscheinlich hat er mir auch Oswald, wenn nicht schon Inge, durch seine Quertreibereien abspenstig gemacht. Im ersten Jahre meiner Ehe hat er sogar versucht, Keile zwischen Johanna und mich zu treiben, wobei er vorsichtig vorging, stets als mein vorgeblich bester Freund, der nur mein Glück im Sinne habe, doch gerade deswegen Johanna über Hintergründe und bestimmte Eigenarten von mir aufklären müsse, die sie allein nicht beurteilen könne. Johanna glaubte ihm anfänglich seine guten Absichten, aber trotzdem hat er mit seinen Reden nur bescheidene Erfolge erzielt, denn sie durchschaute sein Spiel fast noch früher als ich. Da verzichtete er auf solche Mittel und begnügte sich damit, mit fein gespitzten Waffen gegen mich zu arbeiten. Mein Verhältnis zu Johanna wurde nicht mehr angetastet, jetzt sollte um mich und dadurch um uns beide eine unsichtbare [! (F. H.)], darum nur umso verlässlicher abschließende Wand errichtet werden, durch deren einzigen uns verborgenen Durchlaß allein Soundso als getreuer Bote und Mittelsmann zu schlüpfen wüßte. [W, S. 510f.]

Soundso ist also aus der Sicht des Ich-Erzählers hauptverantwortlich dafür, daß diese Art von Isolation entsteht, die schließlich dem Roman seinen Titel verliehen hat, wobei Soundso sorgsam darauf achtet, „bloß ja nicht treulos [zu] erscheinen“ [W, S. 509]. Man beachte dabei besonders auch folgende Passage: „So ist es ihm gelungen, mich überall auszuschließen, wo mir ein menschlicher oder sachlicher Gewinn ersprossen wäre, während er mir doch durch kleine Gefälligkeiten, zum Beispiel mit Quellenangaben für meine Forschungen und beim Beschaffen von Büchern, jeden Anlaß nahm, mich von ihm abzukehren, ohne daß ich mich dadurch ins Unrecht gesetzt hätte.“ [W, S. 513]

Im Verlauf des Romans diskutiert Landau mit der Züricher Pressevertreterin Resi Knispel und dem Buchhändler Buxinger eine mögliche Mitarbeit an einer wissenschaftlichen Zeitschrift mit dem Titel *Eusemia*. Als weitere potentielle Beiträger werden sowohl Bergmann-Birch, den Landau zu diesem Zeitpunkt „seit Jahren nicht gesehn“ [W,

S. 565] hat, als auch „Soundso“ Kauders erwogen, was bedeuten muß, daß trotz der auf den ersten Blick unterschiedlichen Fachrichtungen alle drei auf durchaus **verwandten** Gebieten tätig sind. Und was im letzten Zitat oberflächlich bzw. naiv und gutgläubig betrachtet als kleine Gefälligkeitsgesten von Soundso erscheinen mag, kann wohl auch als perfide Taktik interpretiert werden, um auf billige Art und Weise stets mit Landaus Forschungsthemen und seinen Grundlagen dazu auf dem laufenden zu bleiben. Landau soll nicht nur ausgeschaltet werden, es soll dies unter anderem auch mit seinen eigenen Ideen erfolgen! Im nachstehenden Zitat wird dieser Einfall in etwas geschöner Version ja sogar explizit ausgesprochen: „Bis vor wenigen Wochen, als mein Umgang mit Konirsch-Lenz begann, [...] war es das Hauptbestreben von Soundso, mich von meinem eigentlichen Beruf abzudrängen, wobei ihm meine praktische Lage nur zu recht zu geben schien. Soundso redete mir gut zu, daß ich alle Versuche aufgeben sollte, mich als Soziologen durchzusetzen, während er gerne bereit wäre, meine brauchbaren Gedanken in seine eigenen Werke aufzunehmen, wofür er mich großzügig entschädigen wollte. [...] Er hoffte darauf, bald eine Professur zu erlangen, das könnte durch meinen Beistand wesentlich beschleunigt werden. Nachher wollte er mich als seinen Privatsekretär anstellen.“ Diese Professur erreicht Soundso bis zum Schluß des Romans nicht. „Erst als ich ihm von Konirsch-Lenz erzählte, drehte er den Spieß um und meinte, daß ich mich nicht mit diesem Pfuscher einlassen solle, sondern bei der Soziologie zu bleiben habe. Als ich ihn fragte, wie er sich das vorstelle, zuckte er die Achseln und sagte: ‚Das ist deine Sache.‘“ [W, S. 511]

Soundso und andere bearbeiten Landau damit, daß er ein Brotstudium beginnen soll (vgl. W, S. 369f.), und zwar noch im vierten Jahr seines Aufenthaltes in der Weltstadt, also noch im unmittelbaren Vorfeld der Zusammentreffen mit Konirsch-Lenz, als – wie es Landau ausdrückt – „fertige Arbeiten entweder müßig in meinen Schubladen lagen oder von Experten zu Verlegern und von denen meist erst nach Mahnungen wieder zu mir zurück geschickt wurden, meine Gelehrtenlaufbahn aber – wie komisch das klingt! – nicht mehr zu widerrufen war“. Einige Bekannte wollen ihm einen gewissen Betrag zukommen lassen, damit er an einer Universität moderne Sprachen oder Geschichte studieren kann – unter der Bedingung, daß er nach dieser Ausbildung Lehrer an einer höheren Schule wird. „Der Antrieb zur Verwirklichung dieses Planes, ich habe das nie genau ermitteln können, scheint von Soundso ausgegangen zu sein. Vielleicht bilde ich mir das in meinem Mißtrauen nur ein, aber ich kann mich der Vorstellung nicht erwehren, daß man es darauf angelegt hatte, mich von der Wissenschaft zu trennen und mich für immer aus dem Wettbewerb auszuschalten [! (F. H.)], während man sich gleichzeitig von jeder moralischen Schuld mir gegenüber loskaufen wollte.“ [W, S. 370]

Es ist auffällig, daß die Freunde und Bekannten Landaus ihm zwar keine wirklich brauchbaren Hilfeleistungen angedeihen lassen (die „Hilfsgüter“ erhält gleich im ersten Absatz des Romans der Lumpensammler), daß er einigen von ihnen aber wiederholt als Ideenlieferant bzw. als nützlicher Zeitzeuge durchaus gerne willkommen ist, um mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen ihre Arbeiten aufzupolieren und zu bereichern. Schon bei Landaus Ankunft in der Weltstadt sagt Bergmann zur Frage, ob Landau in ein Hotel oder vorerst zu ihm ziehen soll: „Es ist schon etwas reserviert. Aber es wär natürlich ganz reizend, wenn du zu mir kommen möchtest, wir könnten uns dann gleich intensiv unterhalten.“ [W, S. 448] Das erscheint als direkte Fortsetzung der weiter oben beschriebenen Situation in der alten Stadt. Und auch später gelingt es Bergmann – mitunter auf weitaus verborgenerer Art und Weise – an Landaus Ideen heranzukommen, sogar zu einer Zeit, als der Kontakt schon beinahe völlig zum Erliegen gekommen ist, weshalb Landau dann auch die Beziehung zu Bergmann am Telephon zur Gänze lösen will, worauf dieser sich bestürzt zeigt:

„Nein. Was fällt dir ein? Ich muß dich natürlich unbedingt bald sehn. So ist das nicht. Irgendwie wird sich das schon einrichten lassen. Wenn ich dir auch im Augenblick noch nichts zusagen kann, so werde ich doch den ganzen Tag darüber nachdenken. Weißt du was? Ich mach dir einen Vorschlag. Ich muß heute mit Kauders zusammenkommen, den werde ich bitten, dir auszurichten, wie bald wir uns sehn können. Ganz bestimmt, er wird's dir sagen.“

„Ich seh ihn sehr selten.“

„Wie, du siehst ihn selten? Das ist doch unmöglich! Dein bester Freund hier! Er sagt mir immer, wieviel er sich um dich kümmert.“

„Sagt er das? Nett von ihm!“

„Stimmt das vielleicht nicht?“

„Nein!“

„Das ist doch ganz unmöglich! Er ist dir verpflichtet. Das gibt er sogar zu. Er hat es sogar schon vor Karin gesagt. Man kann es auch an seinen Arbeiten bemerken. Ein starker Einfluß, der sich nicht verleugnen läßt.“

„Läßt er sich wirklich nicht verleugnen?“

„Nein, natürlich nicht. Deine Grundideen schimmern durch alles hindurch, keinen Kenner würde das täuschen.“

„Mir würde er das nicht zugeben.“ [W, S. 506f.]

Zwischen Bergmann und Soundso finden also öfters Treffen für Besprechungen statt, Landau hingegen wird von Bergmann telephonisch aufgefordert, ihm einen Brief zu

schreiben, wobei der Inhalt nach Bergmanns Wünschen ungefähr folgender sein sollte: „Irgendwelche praktische Vorschläge. Deine Lage. Dein Leben. Deine Arbeit. Dich selbst. Alles.“ – „Du weißt doch alles“, ist Landaus Reaktion darauf. „Soundso erzählt dir alles von mir. Du siehst ihn bestimmt sehr oft.“ – „Weißt du, wir haben manchmal etwas zu besprechen. Gemeinsame Arbeit. Er ist wie eine Klette, nicht abzuschütteln, aber verrät mich nicht!“ antwortet Bergmann. „Er jammert mich an. Ganz weinerlich.“ [W, S. 508]

Obwohl Bergmann offensichtlich an Landaus Gedankengänge durch Soundso herankommt, distanziert er sich hier von ihm, ja verleumdet ihn sogar, indem er das von Landaus durchschimmernden „Grundideen“ sagt, mit denen er selbst ja auch ganz gut vertraut zu sein scheint. Darüber hinaus wird Landau von Bergmann aufgefordert, ihm weitere Vorschläge per Brief zu schicken, ihm also sozusagen Vorhaben und Ideen auf dem Silbertablett zu servieren. Auch andere haben durchaus ähnliche Vorstellungen. Beim ersten Zusammentreffen in der Internationalen Soziologischen Gesellschaft sagt Kratzenstein über Landaus Hoffnung, dort ein Referat halten zu dürfen: „Nein, schlagen Sie sich das aus dem Kopf! Aber ich habe was Gutes für Sie. Ich habe die Arbeitsgemeinschaft davon überzeugt, daß es für alle Teile [! (F. H.)] ein Gewinn wäre, wenn man Sie zu den ordentlichen Sitzungen heranziehen würde.“ [W, S. 350]

Auf Landaus eigentliches Problem bei der letzten im Roman beschriebenen Konversation mit Bergmann reagiert dieser überhaupt nicht: „Eines kann ich dir gleich mündlich verraten, Oswald. Es geht mir hier nicht gut.“ [W, S. 508] Damit hat sich im Prinzip seit Landaus erstem Brief an Bergmann nach dem Krieg – noch aus der alten Stadt – nichts geändert: „Am Ende meines Briefes hatte ich dem Freunde erläutert, was ich damals leider nie vermied, in versteckten Andeutungen meine augenblickliche Lage zu schildern, damit er verstünde, was für mich notwendig sei, Hilfe durch ein wenig Aufmerksamkeit, ein Weg hinaus ins Freie. Aber eine Antwort ist nie eingetroffen, weder er noch Inge meldeten sich, Anfragen in Briefen an Soundso wurden übergangen oder flüchtig abgetan.“ [W, S. 427] Dennoch versucht es Landau noch ein letztes Mal: „Ich erwartete mir nichts davon, aber ich schrieb einen Brief, sogar ausführlich, denn ich bemühte mich, unsere frühere und gegenwärtige Beziehung zu erläutern und, wenn möglich, zu retten. Doch damit hatte die Sache ihr Ende. Oswald hat weder geantwortet noch angerufen, auch durch Soundso hat er nichts bestellen lassen. Oder hat er mir bloß nichts ausgerichtet? Ich schob die Entscheidung von mir, zumal sie Oswald in keinem Fall entschuldigen konnte.“ [W, S. 509]

Einer der Gründe, warum im Roman – wie es Konirsch-Lenz ausdrückt – „Ihr hochnäsiger Doktor Kauders“ und „all die faulen Potentaten, von denen Sie so viel erwartet haben“ [W, S. 492], so wenig für Landau tun und getan haben, ist, daß man Landau

nicht unbedingt anmerkt, was er während des Krieges durchgemacht hat. „Sieht Ihnen gar nicht an, was Ihnen passiert ist. Vielleicht nicht so arg, was passiert ist, aber immer noch arg genug, ich versteh“ [W, S. 103], sagt Frau Singule gleich beim ersten Gespräch. – „Du siehst erstaunlich gut aus, Artur!“ stellt auch Soundso bereits bei Landaus Eintreffen in der Weltstadt fest. „Die Jahre haben dich nicht verändert.“ [W, S. 447]

Hingegen beobachtet Landau bei den anderen – sowohl bei Oswald und bei Inge als auch bei Soundso – schon auf dem Bahnhof deutliche Veränderungen, und zwar gleich auf den ersten Blick. „Das war nicht jener Oswald, wie ich ihn gekannt hatte, oder war es umgekehrt? Ich war nicht mehr so, wie er mich gekannt hatte, eine Wand war zwischen uns errichtet, hier der Verlorene, unwahrscheinlich und noch fraglich in seiner Auferstehung, dort der zum berühmten Archäologen Mr. Birch verwandelte Oswald Bergmann“, denkt Landau, als Oswald ihn kurz allein läßt, um die anderen zu holen. „Das Warten verging mir zu schnell, schon führte Oswald die Begleiter heran. Das war Inge, schwerfälliger und viel dicker, als ich sie in Erinnerung hatte. Einen Mundwinkel ließ sie nachlässig oder spöttisch herunterhängen, so etwas hatte ich früher nie an ihr bemerkt. Und da kam Soundso mit schlenkernden Armen und zappelnden Beinen, viel nervöser als vor dem Kriege. Der Freund kam mir gealtert vor, mürrisch oder leidend, sein Haar war dünn geworden, die Haut fahl und mit tiefgegrabenen Falten, stärker noch um den Mund herum als auf Schläfen und Stirn [...]“ [W, S. 440f.]

Mit Ausnahme seiner Funktion als Ideenlieferant sind Landaus Ankunft und Anwesenheit der gesamten Exilantengesellschaft äußerst unangenehm. Inge Bergmann setzt aber noch einen drauf: sie macht Landau zum Vorwurf, daß er überhaupt noch am Leben ist! „Warf mir Inge unverhüllt grausam vor, daß ich den Krieg überlebt hatte, während ihr nächstehende Menschen umgekommen waren, dann erschütterte sie die Grundlage meiner freundschaftlichen Gefühle, auch wenn ich sie keineswegs für verrotzt hielt, sondern eher für so verletzlich, daß sie aus Selbstschutz und Wehrlosigkeit dazu überging, mich zu verletzen.“ [W, S. 503] Das beginnt in der Empfangsszene auf dem Bahnhof (vgl. W, S. 444ff.) und ist auch noch in der traumartigen Schlußsequenz auszumachen, wenn sie zu Landau sagt: „Und so einer will gelitten haben!“ [W, S. 615]

In dieser ganzen Gesellschaft gibt es lediglich eine einzige – allerdings leuchtende – Ausnahme: „Nur Johanna durchschaute von allem Anfang, wie es um mich bestellt war [...]. Sonst aber glaubten die Menschen wegen meines äußerlich gesunden Aussehens – man bemerkte es an vielen, die unter den gleichen Umständen wie ich den Krieg überdauert hatten – und wegen meines draufgängerischen Auftretens an meine Durchschlagskraft. Man machte es sich mit diesem Glauben allerdings leicht, denn auf mich einzugehen, war niemandes Sache. Man bildete sich ein, wenn wir diesem Landau etwas Nettes sagen, dann genügt es, der braucht keine Hilfe.“ [W, S. 345]

„Und natürlich ist dieses vielschichtige Werk, an dem H. G. Adler sieben Jahre lang gearbeitet hat“, schreibt Karl-Markus Gauß, „auch ein ganz außerordentlicher Liebesroman, ja ein Hohelied der Liebe: Artur Landau ist im Vernichtungslager die Frau ermordet worden, und als er später, ein Entwurzelter, in England auf Johanna trifft, braucht er lange, ihre Liebe ohne Schuldgefühl akzeptieren und erwidern zu lernen. Auch mit ihr bleibt es ein Leben auf Abruf, in dem sich unvermittelt die Abgründe auftun; aber Artur Landau, gleich seinem Schöpfer, hält aus und durch und legt Zeugnis ab.“³⁹

Nach dem Scheitern des letzten Gesprächs mit Konirsch-Lenz ruft Landau von einer Telephonzelle aus Johanna an, um ihr mitzuteilen, was passiert ist. „Es wird schon werden“, sagt sie darauf. „Wir brauchen keinen Konirsch-Lenz und niemanden.“ [W, S. 518] Jetzt wird die Tatsache angenommen, daß die beiden nur einander haben. Schon in der einleitenden Schilderung seiner Lage nach sieben Jahren Aufenthalt in der Weltstadt nimmt Landau vorweg: „alles, was an mir haftete, ob es menschlich oder gegenständlich war, [ist] mir treulos geworden, alles und alle – bis auf Johanna [...]“. [W, S. 12]

Im gesamten Buch gibt es eigentlich nur eine einzige – in ihrer Drastik allerdings herausragende – Begebenheit, in der Johanna von Landaus Seite weicht. Es ist dies eine kafkaeske, wahrlich alptraumhafte Szene, als eines Morgens zwei Totenträger, Brian und Derek, mit einem Sarg und einem Leichenwagen vor Landaus Tür stehen und Landau lebendig ins Krematorium abholen wollen (was auch das eigentliche Ziel der *Reise* ist). Niemand macht Anstalten, es zu verhindern, ja sogar Johanna unterstützt von Anfang an das Vorhaben der beiden Männer: „Sie haben ihren Auftrag. Pflicht ist Pflicht. Um elf Uhr sollst du eingäschert werden. [...] Bereite mir nicht unnützen Kummer und beil dich!“ [W, S. 125]

Der „reale“ Grund für diese ins Alptraumhafte gesteigerten Vorstellungen ist wohl unter anderem auch auf Konirsch-Lenz zurückzuführen, an dessen Reden Johanna – wie Landau es befürchtet hat – tatsächlich Gefallen findet: „Die Fabrik muß herrlich sein. Frau Minna hat mir davon erzählt, ein freundschaftlicher Ton. Konirsch-Lenz ist mit seinen Angestellten wie ein Vater mit seinen Kindern. Die Fabrik ist fast nur ein Vorwand [...]. [...] In Wirklichkeit würdest du ein Helfer sein, ein pädagogischer, die Stütze von Herrn Konirsch-Lenz. Du müßtest natürlich den Betrieb, die ganze Fabrikation verstehen. Aber kein Arbeiter, eine soziologische Aufgabe. Er hat sogar gemeint, es würde dich anregen, so was zu schreiben wie: Kolerex, ein soziales Experiment, wo man die Unterdrückung praktisch überwunden hat, weil die Unterordnung auf wechselseitiges Vertrauen und Liebe aufgebaut ist.“ [W, S. 394].

39 Gauß: Im Labyrinth der Wände, S. 6.

„Johanna fühlte, daß mir die Anwesenheit der Kinder ziemlich peinlich war“, ist beim ersten Einsatz der „Todesbeamten“ zu lesen, „gab jedoch schlicht zu verstehen, daß ich mich deswegen nicht sorgen sollte, sie habe ihnen schon erklärt, daß man heute den Vater wegbringen müsse.“ [W, S. 126] Mit Ausnahme dieser einen Sequenz bildet im Roman Johannas aufopferungsvolle und fürsorgliche Art stets die Kontrastfolie zum schäbigen Verhalten der „Freunde“ bzw. umgekehrt. Das erste Erscheinen von Brian und Derek muß chronologisch auf jeden Fall nach dem Besuch bei Konirsch-Lenz einzuordnen sein, bei dem Michael noch Landaus und Johannas einziges Kind ist. Schließlich treten gegen Ende des Romans Brian und Derek noch einmal in Aktion, diese Szene ist von den drei hier besprochenen die chronologisch letzte. Auch sie beginnt wie ein Angsttraum: der vertraute Postbote läßt auf seinem morgendlichen Rundgang Landau für einen eingeschriebenen Brief unterzeichnen, den dieser dann selbstverständlich auch ausgehändigt haben will. Doch der Briefträger sieht Landau nur schmunzelnd an und sagt: „Draußen auf der Straße steht der Brief.“ Zu seinem Entsetzen sieht Landau, der nun aber die Sache gleich klarstellen will, wieder den Leichenwagen vor der Haustür: „Meine Herren, hier gibt es keinen Toten zu holen. Sie haben sich bei mir schon einmal geirrt, ein zweitesmal spiele ich nicht mit.“ [W, S. 591f.] Doch diesmal kommen sie in einer gänzlich anderen Angelegenheit, wie Brian Landau verkündet: „Ich habe den Auftrag, Sie zum Soziologentag der Internationalen Soziologischen Gesellschaft auf der Schäferheide einzuladen und auch gleich hinzufahren.“ [W, S. 595]

Ungläubig kommt Landau mit zur Schäferheide, einem Rummelplatz in der Nähe seines Wohnhauses, wo er von einer großen Gesellschaft als Ehrengast empfangen und zum Ehrenmitglied ernannt wird. In dieser fulminanten Schlusszene, die sich von etwas Alptraumhaftem hin zu etwas Traumähnlichem verwandelt, marschiert so ziemlich das gesamte Romanpersonal – sowohl aus der alten Stadt als auch aus der Weltstadt – zusammen noch einmal auf (nur Johanna verschwindet im Hintergrund), um sich bei Landau anzubiedern und ihn hochleben zu lassen. Auf der Bahn mit den Elektroautos trifft Landau Oswald Birch wieder, der sofort meint, daß sie sich unbedingt einmal sehen müssen. „Soll ich dich anrufen?“ fragt Landau, und Oswald antwortet: „Nein, wo denkst du denn hin? Natürlich, ich werde dich anrufen. Bestimmt. Schon morgen. Ich hab dich schrecklich lang nicht gesehn und muß mit dir sprechen. Einige archäologisch-soziologische Probleme wollte ich schon längst mit dir diskutieren.“ [W, S. 609] Kratzenstein, der Landau wiederholt lieber und verehrter Freund nennt, hält die Festrede: „Es sei mir in aller Bescheidenheit gestattet, zu behaupten, daß es gerade die hier Versammelten sind, die von allem Anfang an die Größe Ihrer Leistungen erkannt haben und keine Stunde säumten, die Wand, die zwischen Ihnen und der Welt errichtet war, niederzureißen und Ihr Werk wie auch Sie persönlich in Tagen der Not tatkräftig zu

fördern.“ [W, S. 606] Auch Soundso sagt: „Wie schön, Artur, dein Freund heißen zu dürfen. Von allem Anfang an hab ich es gewußt, daß du dich durchsetzen wirst, sobald du nur herkommst. Hab ich nicht schon im ersten Brief nach dem Krieg dir das geschrieben?“ [W, S. 628]

Der Grund für die Feierlichkeiten ist wohl auch der Grund dafür, daß sich jetzt beim zweiten Mal der Alpdruck und die Gespenster verflüchtigen. Als Brian und Derek in Begleitung von Jock, dem Fahrer des Leichenwagens, in Landaus Arbeitszimmer kommen, um ihn abzuholen, liegt auf dem Schreibtisch – deutlich sichtbar – „die vollendete Reinschrift“ von Landaus „Soziologie des unterdrückten Menschen“ [W, S. 595].

6. *Who's who*

Vom Finale des Romans *Die unsichtbare Wand* – Landaus „Soziologie des unterdrückten Menschen“ ist abgeschlossen, und Johanna war maßgeblich daran beteiligt, daß dieses Vorhaben verwirklicht werden konnte – läßt sich mühelos eine Brücke zum letzten Satz der Danksagungen in Adlers Theresienstadt-Buch schlagen, in dem die englische Wendung „last – but by no means least“ überdeutlich enthalten ist: „Zum Schluß danke ich herzlich meiner Frau, die mir in vielen mit Arbeiten an diesem Buche verlebten Jahren mit Rat und Tat getreulich stets zur Seite stand.“⁴⁰ [T, S. XXVII] Welch wirklich bedeutende Rolle Bettina Adler speziell in der Phase vor der Publikation des Theresienstadt-Buches gespielt hat, wird im allgemeinen nicht ausreichend erkannt. In der Passage über den bereits erwähnten Rückzug des Langen-Müller-Verlages, der H. G. Adlers Roman *Die Ansiedlung* nicht druckte, obwohl dieser bei einem vom Verlag veranstalteten Wettbewerb „beinahe“ den ersten Preis gewonnen hatte, findet Grete Fischer passende Worte, um Bettina Adlers Part zu charakterisieren und zu würdigen: „Unzählige solcher Enttäuschungen trafen einen Mann, für den in diesem Stadium Anerkennung eine Lebensbedingung war. Wäre Bettina nicht gewesen, was sie war, seine Frau, die ihn unter allen Opfern stützte und erhielt, er hätte sich kaum durchkämpfen können.“ [Fischer, S. 338] Später hielt auch Wilhelm Unger durchaus sehr ähnliche Erinnerungen fest: „Gedenke ich heute jener schwierigen Zeit, in der wir uns eine nicht leicht zu lösende Aufgabe gestellt hatten, zurück, dann tauchen vor mir die zarten Züge

40 „Mit vertiefter Hinwendung zu dem am meisten geliebten Menschen darf ich als letzten Ausspruch noch den Satz hersetzen, mit dem ich mein Vorwort von Juli 1955 beendet habe, weil dieser Satz unverändert gilt“, schreibt H. G. Adler im Vorwort zu *Der verwaltete Mensch* vom Oktober 1973, wo er diesen Satz wortwörtlich wiederholt. [VM, S. XXXII]

von Frau Bettina auf, die H. G. Adlers kämpferische und einsame Jahre mit Heroismus teilte.“⁴¹

Es wird wahrscheinlich kaum jemand, der sowohl mit Adlers Biographie als auch mit seinem Roman *Die unsichtbare Wand* einigermaßen vertraut ist, vehement dagegen protestieren, wenn man die realen Personen H. G. Adler, Gertrud Klepetar und Bettina Gross mit den Romanfiguren Artur Landau, Franziska und Johanna (Fräulein Zinner) – vorsichtig formuliert – in einen Zusammenhang bringt, eher ganz im Gegenteil, und in der Sekundärliteratur wird dies – wenig überraschend – auch ziemlich häufig gemacht. Aber weiter darüber hinaus haben sich bislang nur wenige gewagt, obwohl auch die „Entschlüsselung“ von anderen Romanfiguren erstens durchaus möglich ist und zweitens äußerst interessant sein kann, was ich hier zeigen möchte.

In den vergangenen Jahren hat Jeremy Adler in mehreren Beiträgen über das – reichlich angespannte – Verhältnis zwischen H. G. Adler und Theodor W. Adorno geschrieben und über ihre „two approaches to culture after Auschwitz“, wie es im Untertitel eines dieser Beiträge heißt. Am 4. April 1950 kam es durch Adler zu einer ersten brieflichen Kontaktaufnahme mit Adorno, und bereits in dieser frühen Phase wurde auch der Grundstein für die Kontroverse gelegt: „Adorno's dictum about the 'barbarity' of poetry after Auschwitz was first announced in his essay *Kulturkritik und Gesellschaft* ([...] 1951), which defined the terms of the entire debate about 'art after Auschwitz' from Enzensberger (1959) to Grass (1990). Understandably, H. G. Adler, who had started writing poetry again within a month of being transported from Auschwitz, though he had some sympathy for Adorno's position, could hardly agree. Outwardly, he and Adorno maintained good relations [...], yet neither could (or would) bridge the gulf that divided them in method and ideas, and they both responded to each other with disguised attacks.“⁴²

In seinem Artikel „*Die Macht des Guten im Rachen des Bösen*“. H. G. Adler, T. W. Adorno und die Darstellung der Shoah – der Haupttitel ist ein Zitat aus dem *Panorama*-Kapitel über Auschwitz und Langenstein – schreibt Jeremy Adler über ein persönliches Zusammentreffen zwischen Adler und Adorno relativ bald nach dem Erscheinen von *Theresienstadt 1941–1945*: „Nachdem Adorno sich für die Veröffentlichung des Theresienstadt-Buches eingesetzt hatte und es dazu auch kam, luden Horkheimer und Adorno 1956 den Autor nach Frankfurt ein, an der Universität den Vortrag *Theresienstadt. Die Lehren einer Zwangsgemeinschaft* zu halten. [...] Aber schon bei der Absprache des Themas gab es Schwierigkeiten. [...] Zu einer öffentlichen Auseinandersetzung kam es nicht, doch glaube ich, daß diese unglückliche Begegnung in beider Werke Spuren hin-

⁴¹ Unger: *Das andere Deutschland*, S. 17.

⁴² Jeremy Adler: *The One who Got Away*, S. 19.

terlassen hat. “ In unserem Zusammenhang ist dabei der folgende Aspekt von eminenter Bedeutung: „Vermutlich sind Aspekte vom Denken Adornos in das satirische Porträt Professor Kratzensteins in Adlers Roman *Die unsichtbare Wand* eingegangen, der in den Jahren 1954 bis 1961, also in der Zeit der ersten Bekanntschaft mit Adorno, entstand. Ob Kratzensteins burschikose Begrüßung eines jungen Gelehrten Adlers Begegnung mit Adorno spiegelt, mag dahingestellt sein, jedenfalls ist sie wohl für eine Zeit charakteristisch, die ihre jüngste Vergangenheit nicht begriff und – wie Zygmunt Bauman später bemerkte – auch keinerlei Interesse dafür bezeugte, sie soziologisch zu erfassen: ‚Sie haben ja solche Erfahrungen, Menschenskind, wie Sie das alles nur überstanden haben! Daß Sie nicht verbittert sind und sich die Liebe zur Wissenschaft erhalten haben, ich gratuliere! Wunderbar, das sag ich, wunderbar!‘“⁴³

“The mixture of Marxism and psychoanalysis that Kratzenstein spouts reads like a parody of Adorno’s views, though his character – conceived of as working in England – is, perhaps, a composite of various figures. Kratzenstein’s greeting is more representative of the problems Adler had in putting across his views than of his difficulties with Adorno, who will hardly have been quite as insensitive as this”,⁴⁴ schreibt Jeremy Adler an anderer Stelle über die weiter oben zitierte Textpassage aus *Die unsichtbare Wand*. Es lassen sich also auch bei anderen Romanelementen Verbindungen zu realen Vorlagen herstellen, was dann schlußendlich so überraschend auch nicht ist. Denn daß ein Autor, der im Exil lebt, wo er über Jahre mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und an einem Roman arbeitet, welcher von einem Autor handelt, der im Exil lebt, wo dieser über Jahre mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, nun hergeht und das Umfeld wie auch die Probleme, Sorgen und Nöte des fiktionalen Autors von den persönlichen Erlebnissen völlig losgelöst *frei erfindet* – vielleicht weil ihm die eigenen, die ihm buchstäblich fast das Leben gekostet hätten, für den Roman nicht groß oder schlimm genug erscheinen – das muß doch wohl zu Recht als absurd gelten.

Was dabei das Romanpersonal betrifft, so ist es äußerst plausibel, daß sich im Falle Professor Kratzensteins diese Romanfigur aus einer Mehrzahl realer Vorbilder zusammensetzt. Bei anderen Charakteren scheinen mir aber sich dahinter verbergende Einzelpersonen deutlicher identifizierbar zu sein, heißt es doch schon in dem von Jürgen Serke verfaßten Nachwort zur *Wand*: „Die Peter-Figur, auf die Artur Landau am Tag seiner

43 Jeremy Adler: „Die Macht des Guten im Rachen des Bösen“. H. G. Adler, T. W. Adorno und die Darstellung der Shoah. In: Merkur (Stuttgart), 54, Nr. 6, Juni 2000, S. 475–486, hier S. 483f.

44 Jeremy Adler: Good against Evil? H. G. Adler, T. W. Adorno and the Representation of the Holocaust. In: The German-Jewish Dilemma from the Enlightenment to the Shoah, hrsg. v. Edward Timms u. Andrea Hammel. Lewiston, New York u. a.: Edwin Mellen Press 1999, S. 255–289, hier S. 280f.

Rückkehr nach Prag trifft, ist [...] Wolf Salus, [...] der schließlich in die Bundesrepublik entkommt und nicht nach Neuseeland, wie es Adler in seinem Roman beschreibt.⁴⁵ Dadurch, Peter – der Peter und der Wolf? – im Roman nach Neuseeland und nicht nach Deutschland auswandern zu lassen, gelingt es jedoch Adler unter anderem, in der Schlußszene, bei der natürlich auch Peter nicht fehlen darf, eine besondere Steigerung zu erzielen: „Extra aus Neuseeland hergeflogen, Artur, versteht sich von selbst. Du hast ja Boden unter den Füßen gewonnen, das ist fein. Wie bin ich stolz, daß ich der erste war, der dir nach dem Krieg auf die Beine geholfen hat.“ [W, S. 610] Wolf Salus nahm H. G. Adler, der nach Kriegsende ohne Obdach auf der Straße stand, bei sich auf. In der *Wand* ist dies symbolisch überhöht dargestellt, wo Landau, der gestürzt ist, auf dem Pflaster liegt und von alleine nicht mehr hochkommt, von Peter im wahrsten Sinne von der Straße aufgehoben wird: „Endlich schlenderte ein junger Mann heran, der mich erst unschlüssig anguckte, den Schritt verlangsamte, bis er sich gutmütig vor mich hinstellte und mir die rechte Hand reichte. Ich packte sie mit heißem Griff, er zog mich hoch.“ [W, S. 74f.]

Insgesamt läßt sich aber Landaus Fall nicht abwenden. „Die großen Zusammenhänge also, die meine mögliche Wirkung in der Gesellschaft verhinderten, kann ich überblicken, sie bestätigen sich mir, wo ich auch hinschaue, doch wie das im einzelnen mit mir zugegangen ist, diesen Absturz jeglichen Tag und jegliche Woche, diese gekräuselten Versuche des Hinauslangens aus schon gesetzter, aber noch unvollendeter und nicht ganz verspürter Einsamkeit, das habe ich bis jetzt nicht aufgeklärt“ [W, S. 333], sagt Adlers „Deckperson“ Artur Landau über seine Situation nach mehreren Jahren im Exil. Die Hintergründe bleiben ihm unbekannt. Eine fast zwingende Konsequenz daraus ist, daß Adler die Romanform wählte und nicht versuchte, die frühen Exiljahre als eigentliche Autobiographie aufzuarbeiten. In Einklang damit ist auch die prinzipielle Anlage des Buches zu sehen, das sich einer chronologischen und freilich noch viel mehr einer kausalen Struktur verwehren muß.

Aber dennoch scheint mir dieser Roman, der über weite Strecken sehr realistisch gestaltet ist und der im Vergleich zu *Reise* und *Panorama* erstens in Ich-Form erzählt wird und zweitens auffallend viele und lange Dialogpassagen aufweist, trotz der literarischen Darstellungsweise des Themas durch ein bemerkenswert hohes Maß an Authentizität gekennzeichnet zu sein. Diese Gespräche werden – anders als die Vorgänge, bei denen Landau nicht dabei ist, die ihm verborgen und deshalb folgerichtig ausgespart bleiben

45 Jürgen Serke: „Die Toten, die uns hinterlassen hatten ...“. H. G. Adler und das Gedenken als Pflicht zum Beginn. In: HGA: Die unsichtbare Wand. Roman mit einem Nachwort von Jürgen Serke. Wien/Darmstadt: Zsolnay 1989, S. 645–656, hier S. 654.

– immer entweder mit Landau selbst oder in seiner Gegenwart geführt. Sie klingen allesamt *sehr* authentisch, und auffälligerweise sagt Landau an einer Stelle sogar einmal zu Frau Saubermann: „Jedes Wort hab ich von Ihren schönen Reden behalten, ganz genau!“ [W, S. 365] Mag sein, daß im Roman einiges „verdichtet“ wurde, aber ich denke nicht, daß hier jemandem etwas „angedichtet“ wurde. Dies ist auch in Einklang mit Schmidt-Denglers Anmerkung, daß die deutsche Literatur aus Prag die Literatur einer meist zweifachen Minderheit und deshalb „unter dem Druck der realen Verhältnisse aus dem Konkreten zum Symbolischen und Parabelhaften hin“ ausgewichen sei, was auch im Falle von Adlers Roman *Die unsichtbare Wand* beobachtet werden könne.⁴⁶

Dieser ist trotz der Schlußsequenz mit der fertigen „Soziologie des unterdrückten Menschen“ und Landau als Ehrengast beim Soziologentag auf der Schäferheide alles andere als eine „success story“ im klassischen Sinn, mit der sich Landau vor einer breiten Anhängerschar brüsten kann, kein Zelebrieren der Erfolge, keine Plattform, um sich in Szene zu setzen. Landaus Schlußworte sind einzig und allein an seine unmittelbaren Nachkommen gerichtet. „Die Werke eures Vaters, besonders aber dieses Buch von der Wand, alle diese Versuche sollen euch als Erfahrung und Leistung eines geprüften und schwachen, doch noch in seiner letzten Verzweigung meist rechtschaffen bemühten Menschen wenigstens verständlich und achtbar, wenn schon nicht lieb und teuer werden.“ Für seine Kinder will er diese Aufzeichnungen „sorgfältig verwahren“. [W, S. 644]

In *Die unsichtbare Wand* sind sowohl Untergang in der Anonymität und Bedeutungslosigkeit als auch große Erfolge und öffentliche Anerkennung thematisiert, was in gleicher Weise in Adlers realem Umfeld auszumachen ist, mitunter sogar beides bei ein und derselben Person wie in demjenigen Fall, mit dem wir uns jetzt genauer befassen wollen.

7. *Veza*

Der nicht ganz 19jährige, gerade wieder nach Wien übersiedelte Elias Canetti und die um etwa acht Jahre ältere, unter dem einprägsamen weil kurzen und ungewöhnlichen Namen Veza bekannte Venetiana Taubner-Calderon lernten sich bei der 300. Vorlesung von Karl Kraus am 17. April 1924 im Großen Wiener Konzerthausaal kennen. Canettis Begleiter an diesem Abend, Hans Asriel, und dessen Mutter hatten dem Novizen – nach eigener Schilderung – im Vorfeld dieses Ereignisses nicht nur von Karl Kraus, sondern

46 Schmidt-Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: *Die unsichtbare Wand*, S. 278.

auch von Veza in solchen Tönen vorgeschwärmt, daß er beiden mit dem größten Mißtrauen begegnete.

Mehr als fünfzig Jahre später erzählen Elias Canettis autobiographische Schriften sowohl von seiner abgöttischen Verehrung für Karl Kraus, zu dessen Lesungen es ihn sofort regelmäßig hingezogen hatte und die seinem zweiten Memoirenband *Die Fackel im Ohr* (1980), der von den Jahren 1921 bis 1931 berichtet, seinen Titel verliehen, als auch von seiner späteren Abkehr. 1936, nachdem er wie so viele andere von ihm abgefallen war, habe er auch keinen Augenblick erwogen, zu Karl Kraus' Begräbnis zu gehen. 1981, als er den Nobelpreis für Literatur verliehen bekam, nannte Canetti dann aber in seiner Dankesrede Karl Kraus als einen von insgesamt vier Autoren, denen diese Auszeichnung nie zuteil wurde, die ihn aber maßgeblich geprägt und sie deshalb vor ihm verdient hätten.

Venetiana Taubner-Calderon wurde später Elias Canettis erste Ehefrau und ist heute als Veza Canetti vielen ein Begriff. Veza sei mütterlicherseits spaniolischer Abstammung, und sie wird Canetti als nicht nur in der deutschen, sondern besonders auch in der englischen Literatur ungeheuer belesen vorgestellt: „das längste englische Gedicht, das sie auswendig kenne, sei *The Raven*, der *Rabe* von Poe und wie ein Rabe sehe sie selber aus, ein Rabe zur Spanierin verzaubert.“ [FO, S. 82] In der Pause der Jubiläumsveranstaltung findet dann die erste Begegnung der späteren Eheleute statt. „Sie sah sehr fremd aus, eine Kostbarkeit, ein Wesen, wie man es nie in Wien, wohl aber auf einer persischen Miniatur erwartet hätte“, beschreibt Elias Canetti später seine ersten Eindrücke von Veza, die ihrerseits bei diesem frühesten Zusammentreffen wirklich als sehr anglophil auftritt, ja sogar mit den Worten zitiert wird, daß sie gerne Engländerin wäre. Und weiters: „Ich fahre oft hin zu Verwandten. Sie müssen mir von Ihrer Kindheit in England erzählen. Besuchen Sie mich bald!“ [FO, S. 85f.]

Bis zum ersten Besuch bei Veza in der Ferdinandstraße im zweiten Wiener Gemeindebezirk – unweit von Canettis eigenem Wohnquartier – sollte zwar noch mehr als ein Jahr vergehen, aber es kam zu regelmäßigen Wiedersehen, da von nun an beide sämtliche Lesungen von Karl Kraus besuchten:

Seither hatte ich sie in jeder Vorlesung – ich ging nun in alle – verstohlen mit den Blicken gesucht und immer gefunden. Aus der Ferne hatte ich sie begrüßt, nie mich in ihre Nähe getraut und war bestürzt, wenn sie mich nicht bemerkte, meist hatte sie zurückgegrüßt. Selbst hier fiel sie auf, die fremdartigste Erscheinung in diesem Publikum. Da sie immer in der ersten Reihe saß, mußte Karl Kraus sie bemerken. Ich ertappte mich bei der Frage, wie sie ihm wohl vorkomme. Sie klatschte nie, auch das konnte ihm nicht entgehen. [...] Nach der Lesung trat sie nie näher ans Podium heran, viele suchten sich dann vorzudrängen,

sie stand bloß da und schaute. Erschüttert und durcheinandergeworfen, wie ich jedesmal war, verließ auch ich lange nicht den Saal und blieb stehen und applaudierte, bis mich die Hände schmerzten. In dieser Verfassung verlor ich sie aus dem Auge, ohne ihr auffallend gescheiteltes, blauschwarzes Haar hätte ich sie kaum wiedergefunden. [FO, S. 142f.]

Eines Nachmittags hatte Canetti die Einladung aber dann doch angenommen: „Ich läutete, sie öffnete selbst und begrüßte mich, als hätte sie mich erwartet. Es war wenige Tage her, daß ich sie bei der Vorlesung im Mittleren Konzerthausaal gesehen hatte. Ich war zufällig, wie ich dachte, in ihre Nähe geraten und hatte mit den anderen stehend applaudiert. Ich benahm mich wie ein Rasender, warf die Arme in die Höhe, schrie ‚Hoch! Hoch! Karl Kraus!‘ und klatschte. Ich hörte nicht damit auf, niemand hörte auf, ich ließ die Hände erst wieder fallen, als sie schmerzten, und bemerkte jemand neben mir, der wie in einer Trance dastand, aber nicht klatschte. Das war sie, ich wußte nicht, ob sie mich bemerkt hatte“ [FO, S. 145], schreibt Elias Canetti im Kapitel *Patriarchen* von *Die Fackel im Ohr*.

Das Gespräch drehte sich dann nicht um Canettis englische Schuljahre, sondern sehr bald um Vezas alten, despotischen und in von ihrem Zimmer nur zwei Türen weiter hausenden Stiefvater, der, bevor er dies wurde, zu einem der reichsten Männer von Sarajewo und Bosnien aufgestiegen war. Vorgestellt wird ein veritabler Haustyrann, der sich ausschließlich von Bratenfleisch und Wein ernährte, berserkerhaft, tobsüchtig, aufbrausend und kräftig trotz seines hohen Alters, den die zahlreichen Häuser und großen Wäldereien, die er sein eigen nennen durfte, nicht davon abhielten, in jämmerlichem Aufzug in Wien auf der Straße zu betteln, der in seinem Zimmer Geldbündel hortete, die er schließlich, um sie niemand anderem hinterlassen zu müssen, zu verbrennen begann und der generell seiner Umwelt das Leben zur Hölle machte. „Die Rettung ihrer eigenen Atmosphäre vor den Stockschlägen, Drohungen und Flüchen dieses unheimlichen Menschen, die ihr im Alter von 18 Jahren gelungen war, hatte Veza geprägt“ [FO, S. 154], ist in diesem Zusammenhang zu vernehmen.⁴⁷

Doch daß die „schöne Raben-Dame“ auch selbst schriftstellerisch aktiv war, selbst über geizige, geldgierige und patriarchische Tyrannen geschrieben hat – z. B. sowohl in Prosa als auch in dramatischer Form über den „Oger“ – und in den dreißiger Jahren unter verschiedenen Pseudonymen eigene literarische Arbeiten veröffentlichen konnte,⁴⁸

47 Vgl. dazu auch Hanuschek, S. 108.

48 Veza Canettis spät wiederentdeckte Erzählung *Geld – Geld – Geld. Das Leben eines reichen Mannes*, erstmals abgedruckt am 1.5.1937 in der Sonntagsbeilage von *Die Stunde* (Wien), hat ebenfalls diesen Stiefvater zum Thema. Soviel bekannt ist, war dies auch der letzte Text von Veza Canetti, der

davon erfährt man – und dies war und ist wiederholt Anlaß zur Kritik – aus der Autobiographie ihres Ehemannes überhaupt nichts. Nur Elias Canettis Mutter Mathilde wird dort die Vermutung in den Mund gelegt, Veza schreibe und veröffentliche unter einem anderen Namen (allerdings zu einem Zeitpunkt, als dies nach heutigem Wissensstand noch nicht der Fall war): „Sie hält uns alle für Schwätzer. Mit Recht. Wir bewundern die großen Bücher und reden nur immer davon. Sie *macht* sie und verachtet uns alle so sehr, daß sie zu niemandem davon spricht. Einmal werden wir’s erfahren, unter welchem Pseudonym sie veröffentlicht. Dann werden wir uns schön schämen, daß wir’s nie gemerkt haben.“ [FO, S. 178]

Lange Zeit hat es niemand gemerkt. Tatsächlich geht der entscheidende Anstoß dafür, daß Veza Canetti – und zwar erst ab dem Beginn der neunziger Jahre! – einem großen Leserkreis als Schriftstellerin bekannt wurde, nicht auf ihren damals bereits seit langem berühmten und mit dem Nobelpreis dekorierten Ehemann zurück, sondern auf den Göttinger Germanisten Helmut Göbel und auf Eckart Früh, der Göbel als Experte für die Archivbestände Wiens zur Literatur der zwanziger und dreißiger Jahre genannt worden war. Eine nicht unwesentliche Rolle hatte bei der ganzen Angelegenheit auch der ausgefallene Vorname Veza, wie Göbel in seinen persönlichen Anmerkungen *Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin* schreibt (wobei hinzugefügt werden muß, daß diese „Wiederentdeckung“ nach mehr als einem halben Jahrhundert im wesentlichen einer Erstentdeckung gleichkam, da die meisten von Veza Canettis Texten zu diesem Zeitpunkt überhaupt noch nie veröffentlicht worden waren):

Elias Canettis bedeutendes Buch *Masse und Macht* beschäftigt mich seit meiner Studienzeit, genauer seit 1960, und hat mich sofort und seither für diesen Autor eingenommen. Deshalb ging ich allem, was unter dem Namen Canetti auftauchte, fast mechanisch nach. [...]

Erst spät aber, Mitte der achtziger Jahre, stieß ich auf den Namen Veza Canetti. In einem Antiquariatskatalog [...] wurde die von Wieland Herzfelde besorgte Anthologie *Dreißig neue Erzähler des neuen Deutschland* angeboten, die 1932 im Berliner Malik Verlag erschienen war. In den Erläuterungen des Katalogs wurden Autoren dieser Anthologie genannt, darunter auch eine Autorin namens „Veza Magd (Veza Canetti?)“. Später habe ich Elias Canetti gefragt, wie diese Vermutung, Veza *Magd* sei möglicherweise Veza *Canetti*, ent-

bei ihren Lebzeiten veröffentlicht wurde. Vgl. Veza Canetti: Geld – Geld – Geld. Das Leben eines reichen Mannes. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 15–27.

standen sein könnte; er sagte, er habe einem Schriftsteller oder einer Zeitschriftenredaktion gegenüber, die von ihm eine Auskunft im Zusammenhang mit Wieland Herzfelde haben wollten, eine entsprechende Anspielung auf Veza Canettis Pseudonym „Veza Magd“ gemacht.⁴⁹

Auch sonst wäre die Vermutung, *Veza Magd* könnte möglicherweise *Veza Canetti* sein, nicht so abwegig und weit hergeholt gewesen. Da die Erzählung *Geduld bringt Rosen*, mit der *Veza Magd* in dieser Anthologie vertreten ist, im Wien der Zwischenkriegszeit spielt, sprechen sowohl die zeitlichen als auch die geographischen Umstände dafür, und der Kunstname *Veza* ist absolut außergewöhnlich. Seit Elias Canettis *Party im Blitz* (2003) ist zwar bekannt, daß es in der Familie seiner ersten Ehefrau auch eine jüngere Verwandte mit dem gleichen Rufnamen gab (*Veza Cansino*), die – sozusagen nach dem großen Vorbild – „die ‚kleine‘ *Veza*“ [PB, S. 169] genannt wurde, aber ansonsten kann ohne Einschränkung gelten, was als Canettis spontane Reaktion überliefert ist, nachdem er den Namen *Veza* zum ersten Mal gehört hatte: „So heißt doch niemand.“ [FO, S. 80] Darüber hinaus gab es bereits seit 1969 ein Buch, in dem die Canettis wiederholt vorkommen, auf das später auch Helmut Göbel von Eckart Früh hingewiesen wurde und das in dieser Frage jeden Zweifel aus dem Weg räumt, Ernst Fischers *Erinnerungen und Reflexionen*. Dort heißt es ganz eindeutig: „Zu Freunden gewannen wir Elias Canetti und seine Frau, deren prunkender Name *Venetia* in dem schmalen *Veza* nur zu ahnen war.“ Und: „*Veza Magd* – so hat sie sich selber genannt.“⁵⁰

Als Autorin trat *Veza Canetti* bzw. *Veza Magd* erstmals mit der Erzählung *Der Sieger* öffentlich in Erscheinung, und zwar in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* vom 29.6.1932, im August folgte dort als nächstes *Geduld bringt Rosen*. „Die *Arbeiter Zeitung* war das Organ der Sozialistischen Partei, die damals Wien regierte“, ist im Anhang zu *Veza Canettis Roman Die Schildkröten* (1999) zu lesen. „Im Literaturteil stellte sie Erzählungen von Maxim Gorki, Isaak Babel, Joseph Roth und vielen anderen modernen Autoren vor. Redaktor für das Feuilleton und die ‚Tagesneuigkeiten‘ war Ernst Fischer, verantwortlich für Literatur war Otto König.“⁵¹

49 Göbel: Zur Wiederentdeckung *Veza Canettis* als Schriftstellerin, S. 3.

50 Ernst Fischer: *Erinnerungen und Reflexionen*, hrsg. v. Karl-Markus Gauß. Frankfurt a. M.: Sander 1987, S. 237f.

51 [Fritz Arnold:] *Veza Canetti. Lebenschronik*. In: *Veza Canetti: Die Schildkröten. Roman mit einem Nachwort von Fritz Arnold und einer Lebenschronik*. München/Wien: Hanser 1999, S. 281–288, hier S. 283.

Die „Wiederentdeckung“ der Schriftstellerin Veza Canetti gestaltete sich dann sogar noch komplizierter, denn sie hatte gleich mehrere Pseudonyme verwenden müssen (Veza Magd, Martha, Martin und Martina Murner sowie Veronika Knecht), „weil sie“ – wie es später Helmut Göbel ausdrückte – „als Jüdin selbst in der toleranten Wiener *Arbeiter-Zeitung* keine Chancen zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten gehabt hätte“⁵². In seinem Nachwort für *Die Gelbe Straße* zitiert Göbel dazu eine Stelle aus einem Brief Veza Canettis vom 5.3.1950 an Rudolf Hartung, in dem sie bezüglich der Qualität ihrer literarischen Texte aus den dreißiger Jahren eine sehr selbstbewußte Haltung an den Tag legt: „Ich selbst bin Sozialistin und schrieb in Wien für die *Arbeiter-Zeitung* unter drei (! (F. H.)) Pseudonymen, weil der sehr liebe Dr. König, der wieder eingesetzt ist, mir bärbeißig klarmachte, bei dem latenten Antisemitismus kann man von einer Jüdin nicht so viele Geschichten und Romane bringen, und Ihre sind leider die besten“.⁵³

Aber alles der Reihe nach. Helmut Göbel besorgte sich zuerst einmal die weiter oben genannte Anthologie und stellte bei der Lektüre von *Geduld bringt Rosen* zu seiner Überraschung „einige stilistische und erzählerische Gemeinsamkeiten mit verschiedenen Arbeiten Elias Canettis“ fest!

Da ich damals gerade einen Briefwechsel mit Elias Canetti begonnen hatte, fragte ich ihn, ob in den dreißiger Jahren eine Art Arbeitsgemeinschaft zwischen ihm und seiner ersten Frau bestanden hätte. Ich bekam über eine längere Zeit hin keine Antwort auf meine Frage, aber ein knappes Jahr danach, 1988, eine Einladung nach Zürich; dort, so Canetti, wollte er über alles, was es zu Veza zu besprechen gab, mit mir reden. Das war nun alles recht seltsam. Ich war damals wohl einer der ersten neuen Leser von Veza Canetti. Und es wunderte mich, dass ihr Werk erst so spät seine Leser fand.⁵⁴

Bei seinem ersten Besuch in Zürich im Sommer 1988 erfuhr Helmut Göbel nun von Elias Canetti, daß keine Arbeitsgemeinschaft bestanden, aber daß Veza nach der Bekanntschaft mit dem Roman *Die Blendung* – diesen hatte Canetti im Herbst 1931 nach eigenen Angaben unter dem Titel *Kant fängt Feuer*⁵⁵ fertiggestellt – selbst zu schreiben

52 Göbel: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin, S. 4.

53 Helmut Göbel: Nachwort. In: Veza Canetti: *Die Gelbe Straße*. Roman mit einem Vorwort von Elias Canetti und einem Nachwort von Helmut Göbel. München/Wien: Hanser 1990, S. 169–181, hier S. 178.

54 Göbel: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin, S. 3f.

55 „[...] die Manuskriptfassung der *Blendung* [...] hieß zu diesem Zeitpunkt nicht *Kant fängt Feuer*, wie Canetti angibt, sondern *Brand fängt Feuer* [...]“ Vgl. Sven Hanuschek: „Alle großen Beziehungen sind mir ein Rätsel“. Paarverweigerungsstrategien bei Elias Canetti. In: Elias Canetti, hrsg.

begonnen habe. Nicht lange danach – im gleichen Jahr wie Canettis Debüt *Hochzeit* (1932) – erschienen ihre ersten eigenen Veröffentlichungen. Es folgten Publikationen bis 1937, dann passierte jahrzehntlang nichts mehr.

Nach nicht einmal zwei Tagen in Zürich, so Helmut Göbel, habe ihm Elias Canetti einen Karton mit Typoskripten von Veza Canetti zur Lektüre mit nach Göttingen gegeben. „Vor allem von der *Gelben Straße* war ich begeistert“, schreibt Göbel, „und teilte das Elias Canetti sofort mit. Auch überlegte ich, wie und wo die *Gelbe Straße* veröffentlicht werden könnte.“ Jedoch: Einhalt! „Damit ging ich aber für seine Vorstellungen zunächst zu weit und überschritt erheblich die Aufgabe, die mir Elias Canetti zugedacht hatte. Einen Anstoß für ein Interesse an der Schriftstellerin Veza Canetti hatte ich mit meiner Neugier und meinen Nachforschungen gegeben, das sei ihm wichtig; er habe immer auf ein solches Interesse und auf einen solchen Anstoß von außen gewartet, weil er selbst seine zunehmende Bekanntheit nicht zum Anlass nehmen wollte, die literarischen Arbeiten seiner ersten Frau ins öffentliche Gespräch zu bringen.“ Diese Reaktion ist mehr als nur verblüffend, da ja ein solches Interesse von außen so gut wie überhaupt nicht zu erwarten war.

In der Folge ging aber alles sehr schnell, es überschlugen sich beinahe die Ereignisse. Im Herbst 1989 hatte auch Michael Krüger vom Hanser-Verlag die Gelegenheit gehabt, sich von der literarischen Qualität des Romans *Die Gelbe Straße* zu überzeugen, und bat daraufhin Elias Canetti „um die Erlaubnis seiner sofortigen Veröffentlichung“. Das Buch sollte bereits im Frühjahr 1990 erscheinen, mit einem Vorwort von Elias Canetti und einem Nachwort von Helmut Göbel. Davor galt es aber noch „eine wichtige Frage zu beantworten“, vermeldet Göbel: „Wie sollte im Nachwort mit der Tatsache umgegangen werden, dass Veza Canettis linker Arm verstümmelt war und von ihr stets mit einem schwarzen Handschuh kaschiert wurde?“ Darüber sollte nach Canettis Wunsch unbedingt geschwiegen werden, dies sei ihm „ein ungeheuer wichtiges und herzliches Anliegen“: „Denn, so seine erstaunliche Begründung, auch sie beide, Veza und er, hätten so gut wie nie über Vezas verstümmelten Arm gesprochen; und dafür sei sie ihm sehr dankbar gewesen. Es gab also ein regelrechtes Tabu. Und nun wollte Elias Canetti dieses Schweigen über Vezas Tod hinaus aufrechterhalten und bat mich, nichts davon in meinem Nachwort zu erwähnen. Ich fügte mich der Bitte und verschwie, was ich wusste.“

Göbel weist aber auch auf die Tatsache hin, daß zu diesem Zeitpunkt sowohl implizit als auch explizit bereits darüber geschrieben worden war. Implizit ist es nachzulesen bei

v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 110–117, hier S. 112.

Elias Canetti selbst, und zwar in den – weiter oben zitierten – Passagen über die Lesungen von Karl Kraus, wo er wiederholt hervorhebt, daß Veza am Schluß nicht klatschte, und explizit ist es nachzulesen bei Ernst Fischer. Somit war es eigentlich absehbar, daß irgendwann einmal jemand diese Tatsache ans Tageslicht befördern würde. Man brauchte auch gar nicht lange darauf zu warten: Es geschah bereits in Sibylle Mulots Besprechung der *Gelben Straße* für *Die Zeit* vom 6.4.1990 – und Hanser verwendete dann noch ausgerechnet diese Rezension für Werbezwecke!

„Elias Canetti war davon verständlicherweise tief betroffen“, schließt Helmut Göbel seine persönlichen Anmerkungen. „Und da ich ihm erzählt hatte, dass Sibylle Mulot mich einmal angerufen hatte, um etwas zur plötzlichen Entdeckung einer Autorin namens Veza Canetti zu erfahren, war es für ihn unumstößliche Gewissheit, dass ich es war, der, was auf seinen Wunsch hin unbedingt verschwiegen werden sollte, weitergegeben hatte. Er brach sofort jeglichen Kontakt mit mir ab und antwortete auf keinen meiner Briefe mehr. Damit war eine intensive, zeitweilig auch ziemlich persönliche und vertrauliche Bekanntschaft abrupt zu Ende gegangen.“⁵⁶

Aber *Die Gelbe Straße* war jetzt endlich publiziert und wurde „siebenundzwanzig Jahre nach dem Tod der Verfasserin zur literarischen Sensation“ [Pross, S. 140]. Anlässlich der Veröffentlichung von *Der Oger* und *Geduld bringt Rosen* ersann der Verlag den Slogan: „Die Entdeckung einer großen Schriftstellerin geht weiter.“

Nur wenige Jahre später scheint Veza Canetti bereits integraler und nicht mehr wegzudenkender Bestandteil der deutschsprachigen, insbesondere der österreichischen Literatur geworden zu sein. Wie selbstverständlich tauchen ihre Texte auf einmal – etwa in Anthologien wie *Österreichische Erzählerinnen*⁵⁷ und *Wien erzählt*⁵⁸ – im Verein mit so ziemlich allem auf, was im literarischen Österreich des 20. Jahrhunderts Rang und Namen hat, also auch im Verein mit Elias Canetti, über den seit dem Beginn der neunziger Jahre Fragen wie die folgenden gestellt werden: „Konnte er ihr nicht beistehen, als sein zunehmender Ruhm ihm viele Türen öffnete? Konnte er nicht *eine* Tür auch für sie aufstoßen?“

Im Juli 1999 – wenige Monate nach der Erstveröffentlichung von *Die Schildkröten* – erschien in *Literatur und Kritik* ein längerer Beitrag über dieses exakt sechzig Jahre

56 Göbel: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin, S. 7ff.

57 Österreichische Erzählerinnen. Prosa seit 1945, hrsg. v. Konstanze Fliedl. München: dtv 1995 (= dtv 11982).

58 Wien erzählt. 25 Erzählungen, hrsg. v. Jutta Freund. Frankfurt a. M.: Fischer 1995 (= Fischer 12732).

davor im englischen Exil entstandenen Buch und seine Schöpferin Veza Canetti, der von der bekannten österreichischen Autorin und Literaturwissenschaftlerin Anna Mitgutsch gestaltet worden war. Dieser Beitrag, der auch die oben zitierten Fragen enthält, beginnt mit den Worten: „Selbst nach seinem Tod fällt Elias Canettis Schatten auf das Werk seiner früh verstorbenen Frau Veza.“ Die „halbherzige Empfehlung“, die er ihrem Roman *Die Gelbe Straße* im Vorwort mitgegeben habe, wird dort als „ebenso aggressiv und destruktiv wie sein jahrzehntelanges Schweigen“ bezeichnet, „das er auch in seiner autobiographischen Trilogie nicht brach“.⁵⁹ Die Anschuldigungen, die da vorgebracht werden, sind schwerwiegender Natur, aber meines Erachtens auch nicht so unverständlich, denn prinzipiell geht es ja nur um die Frage, warum ein Literaturnobelpreisträger sich nicht stärker für Werke seiner verstorbenen Frau einsetzen konnte, wie eben z. B. *Die Gelbe Straße*, einen mit ungefähr 150 Seiten nicht einmal sehr umfänglichen Roman, der bald nach der Veröffentlichung auch mehrfach in Übersetzung vorlag.⁶⁰

„So hartnäckig Canetti über ihr Werk geschwiegen hat, so beredt hat er ihre Schönheit gepriesen. Bei einer genaueren Betrachtung seiner Werthierarchie erscheint jedoch dieses Beharren auf ihrem Äußeren als ein weiterer Akt der Vernichtung, bedeutet ihm doch das äußere Erscheinungsbild wenig, der schöpferische Geist, der sich der Wirklichkeit bemächtigt, dagegen alles. [...] Ihr Werk war ihm nicht wert, für die Nachwelt gerettet zu werden, diese in seinen Augen einzige Form des Überlebens, ja die einzige Existenz, die er anerkannte.“ Zwei besonders wichtige Punkte in Anna Mitgutschs Aufsatz sind, daß sich erstens Elias Canetti nicht für das Werk seiner ersten Frau stark gemacht habe und daß dies zweitens im Falle von *Die Schildkröten* deshalb geschehen sei, weil dieser Roman Kritik an Canetti selbst darstelle: „Für Elias Canetti, der Veza um einunddreißig Jahre überlebte, muß dieses schillernde Porträt und die hellsichtige Interpretation seines Versagens und damit auch des Versagens seiner Kunst am Leben untragbar gewesen sein.“⁶¹

Die Antwort darauf kam postwendend, bereits zwei Ausgaben später, im Novemberheft von *Literatur und Kritik*. „Das Erscheinen des 1939 verfaßten Romans *Die Schildkröten* von Veza Canetti hat Anna Mitgutsch vorwiegend dazu benützt“, tönt es dort in einer *Replik auf Anna Mitgutsch* des Pariser Germanistikprofessors Gerald Stieg, „um das Buch dem Patriarchen Elias Canetti um die Ohren zu schlagen.“ Also wird sofort

59 Anna Mitgutsch: Veza Canetti (1897–1963). In: *Literatur und Kritik* (Salzburg), Nr. 335/336, Juli 1999, S. 99–109, hier S. 102 u. 99.

60 Tatsächlich war *Die Gelbe Straße* bereits 1991 ins Englische, Französische, Niederländische und Spanische übersetzt!

61 Mitgutsch: Veza Canetti (1897–1963), S. 100f. u. 109.

zurückgeschlagen – und zwar wie! „Seit 1985 ein Teil der österreichischen Germanisten-zunft gegen den unbequemen Noch-Zeitgenossen zu Felde gezogen ist, hat sich der Topos vom ‚Überlebenden‘ und ‚Machthaber‘ Elias Canetti (‚Canetti tötet, indem er schreibt‘, so Gerhard Melzer) eingebürgert. Im weiblichen Namen der Germanistik ist ihm damals hochnäsiger vorgehalten worden, *Masse und Macht* habe die Struktur eines Scheißhaufens. Seit dem Erscheinen des *Augenspiels* und der Bücher von Veza Canetti ist es Mode geworden, Canetti als egoistischen Verdränger, ja Gedächtnismörder hinzustellen, der aus Angst und Eifersucht alles unternommen habe, seiner ‚begabteren, stilgewaltigeren‘ Frau das ‚Schöpferrecht‘ zu entziehen und ihr Werk aus der Literaturgeschichte und sie samt einigen ihm unbequem gewordenen Zeitgenossen aus der Geschichte zu streichen.“

„Die wenigen, aber aufschlußreichen Zeugnisse über das Leben des Ehepaars Canetti in England“, so enden diese Ausführungen, „sind in dem hochinteressanten Ausstellungskatalog *Ortlose Botschaft* des Schiller Nationalmuseums in Marbach nachzulesen, der dem Freundeskreis H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner gewidmet ist. Solche Kärner-Arbeit scheint mir in einem Zeitpunkt, wo Canettis Nachlaß noch unzugänglich ist, wertvoller und brauchbarer als der feministische Geifer, der aus fragwürdigen Extrapolationen und Lesefehlern einen patriarchalischen Popanz erzeugt. In Canettis *Nachträgen aus Hampstead. Aus den Aufzeichnungen 1954–1971* [1994] fehlt das Jahr 1963. Allein das Schweigen über dieses Jahr schien Canetti in seinem eigenen Todesjahr das angemessene Verhalten gegenüber einer Toten, aus der man heute eine Waffe gegen ihn zu machen sucht.“⁶²

In Canettis *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972* (1973) fehlt das Jahr 1963 nicht, und wir wollen hier auch nicht Canettis Nachlaß bemühen, sondern wir wenden uns noch einmal Helmut Göbels – nach der *Replik* von Gerald Stieg verfaßten – Beschreibung seines Besuchs in Zürich im Jahre 1988 zu und dem, was er dabei von Canetti erfahren hat:

In London habe Veza weiter geschrieben; sogar Englisch habe sie zu schreiben versucht. Sie habe für den Hutcheson Verlag gearbeitet und dabei vor allem literarische Gutachten für den internen Gebrauch verfasst. – Über die Vertreibung aus Österreich habe sie eine nicht in allen Details gelungene Darstellung mit dem Titel *Die Schildkröten* geschrieben. Einiges aus dem Jahr 1938 sei darin eingegangen, so die sehr schöne

62 Gerald Stieg: Kain und Eva. Eine Replik auf Anna Mitgutsch. In: *Literatur und Kritik* (Salzburg), Nr. 339/340, November 1999, S. 36–40, hier S. 36 u. 40. Vgl. auch ders.: Anstelle einer Rezension. Über Elias Canetti. In: *Literatur und Kritik* (Salzburg), Nr. 397/398, September 2005, S. 58–63.

Wohnung, die sie bewohnt und aus der sie der Nazi, Pichler mit Namen, „hinauskomplimentiert“ hätte, weil die Hausbesitzerin keine Juden mehr im Haus haben wollte. Canetti wollte Veza vorläufig nur mit ihren in Wien entstandenen Arbeiten bekannt machen, weil in *Die Schildkröten* vielleicht doch etwas Wehleidiges sei, was für sein Exil nicht gelte. Er sei froh gewesen, dem österreichischen Mief entkommen zu sein; das Beste, was Österreich zu bieten hatte, nämlich Nestroy und Musil, habe er ja mitnehmen können. Ich weiß heute nicht mehr, ob Canetti das faktisch gemeint hat, ob er also seine Bücher hat mitnehmen können. – Veza sei in London, ganz anders als in Wien, häufig sehr schwermütig geworden und habe oft an Selbstmord gedacht.⁶³

Aus dieser Darstellung Göbels ist deutlich eine „Vorzensur“ und ein absichtliches und aktives Zurückhalten herauszulesen – noch dazu unter den fragwürdigsten subjektiven Gründen.

Über Veza Canettis eigene literarische Produktion aus dem ersten Exiljahr 1939 ist bekannt: „In drei bis vier Monaten entsteht der Roman *Die Schildkröten* über die Ereignisse des letzten halben Jahres, den ein englischer Verlag im Juli annimmt. Der Kriegsausbruch verhindert die Veröffentlichung.“⁶⁴ Dennoch führt sie ihre schriftstellerische Tätigkeit offenkundig noch geraume Zeit fort, mehrere der Prosatexte in *Der Fund* sowie das dort zum ersten Mal publizierte Stück *Der Palankin* stammen aus der englischen Schaffensperiode. Bekannt ist auch, daß sie – als Veza Magd – Graham Greenes Roman *The Power and the Glory* (1940) ins Deutsche übersetzt hat, der 1948 unter dem Titel *Die Kraft und die Herrlichkeit* erschienen ist.

Eine wichtige Rolle für Veza Canettis Schreiben spielte ihr Schwager Georg (Georges) Canetti (1911–1971), und so kann im Band *Briefe an Georges* (2006) auch einiges Interessante über ihre literarischen Aktivitäten im englischen Exil nachgelesen werden: „Vor zwei Jahren hab ich einen Roman auf englisch geschrieben. Natürlich warst Du der Held, und natürlich warst Du ein berühmter Arzt, und natürlich hast Du Hunderte Leben gerettet, und natürlich waren die Frauen alle hinter Dir her. Trotz oder wegen dieser imposanten Persönlichkeit war der Roman nicht ganz gelungen, und ich hab ihn nicht mehr korrigiert. Ich arbeite gerade an einem Stück (auf englisch), das Elias leicht wird unterbringen können, denn sein Einfluß wächst. Das Problem ist – ich werd’s nicht beenden können. Ich bin sehr krank.“ (6.1.1945) „Mein zweites Stück, das ich auf englisch geschrieben hab, ist *beinahe* fertig, doch es wird ein paar Monate dauern, bis es in die

63 Göbel: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin, S. 6.

64 [Arnold:] Veza Canetti. Lebenschronik, S. 287.

rechten Hände gelangt und ernsthaft geprüft wird. Es ist eine reizende Komödie, geistreich und scharf.“ (22.7.1945) „Du bist verantwortlich dafür, daß ich mein zweites Stück nicht diese Woche beenden kann, obwohl ein guter Regisseur dringend danach verlangt (mein erstes Stück wird gerade von zwei Regisseuren gelesen), und warum, weil ich zu nervös war, es fertigzustellen. Es braucht noch zwei Tage Arbeit, und Gott weiß, wann ich dazu die innere Ruhe haben werd, mit den zwei undankbaren, verlorenen Söhnen, die ich hab [...].“ (15.10.1945) In ihrem Brief vom 21.9.1945 erwähnt sie ein „musical play“, in dem vom 20.8.1948 „Kurzgeschichten für die Jugend“ für eine englische Zeitschrift, welche sie verfaßt habe. Alle diese Arbeiten gelten laut den Anmerkungen zu den Briefen als „verschollen“. ⁶⁵

Ines Schlenker vom Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust in London zitiert eine im dortigen Archiv befindliche undatierte Notiz von Veza Canetti, nach der es auch einmal einen Roman mit dem Titel *The Response* gegeben haben muß: „Mein Roman *The Response* ist der Malerin Marie-Louise Motesiczky gewidmet. Denn der leise Zauber, der von ihr ausgeht, hat mich zu einer Figur angeregt und ihre Feinheit hat meine Wildheit gebändigt und die Figuren und die Musik meines Buches bestimmt.“ ⁶⁶

„Mindestens bis ins Jahr 1952 schrieb sie weiter“, teilt Angelika Schedel mit. „Für ihre eigene literarische Produktion machte sie jedoch bereits in den fünfziger Jahren so gut wie keine Werbung mehr. [...] Ihre Aufgabe sah Veza Canetti nun darin, sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Kontakten für das Werk anderer einzusetzen, [...] vor allem [...] für das Werk ihres Mannes.“ ⁶⁷ Am 28.4.1957 wandte sich Veza Canetti brieflich an Rudolf Hartung: „Wie es uns geht? Canetti arbeitet sehr konzentriert und das ist ein Glück. Unser einziges.“ ⁶⁸ Im Jahr davor, habe sie, so ist verschiedentlich zu

65 Elias Canetti und Veza Canetti: Briefe an Georges, hrsg. v. Karen Lauer u. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2006, S. 118, 131, 155, 146 u. 359.

66 Veza Canetti, zitiert nach Ines Schlenker: *The Portraits of Elias Canetti, Iris Murdoch, and Franz Baermann Steiner* by Marie-Louise von Motesiczky. In: *From Prague Poet to Oxford Anthropologist. Franz Baermann Steiner Celebrated*, hrsg. v. Jeremy Adler, Richard Fardon u. Carol Tully. München: Iudicium 2003, S. 105–121, hier S. 108 bzw. dies.: „So grüß ich von Herzen meinen Hofmaler Mulo und küß ihn auf die Palette“. Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Marie-Louise von Motesiczky. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 126–139, hier S. 131.

67 Angelika Schedel: „Bitte das über seine Frau *nicht* auslassen“. Briefe an Erich Fried, eine „gefälschte“ Autorenschaft und Frauen im Hintergrund – ein Beitrag zu Veza Canettis Jahren im Londoner Exil. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 82–94, hier S. 87f.

68 Veza Canetti an Rudolf Hartung, 28.4.1957, zitiert nach Schedel: Nachwort. In: *Veza Canetti: Der Fund*, S. 317.

lesen, in einem Anfall von Schwermut vieles verbrannt und fortan nichts mehr geschrieben.

„Elias Canetti bestritt [...], sich für Publikation und Uraufführung ihrer Werke nicht genügend eingesetzt zu haben“, vermerkt Angelika Schedel im Nachwort zu *Der Fund*. „Dennoch scheint er, der selbst durch Flucht, Exil und literarischen Traditionsbruch der Nachkriegsjahre auf eine schleppende Rezeptionsgeschichte zurückschauen mußte – und der überaus zögernd bei der Herausgabe eigener Werke war, wie Veza Canetti mehr als einmal offen beklagte –, nicht nur vorsichtig, sondern übervorsichtig die Sache seiner ersten Frau vertreten zu haben.“ Elias Canetti selbst nimmt dort zu solchen Vorwürfen mit folgenden Worten Stellung: „Nach dem Krieg war die *Gelbe Straße* bei vielleicht zwanzig Verlagen. Das Manuskript kam in den meisten Fällen ungelesen zurück. Niemand hatte ein gutes Wort dafür. Bis zum Jahr 1963, als die *Blendung* bei Hanser wieder erschien, war ich im deutschen Sprachraum unbekannt, so daß meine Empfehlung nichts bedeutete. (...) Es kann mich nicht treffen, was ahnungslose Kritiker mir jetzt zum Vorwurf machen: ich hätte nichts *früher* für Veza getan. Versucht habe ich damals so viel, daß sich darüber allein ein Buch schreiben ließe.“⁶⁹

Dieses Zitat stammt aus dem Jahr 1991. Ich vermute, daß die meisten Leute, die die Frage stellen, warum Canetti nur so wenig für das Werk seiner ersten Frau unternehmen konnte bzw. unternahm, nicht so sehr an die Zeit vor dem Beginn der sechziger Jahre denken, sondern an die Zeit, als er mehr und mehr zum „gefeierten Altstar“ [Schmidt-Dengler, S. 318] wurde. 1966: Literaturpreis der Stadt Wien, Deutscher Kritikerpreis; 1968: Großer Österreichischer Staatspreis; 1969: Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste; 1970: Korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste und Mitglied der Akademie der Künste (Berlin); 1971: Literaturpreis des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie; 1972: Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt), Georg-Büchner-Preis; 1975: Ehrendoktor der Universität Manchester, Franz-Nabl-Preis, Nelly-Sachs-Preis, Deutscher Schallplattenpreis für seine Lesung von *Der Ohrenzeuge*; 1976: Ehrendoktor der Ludwig-Maximilians-Universität (München); 1977: Ehrenmitglied der Akademie der Bildenden Künste (Wien), Gottfried-Keller-Preis; 1979: Verleihung des Ordens „Pour le Mérite (Friedensklasse)“; 1980: Johann-Peter-Hebel-Preis; 1981: Nobelpreis für Literatur, Franz-Kafka-Preis; 1983: Großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland; 1986: Ehrenbürger der Stadt Wien ...⁷⁰

69 Schedel: Nachwort. In: Veza Canetti: *Der Fund*, S. 320f. Das Zitat von Elias Canetti stammt aus einem Brief an Armin Ayren, 17.3.1991.

70 Diese Darstellung basiert hauptsächlich auf: Ortrun Huber: *Lebensstationen*. In: *Wortmasken*.

Irgendwann dann einmal. Irgendwann *vor* dem ersten Auftreten von Helmut Göbel in dieser Angelegenheit, das dann in der *Veza* betitelten Einleitung zur *Gelben Straße* eher peinliche Äußerungen von Elias Canetti wie die nachstehende zur Folge hatte: „Es ist unnatürlich, daß heute über Vezas Schreiben nichts bekannt ist. Sie hat gleich gut begonnen, sie schrieb mit Witz und Schärfe.“⁷¹ Und dennoch blieb Canetti in der ganzen Angelegenheit weiterhin äußerst zurückhaltend: „Selbst als mit dem Roman *Die Gelbe Straße* der erste postume Publikationserfolg gefeiert werden konnte, schien er sich ihrer Qualitäten als Autorin nicht sicher zu sein: ‚Von der Aufnahme des *Oger* auf der Bühne wird es abhängen, ob ich als nächstes in eine Publikation der *Schildkröten* einwillige‘, schrieb er 1991, nachdem ihr erstes Drama veröffentlicht worden war.“⁷² Dabei hat Canettis eigenes Werk in schwierigen Phasen durch den Einsatz anderer ganz entscheidend profitiert (das zeigen über weite Strecken sehr deutlich auch die *Briefe an Georges*).

„In England widmete sich Veza Canetti im Lauf der Jahre immer mehr und schließlich ganz der Beförderung der literarischen Werke ihres Mannes“, ist in den Nachbemerkungen zu *Der Fund* zu lesen. „Sie tippte“ – trotz ihrer Behinderung! – „seine Manuskripte und war bemüht, seine ‚Lässigkeit‘, die sie ‚wirklich seine einzige schlechte Eigenschaft‘ nannte, auszugleichen. Deshalb führte sie Schriftwechsel mit Freunden, Bekannten, Verlagen – *seinen* Freunden und Verlagen. Sie antwortete für ihn, sie versprach und vertröstete, daß er das nächste Mal bestimmt selbst schreiben werde. Zugleich wollte sie auch – in ihren Augen unliebsame – Ablenkungen von ihm fernhalten und zwang ihn geradezu an den Schreibtisch.“⁷³

Wie weit ihr aktiver Einsatz ging, und wie unbedankt er für sie persönlich blieb, zeigt unter anderem das offiziell Erich Fried zugeschriebene Vorwort für die Elias-Canetti-Auswahlausgabe mit dem der *Blendung* entlehnten Titel *Welt im Kopf*: „Im Juli 1960

Texte zu Leben und Werk von Elias Canetti. München/Wien: Hanser 1995, S. 13–40; Lebenschronik Elias Canetti (1905–1994). In: MM 84, S. 183–185; Sven Hanuschek: Chronik Elias Canetti. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 140–149; Internetseite des Hanser-Verlages: <www.hanser.de> (für genauere Angaben vgl. das Literatur- und Quellenverzeichnis). Helmut Göbel gibt eine in einigen Punkten abweichende Darstellung in: Helmut Göbel: Elias Canetti. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 2005 (= rm 50585), S. 142–145.

- 71 Elias Canetti: *Veza*. In: *Veza Canetti: Die Gelbe Straße. Roman mit einem Vorwort von Elias Canetti und einem Nachwort von Helmut Göbel*. München/Wien: Hanser 1990, S. 5–9, hier S. 7.
- 72 Schedel: Nachwort. In: *Veza Canetti: Der Fund*, S. 320f. Das Zitat von Elias Canetti stammt aus einem Brief an Angelika Schedel, 2.6.1991.
- 73 Schedel: Nachwort. In: *Veza Canetti: Der Fund*, S. 316. Das Zitat von Veza Canetti stammt aus einem Brief an Hilde Claassen, 13.1.1961.

hatte sich der österreichische Literaturwissenschaftler Viktor Suchy an Elias Canetti gewandt. Als Herausgeber der Buchreihe *Das österreichische Wort* war er bemüht, die „große österreichische Literatur aus 8 Jahrhunderten von Walther von der Vogelweide bis zu den Staatspreisträgern der Gegenwart in Auswahlbänden in Taschenbuchformat erneut zu vermitteln“. Und zu diesem Zweck wollte er auch den vertriebenen Schriftsteller Elias Canetti publizieren. Zeitgleich bat Suchy Erich Fried um eine Einleitung für den Band. „Es war Veza Canetti, die daraufhin antwortete und in ihrem Schreiben Viktor Suchy gleich wissen ließ: „(...) beachten Sie, daß beide Herren (besonders aber Canetti) saumselig sind. Sie setzten sich zwar bereits zusammen und besprachen Details, aber wenn Sie nicht ein vordatiertes Ultimatum stellen, wird keiner von beiden die Beiträge rechtzeitig senden. Ich meine damit, sagen Sie, daß Sie die Beiträge 2 Monate früher brauchen, dann bekommen Sie sie gerade noch rechtzeitig.“ Schließlich traf alles ganz genau so ein, und Veza Canetti mußte, was sie nicht verriet, das Vorwort selbst verfassen: „Fried hat lediglich die von Veza Canetti geschriebene Würdigung überarbeitet, [...] hat gekürzt und gestrichen [...]. Doch seinen Namen trägt das Vorwort zu Unrecht.“⁷⁴ Diese Würdigung beginnt mit den Worten:

Im Jahr 1950 hielt Professor J. Isaacs von der Universität London, einer der angesehensten Literaturkenner Englands, sechs Vorträge im Dritten Programm des Londoner Rundfunks, in denen er einen kritischen Überblick über die Weltliteratur der ersten Jahrhunderthälfte gab. Diese Vorlesungen erregten Aufsehen, wurden mehrmals wiederholt und erschienen 1951 in Buchform.

Der Vortragende erwies sich als höchst gestrenger Richter, der vor großem Publikumserfolg und landläufiger Berühmtheit durchaus nicht immer Achtung hatte und schließlich nicht allzuviele Namen bestehen ließ. [...]

Damals war von Canettis Werk ein einziger Roman bekannt, *Die Blendung*. [...] Von diesem Werk sagte Professor Isaacs in seinem zweiten Vortrag, *Das Zeitalter der Angst*:

„Das beste Buch dieser Art, das ich je gelesen habe, ist Elias Canettis Meisterwerk *Auto da Fé*, das ursprünglich 1935 in Wien erschien und 1946 in einer großartigen englischen Übersetzung von Veronica Wedgwood. Es ist als einer der großen Romane des Jahrhunderts gefeiert worden. [...]“⁷⁵

74 Schedel: „Bitte das über seine Frau *nicht* auslassen“, S. 89ff. Das Zitat von Viktor Suchy stammt aus einem Brief an Elias Canetti, 7.7.1960. Das Zitat von Veza Canetti stammt aus einem Brief an Viktor Suchy, 21.7.1960.

75 Erich Fried [recte: Veza Canetti]: Einleitung. In: Elias Canetti: *Welt im Kopf*, eingeleitet und ausgewählt von Erich Fried. Graz/Wien: Stiasny 1962 (= Stiasny-Bücherei 102), S. 5-22, hier S. 5f.

Daß es überhaupt so weit kam, daß „*Auto da Fé*“ überaus erfolgreich in Großbritannien veröffentlicht“ [Conradi, S. 44ff.] werden konnte, daran waren auch andere maßgeblich beteiligt. Ging die ursprüngliche Reichner-Ausgabe der *Blendung* wegen der Zeitumstände fürs erste praktisch wirkungslos unter, so erwies es sich in weiterer Folge gleich in mehrerlei Hinsicht als äußerst bedeutsam, daß das Buch Mitte der dreißiger Jahre doch noch erschienen war. Im *Augenspiel* beschreibt Elias Canetti nicht nur, wie er durch die *Blendung* mit H. G. Adler bekannt wurde, sondern auch wie die um elf Jahre jüngere Friedl Benedikt, eine Nachbarin aus der Himmelstraße im Wiener Stadtteil Grinzing, nachdem sie hellauf begeistert seinen Roman gelesen hatte, mit folgendem Wunsch an ihn herantrat: „Ich möchte gern Ihre Schülerin sein. Ich will schreiben lernen.“ [A, S. 255]

Was damals niemand ahnen konnte: Damit war bereits ein erster und entscheidender Schritt getan, der zu einer englischen Übersetzung führte, wodurch *Die Blendung* erst ihren Siegeszug antreten konnte. In *Party im Blitz* schreibt Canetti: „Ich lernte Veronica [Wedgwood] während des Krieges kennen, durch Friedl [Benedikt]. Veronica hatte sich als Lektorin bei Jonathan Cape für Friedls Roman *Let thy Moon Arise* [1944] eingesetzt und kam sie in Downshire Hill besuchen. Friedl erzählte von ihrem ‚Lehrer‘ und die Art, wie sie davon sprach, das Absolute ihrer Hingabe an einen Lehrer, machte Veronica großen Eindruck. Vielleicht lag ihr auch daran, das Vorbild zu Friedls Roman, den sie sehr originell fand, zu kennen. Sie verschaffte sich *Die Blendung* im British Museum und machte sich, da sie gut Deutsch konnte, an die Lektüre. Seither war sie von Kien und seinem Schicksal besessen, vielleicht war Friedls Besessenheit auf sie übergegangen. Jedenfalls beschloß sie, daß *Die Blendung* englisch herauskommen müsse und lag damit Jonathan Cape, ihrem Verleger, in den Ohren. Kaum hatte sie ihn und die anderen im Verlag überzeugt, schrieb sie mir einen Brief, in dem sie mir auf sehr ehrenvolle Weise den Antrag des Verlages unterbreitete.“ [PB, S. 121f.]

Das hohe Urteil von Jacob Isaacs über *Die Blendung* sei natürlich nicht das einzige, fährt Veza Canetti in ihrer Einleitung fort, wobei sie bald auf Erfolge des Buches auch in anderen Ländern in Übersetzung zu sprechen kommt:

Ein ungemein kluges Essay in der Literaturzeitschrift *The Critic* grenzte Canettis Methode genau gegen die von James Joyce ab. Auch in Amerika meldeten sich günstige und gewichtige Stimmen. 1949 wurde die französische Ausgabe der *Blendung* in Paris mit dem Prix International ausgezeichnet. Raymond Williams, einer der schärfsten und angesehensten englischen Kritiker, erklärte 1950, daß die *Blendung* zu den fünf oder sechs bedeutendsten Büchern gehöre, die seit dem Jahr 1918 in England erschienen sind. Es war notwendig, gleich zu Beginn dieser Einführung eine Vorstellung davon zu geben, welchen Rang das Werk Canettis in der westlichen Welt einnimmt und welche Wirkung es

hat, besonders in England. Denn in Österreich, das er 1938 verließ, ist Canetti der weiteren Öffentlichkeit kaum bekannt. [...] Das ist umso erstaunlicher, weil die Substanz von Canettis Werk so sehr die Wiens ist. In die Reihe der großen Satiriker Wiens, die sich durch die Namen Abraham a Santa Clara, Johann Nestroy und Karl Kraus abstecken läßt, gehört als zeitlich letzter Elias Canetti.⁷⁶

Hier ist im Gegenteil von vorsichtiger Zurückhaltung wenig zu bemerken. Die letzten Sätze präledieren in gewisser Hinsicht schon Äußerungen Elias Canettis bei der Verleihung des Nobelpreises. „Literarisch bin ich Wiener“, hat Canetti einmal erklärt, und, als er den Nobelpreis zugesprochen bekam, nannte er in seiner Dankesansprache vier Autoren, denen er sich verpflichtet fühlte, die an seiner Stelle dort stehen müßten, lebten sie noch, und zwar Kafka, Musil, Karl Kraus und Hermann Broch: diese wären seine legitimen Ahnen“, schreibt Schmidt-Dengler in diesem Zusammenhang und fügt hinzu: „freilich eine nicht ganz schlechte Ahnenreihe.“ [Schmidt-Dengler, S. 318]

Für die prinzipielle Zuerkennung des Nobelpreises müssen *Die Blendung* sowie *Masse und Macht* als die zwei gewichtigsten Argumente gesehen werden. Angelika Schedel hält dazu fest: „Für Elias Canetti wurde die Veröffentlichung [von *Masse und Macht*] zum späten Triumph, der ihm 1981 sogar den Nobelpreis einbringen sollte. Und für Veza Canetti? Für sie muss man von einem Pyrrhussieg sprechen.“ Warum hier Angelika Schedel von einem Pyrrhussieg spricht, das bringt uns zu H. G. Adler zurück und zu der Erkenntnis, daß Veza Canettis Beteiligung am „großen Werk“ offensichtlich über die klassischen Sekretärinnentätigkeiten hinausgegangen sein dürfte: „Hans Günther Adler [...] gratulierte dem Paar mit folgenden Worten zur englischsprachigen Ausgabe: ‚*Crowds and Power* ist erschienen, Anlaß zu großer Freude und zu herzlichen Glückwünschen für Sie und Veza. (...) Da darf ich Sie beide froh wissen und ermuntern, uns schon hoffentlich bald die Fortsetzung Ihres großen Werkes zu erschließen.‘ Er sprach unmissverständlich von einem gemeinsamen Projekt des Paares. Den großen Anteil Vegas am Erfolg mindestens dieser Arbeit bestätigte auch eine späte Auskunft Elias Canettis an Hermann Kesten: ‚Ich schicke Ihnen jetzt endlich ein Exemplar von *Masse und Macht*, das mich über 20 Jahre meines Lebens gekostet hat. Vielleicht, wenn Sie es lesen, werden Sie finden, daß das elende Leben meiner Frau nicht ganz umsonst war. Ihr geistiger Anteil daran ist so groß wie meiner. Es gibt keine Silbe darin, die wir nicht zusammen bedacht und besprochen haben.‘“⁷⁷

⁷⁶ Fried/Veza Canetti: Einleitung; In: Elias Canetti: *Welt im Kopf*, S. 7f.

⁷⁷ Schedel: „Bitte das über seine Frau *nicht* auslassen“, S. 86. Das Zitat von H. G. Adler stammt aus einem Brief an Veza und Elias Canetti, 15.9.1962. Das Zitat von Elias Canetti stammt aus einem Brief an Hermann Kesten, 4.12.1963.

Daß dieses Werk ursprünglich offenbar noch voluminöser konzipiert war, läßt auch die Einleitung zu *Welt im Kopf* erkennen. „Er wandte hier [= in London] seine ganze Kraft einem Werk zu, das die große Arbeit seines Lebens werden sollte, der Untersuchung von *Masse und Macht*. Dieses Werk, dessen erster und grundlegender Band 1960 in Deutschland erschienen ist, ist von fundamentaler Bedeutung“, können wir dort erfahren, und Elias Canetti selbst wird mit der Aussage zitiert: „Ich lege in diesem Buche meine wesentlichsten Ergebnisse vor. In späteren Bänden soll vieles ergänzt werden, das meiste davon steht fest.“⁷⁸

Der Anteil der Stiasny-Auswahlausgabe an der hier skizzierten positiven Entwicklung sollte nicht unterschätzt werden: „Suchys Anthologie erschien 1962 und war – so sah es Elias Canetti – der erste Schritt, um sein Werk, ‚das in Österreich verschollen war‘, dort wieder publik zu machen.“⁷⁹ Anfang 1963 wurde der Autor zu einer Lesung nach Wien in die Gesellschaft für Literatur eingeladen. Am 2. März schrieb Veza Canetti an Viktor Suchy: „Canetti hatte bereits seine Vorlesung in Wien, und wie ich erfuhr, war es ein Erfolg. Ich kann nicht nach Wien, so gern ich auch das Grab meiner Mutter besuchen würde, mein Herz ist schon einmal gebrochen, wie ich weg mußte, noch einmal hält es das nicht aus.“⁸⁰ Am 1. Mai 1963 war Veza Canetti tot.

„Noch hat die biografische Forschung sehr große Lücken im Leben von Veza Canetti zu füllen. Insbesondere ihre erste Lebenshälfte in Wien ist äußerst schlecht dokumentiert“, schrieb 2002 Angelika Schedel in der einleitenden Vorbemerkung zu ihrer *Vita Veza Canetti*, um uns dann mit der ernüchternden Tatsache zu konfrontieren: „Wenig besser ist es um die Jahre im Exil bestellt.“ Was die Wiener Zeit betrifft, so seien wir „weitgehend auf die Lebenserinnerungen von Elias Canetti angewiesen, die nicht Dokument, sondern Literatur sind – und die nichts über Veza Canettis Entwicklung zur Schriftstellerin verraten“, und die aus der Exilzeit stammenden Briefwechsel Veza Canettis stünden „fast ausschließlich in Zusammenhang mit dem Leben und der Arbeit des schreibenden Ehemannes“.⁸¹

78 Fried/Veza Canetti: Einleitung: In: Elias Canetti: *Welt im Kopf*, S. 18 u. 20. Vgl. zu diesen Ausführungen auch den Brief von Elias Canetti an Georg Canetti, 3.7.1959. In: Elias Canetti und Veza Canetti: *Briefe an Georges*, S. 364–366.

79 Schedel: Nachwort. In: *Veza Canetti: Der Fund*, S. 318. Das Zitat von Elias Canetti stammt aus einem Brief an Viktor Suchy, 16.8.1970.

80 Brief von Veza Canetti an Viktor Suchy. In: *Veza Canetti*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 28f.

81 Angelika Schedel: *Vita Veza Canetti*. In: *Veza Canetti*, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 95–104, hier S. 95.

Spätestens seit 1990 konnte aber als sicher gelten, daß ein Arm irgendeine Besonderheit aufgewiesen hatte, und da es Einschränkungen und Verbote so an sich haben, daß sie häufig das genaue Gegenteil bewirken, auch in der ehrenwerten Wissenschaft, wurde bald der Frage nachgegangen: Was war da jetzt wirklich los mit diesem einen Arm von Veza Canetti? Es genügte keinesfalls, einfach zu wissen, er sei nicht „normal“ ausgebildet gewesen, die Forschung war bemüht, die genauen diese Extremität betreffenden Umstände zu ermitteln.

„Viele glaubten, ihr Arm sei missgebildet oder gelähmt; in Wirklichkeit hatte sie ihn bei einem Autounfall verloren, als sie zwei Jahre alt war, und trug eine Prothese, die von einem braunen Lederhandschuh verdeckt wurde“ [Conradi, S. 448f.], ist bei Peter J. Conradi in *Iris Murdoch. Ein Leben* (2001, dt. 2002) zu lesen.

„Veza kam mit einer Körperbehinderung zur Welt; der linke Unterarm fehlte, die Hand war am Ellenbogen angewachsen“,⁸² wurden wir – ebenfalls 2001 – im Nachwort zu Veza Canettis *Der Fund* von Angelika Schedel informiert, die uns im Jahr darauf mitteilte: „Dem Mädchen fehlt der linke Unterarm, die Hand ist am Ellenbogen angewachsen. Ob die Behinderung angeboren ist oder erst durch einen frühen Verkehrsunfall verursacht wurde, ist ungewiss.“ Danach wird folgende Passage über Veza Canetti aus Ernst Fischers *Erinnerungen und Reflexionen* zitiert: „Schwarzer Handschuh, mag es auch noch so heiß sein; denn ihr fehlt ein Arm. Anstatt einer Prothese trägt sie einen mit Bauschen ausgestopften Ärmel, der schlaff herabhängt.“⁸³

Nach diesen Nachforschungen konnte als übereinstimmende gesicherte Erkenntnis nur die gemeinsame Ausgangsbasis gelten, nämlich daß ein Arm, der auf bis dahin veröffentlichten Photos immer irgendwie versteckt erscheint, nicht „normal“ ausgebildet war. Und wenn die eigentliche Gegebenheit nicht eine prinzipiell ernste wäre, könnte man unter Umständen sagen: Vielleicht wird sich das nie klären lassen, wie und wieso eine Hand wegen eines Verkehrsunfalls am Ellenbogen angewachsen sein kann. Es soll hier aber nichts ins Lächerliche gezogen, sondern nur gezeigt werden, daß sich in Veza Canettis Fall möglicherweise nicht einmal mehr Sachverhalte recherchieren lassen, für die ja nur ein einziger und eindeutiger Grund bestehen kann – und ein fehlender Arm ist ja nicht so eine Kleinigkeit.

Unter Bezugnahme auf ein am 18.6.1992 mit Ernst Fischers erster Ehefrau Ruth von Mayenburg geführtes Gespräch ist auch noch 2005 in Angelika Schedels wirklich aufwendigst recherchierter Lebensdarstellung von Veza Canetti zu lesen: „Veza hatte vermutlich von Geburt an eine Körperbehinderung: ihr soll der linke Unterarm gefehlt

82 Schedel: Nachwort. In: Veza Canetti: *Der Fund*, S. 310.

83 Schedel: *Vita Veza Canetti*, S. 95.

haben, die Hand war am Ellenbogen angewachsen.“⁸⁴ Bei diesem Punkt setzt Sven Hanuschek an: „Veza Canettis Biographin beschreibt die Behinderung – ohne Quellenangabe – als fehlenden Unterarm, ‚die Hand war am Ellenbogen angewachsen‘. In Canettis Nachlaß gibt es aber einen jugoslawischen Paß für Venetiana Taubner, ausgestellt 1929 und zuletzt 1938 verlängert, dessen Paßfoto deutlich den leeren linken Ärmel eines kurzärmeligen Kleides zeigt, so als hätte sie höchstens den Ansatz des Oberarms gehabt (s. S. 285); mehrfach belegt ist, daß sie wenigstens gelegentlich eine Armprothese getragen hat.“ Dieser Paß und dieses Paßphoto sind darüber hinaus auch in Kristian Wachingers *Elias Canetti. Bilder aus seinem Leben* (2005) veröffentlicht (s. S. 84). Was jedoch weiterhin unbeantwortet bleibt, ist die Frage: Warum? „Bis heute ist keine völlige Aufklärung über dieses ‚Geheimnis‘ zu erlangen; es ist unklar, ob es von Geburt an bestand oder ob Veza Taubner 1899 einen Autounfall hatte (bei der damaligen Auto-Frequenz die unwahrscheinlichere Variante).“ [Hanuschek, S. 112]

Eventuell wird es niemals mehr jemand genau eruieren können, warum der linke Arm fehlte. Interessant und aufschlußreich wird aber bleiben, wie eine Zeitzeugin diese Tatsache interpretierte: „Als man Anne Hamburger einmal nach Vezas fehlendem Arm fragte, äußerte sie die Vermutung, Canetti habe ihn wohl abgebissen – so abscheulich fand sie ihn.“ [Conradi, S. 449]

Mitgeteilt wird diese Äußerung von Peter J. Conradi, der im Zuge der Arbeiten an seiner großangelegten Iris-Murdoch-Biographie auch Gerald Stiegs Empfehlung nachkam, das *Marbacher Magazin* über den Freundeskreis H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner zu studieren, und dennoch zu völlig neuen Erkenntnissen „über das Leben des Ehepaars Canetti in England“ gelangte. Im dreizehnten Kapitel *Unterhaltungen mit einem Prinzen (1952–1956)*, in dem die Verbindung Iris Murdochs zu Elias Canetti im Zentrum steht, lautet eine der auffälligsten und für unsere Überlegungen wichtigsten Passagen: „Canettis Eigenschaften, ob positiv oder negativ, sind so widersprüchlich, dass es schwer fällt zu glauben, sie gehörten zu ein und derselben Person.“ [Conradi, S. 446]

Tatsächlich ist es ja so, daß Informationen über Canettis Leben durch lange Zeit hindurch hauptsächlich aus seiner eigenen zwischen 1977 und 1985 veröffentlichten autobiographischen Trilogie geschöpft werden konnten, die bereits vor dem Exil und vor

84 Angelika Schedel: „Buch ist von mir keines erschienen ...“. Veza Canetti verliert ihr Werk und hilft einem Dichter zu überleben. In: Veza Canetti, hrsg. v. Ingrid Spörk u. Alexandra Strohmaier. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 24), S. 191–210, hier S. 191.

dem Zweiten Weltkrieg abbricht. Dem ersten Band *Die gerettete Zunge* (1977) stellte Wendelin Schmidt-Dengler in seinem Buch *Bruchlinien* (1995) folgendes Zeugnis aus: „Da arbeitet ein Künstler mit viel Raffinement an seinem Podest, auf das er sich gestellt sehen will. Zur Unterstützung dient eine breite Erfahrung von intellektuellen Erlebnissen. An keiner Stelle wird greifbar, daß Lesen das Leben nicht ersetzen könnte. Die Distanz braucht nicht aufgebaut zu werden, weil der Erzähler sie nicht benötigt. Er steht heute noch voll und ganz hinter der Person, die er vor mehr als fünfzig Jahren war. Das ist nicht die Geschichte einer Irrfahrt, sondern die der direkten Wallfahrt zum Nobelpreis.“ Canettis Zurücktasten in die Kindheit erscheint hier trotz „einige[r] interessante[r] Perspektiven“ auf wenig mehr als ein Vehikel für eine „Bildungsparade“ reduziert. „Ein Weiser läßt sich herbei und erzählt, wie er so weise geworden ist. ‚Warum ich so weise bin‘, erläutert Nietzsche einmal, allerdings ist das schon ironisch gebrochen. Hier ist einer wirklich weise und, weil man es ihm nicht oft genug bestätigt hat, sagt er es uns, wie er es geworden ist.“ Mit dem Nachsatz: „Und wir dürfen ihm glauben.“ [Schmidt-Dengler, S. 327]

Eine von einem Außenstehenden geschriebene, vollständige Lebensdarstellung Elias Canettis lag lange Zeit nicht vor, wofür Peter Conradi noch 2001 den folgenden Grundnamhaft machte: Canettis „ausdrückliche Anweisung, eine Biografie frühestens dreißig [! (F. H.)] Jahre nach seinem Tod zu verfassen“. („Seine ausdrückliche Anweisung, eine Biografie frühestens dreißig Jahre nach seinem Tod zu verfassen, interpretieren Freunde als Rücksichtnahme auf die Gefühle ihn Überlebender, andere als Mythomanie, da sich dann ohnehin nur noch wenige an die Geschehnisse aus erster Hand würden erinnern können.“) [Conradi, S. 442f.] Zuvor war 1998 auch in „*Ortlose Botschaft*“ über Canetti zu lesen, daß „der Zugang zu seiner Bibliothek noch bis ins Jahr 2002 und zu seinem Nachlaß gar bis 2024 gesperrt ist“ [MM 84, S. 6].

2005 erschienen dann anlässlich des 100. Geburtstages von Elias Canetti – doch etwas überraschend – gleich zwei Lebensbeschreibungen sowie ein Bildband, und Sven Hanschek zitiert in *Biographiephobie. Canettis antibiographischer Affekt*, einleitenden Gedanken zum umfangreichsten dieser drei Werke, Canetti mit den Worten: „In den ersten zehn [! (F. H.)] Jahren nach meinem Tod darf keine Biographie erscheinen.“ Und auch die den Nachlaß betreffenden Bestimmungen stellen sich dort anders dar: „Elias Canettis Nachlaß, den die Zentralbibliothek Zürich archiviert, besteht neben der Bibliothek aus gut 100 ‚Schachteln‘ im A3-Format von der Dicke eines Universalwörterbuches; dazu kommen bislang etwa 50 weitere Schachteln mit Ankäufen der Zentralbibliothek – Korrespondenzen, Manuskripte – und Schenkungen, als umfangreichste und wichtigste sind hier die Materialien zu nennen, die Johanna Canetti in den Jahren nach dem Tod ihres Vaters an die Bibliothek gegeben hat. Von diesen 150 Schachteln sind etwa 20

bis in den Sommer 2024 gesperrt, bis zu dem Zeitpunkt, an den sich Canettis Tod zum dreißigsten Mal jährt. Sie enthalten Korrespondenzen und Tagebücher, bilden sozusagen den erklärten ‚privaten‘ Teil des Nachlasses. Alle anderen Schachteln sind seit dem Sommer 2002 für die Forschung zugänglich: Amtliche Dokumente, frühe Entwürfe und Manuskripte, Gedichte, Aufzeichnungen aus 60 Jahren, Entwürfe, Varianten und Manuskripte des publizierten Werks, gesammelte Tagespresse; am umfangreichsten sind die Materialien, Aufzeichnungen und Fassungen zu *Masse und Macht*, 20 Schachteln.“

Trotz dieser nun offenbar völlig veränderten Quellenlage notiert Hanuschek: „Canetti hatte Vorbehalte gegen Biographien, vor allem gegen solche, die ihn zum Gegenstand haben sollten. Er hat den Versuch einer Publizistin Ende der achtziger Jahre verhindert. Zumal in seinen letzten Jahren, auch durch die zitierte testamentarische Verfügung, scheint ihm der Gedanke nicht ganz geheuer gewesen zu sein, ihm könne postum eine Biographie blühen, die seinen Kontrollmöglichkeiten entzogen sein würde. Schon das Verfassen der großen Autobiographie ist ein Akt des Kontrollzwangs, die präzise Regelung des eigenen Nachlasses bis hin zu Fristen für mögliche Biographien sind weitere Akte dieser Art.“ [Hanuschek, S. 17ff.]

Was Canettis Autobiographie anbelangt, so ließe sich meines Erachtens Schmidt-Denglers Beurteilung von *Die gerettete Zunge* relativ problemlos für *Die Fackel im Ohr* und *Das Augenspiel* adaptieren, wo genau wie im ersten Band „die Namen, die gut und teuer sind, nur so durch die Luft“ [Schmidt-Dengler, S. 326] fliegen und sich beim Lesen sehr wohl der Gedanke an eine vom Autor bewußt durchgeführte Selbststilisierung aufdrängt. Aber einige der von anderen Personen unternommenen Beschreibungen und Charakterisierungen Elias Canettis, die seit einiger Zeit vermehrt zu Tage kommen bzw. zu Tage gefördert werden, zeigen nicht selten nur ein unterschiedliches oder abweichendes, sondern ein nahezu diametral entgegengesetztes Bild: „Finden Sie nicht, Canetti ist wie Gott?“, wurde Madame Meyer einmal gefragt, die Frau des damaligen französischen Kulturattachés. Sie konterte: „Ja, aber ist Gott wie Canetti?“ [Conradi, S. 439]

In der Tat sind die Person, die sich uns in dem autobiographischen Dreiteiler präsentiert, und „the godmonster of Hampstead“, eine von Iris Murdochs Ehemann John Bayley geprägte Bezeichnung für Canetti, in der Vorstellung nur sehr schwer in Einklang zu bringen. „Es ist kein Zufall“, verweist Peter J. Conradi auf eine literarische Verarbeitung von Elias Canettis unterschiedlichen Charakterzügen, „dass Iris ihm, als sie ihn zum ersten Mal in *The Flight from the Enchanter* [1956] porträtierte, Augen von unterschiedlicher Farbe gab und ihn dann in zwei Hälften teilte: in den raffinierten Mischa Fox, mühelos überlegen und gottgleich, und Calvin Blick, seinen an Smerdjakow gemahnenden Doppelgänger, manipulierend und niederträchtig.“ [Conradi, S. 446]

Aber wo zuerst lange übergroße Heimlichtuerei geherrscht hat, da kann es eben

passieren, daß auf einmal überraschende Tatsachen ans Tageslicht gelangen, und an Überraschungen hat es aus dieser Ecke gerade in der letzten Zeit wahrlich nicht gemangelt. Conradi schreibt über langjährige Verhältnisse, die Elias Canetti mit mehreren Frauen gehabt hat; eine von ihnen war Iris Murdoch: „Spätestens im Januar 1953 gingen Iris und Canetti eine Liebesbeziehung ein, die drei Jahre halten und für beide von zentraler, fortwährender und leidenschaftlicher Bedeutung werden sollte[.]“ Das war damals sozusagen noch aus dem Nähkästchen geplaudert. „Franz’ Tod beschwor eine Affäre herauf, auf die er eifersüchtig gewesen wäre; im Stillen versuchte Iris Franz zu besänftigen. Sie war schon bald leidenschaftlich verliebt und hielt fest, Canetti sei ‚die einzige Realität‘. Es spricht für ihre Verschwiegenheit, dass im Jahre 1999 [= Iris Murdochs Todesjahr] nur wenige der noch lebenden Bekannten sie als Liebespaar in Erinnerung hatten, die meisten hingegen nur als gute Freunde.“ [Conradi, S. 437f.] Um 1990, so Conradi, habe Iris Murdoch Canettis Namen in Aufzeichnungen über ihn getilgt.⁸⁵

Aber auch wenn im Original für „ihre Verschwiegenheit“ auf englisch nicht „their secretiveness“, sondern nur „her secretiveness“ stünde, hätte es wahrscheinlich dennoch kaum jemand erwartet und für möglich gehalten, was Elias Canetti in *Party im Blitz* über seine Beziehung zu Iris Murdoch zum besten geben würde. „Bis zu seinem Tod im Jahre 1994 blieben sie gute Freunde“, ist in Conradis *Iris Murdoch* zu lesen, „und er hat behauptet, er sei stolz miterlebt zu haben, dass fünfundzwanzig ihrer Romane veröffentlicht wurden; sie ihrerseits hielt ihn stets für ein Genie und stellte ihn nur engen Freunden vor.“ [Conradi, S. 442]

Zum Vergleich dazu eine kleine Kostprobe aus dem Kapitel *Iris Murdoch* von *Party im Blitz*, notiert im Februar 1993:

Gestern das dickeleibige philosophische Buch der Iris Murdoch, ihr Name in Riesenbuchstaben auf dem Umschlag.⁸⁶ Ich habe mich – leider – einige Stunden damit beschäftigt.

Mein Widerwille gegen sie hat sich so gesteigert, daß ich hier einiges sagen muß.

Ihr Buch ist sehr schlecht geschrieben, schlampig, wie Vorlesungen, die nicht genügend durchgesehen wurden. Der Ton ist auf unangenehmste Weise akademisch. Das wäre nicht so schlimm, wenn sie etwas zu sagen hätte, aber alles, was sie tut, ist, hunderte Abschnitte und Aussagen von Wittgenstein zu zitieren, auf jene sklavische Weise, die zum Kult Wittgensteins besonders in Oxford gehört. [...]

Nun hat sie aber auch etwas ganz anderes zu verteidigen: das sind ihre vierundzwanzig Ro-

85 Vgl. Conradi, S. 787.

86 Iris Murdoch: *Metaphysics as a Guide to Morals*. London: Chatto & Windus 1992.

mane. Diese bestehen aus allem Oxford-Geschwätz, das sie in Jahrzehnten oder in einem halben Jahrhundert aufgenommen hat. [...]

Man könnte Iris Murdoch das Oxford-Ragout nennen. [PB, S. 173ff.]

Und das ist erst der Anfang! Peter J. Conradi war die vollständige Aufzeichnung bereits beim Abfassen seiner Biographie bekannt, weshalb er dort auch den Gedanken ausspricht: „Es kann sein, dass Canetti nach Jahrzehnten der Mystifizierung unfreiwillig ein exaktes Selbstbildnis herausrückte.“ [Conradi, S. 713] „Herausrückte“ ist dabei nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn was heute als *Party im Blitz* aus dem Canetti-Nachlaß veröffentlicht auf dem Markt ist, wäre wohl vom Autor selbst niemals in dieser Form publiziert worden.⁸⁷ Aber genau das ist Conradis Punkt: *Party im Blitz* ist in hohem Ausmaß Fragment geblieben, ist unüberarbeitet und daher auch ungefiltert.

Es muß hier auch ganz klar festgehalten werden, daß Peter J. Conradi Iris Murdochs Seite vertritt und sich eines daraus resultierenden Dilemmas durchaus bewußt ist: „Wer Iris' Ruf in Ehren halten will, muss der Versuchung widerstehen, Canetti anzuschwärzen. Da er starke Emotionen wie Bewunderung, Unterwürfigkeit, Furcht und Abneigung hervorrief, fällt dies nicht immer leicht.“ [Conradi, S. 442] Jedoch der Biograph von Iris Murdoch liefert eine radikal neue Sichtweise, und viele der Details in Conradis Darstellung sind sehr überraschend.

Eine weitere Stelle aus den *Unterhaltungen mit einem Prinzen* ist für unsere Ausführungen noch zentral, da sie uns wieder direkt zum „Freundeskreis“, zur *Wand* sowie zu dem Canetti-Bild zurückbringt, das man sich landläufig so zurechtgezimmert hat: „Gerne gab Canetti sich als ein Mann höchster moralischer Skrupel aus, sprach indes schlecht über Freunde und da er äußerst misstrauisch war, nahm er es mit der Wahrheit nicht allzu genau und war schlagfertig, wenn es darum ging, Schaden anzurichten. Am 1. April 1952 waren Michael und Anne Hamburger schockiert, als es seiner Grausamkeit einmal an Feinheit mangelte, was ungewöhnlich war: Sie waren bei Franz [Steiner] in Notting Hill Gate, als Canetti anrief, um zu verkünden: ‚Herzlichen Glückwunsch! Dein Gedichtband ist erschienen!‘“ [Conradi, S. 449]

87 Diese Auffassung bestätigt auch Helmut Göbel: „Canetti wird bereits bei seiner Ausarbeitung des zweiten und dritten Bandes der autobiographischen Erzählung gelegentlich gemein; auch gehen manche Abschnitte ins Intime über, was dann nicht in die veröffentlichte Fassung aufgenommen wird.“ [Göbel: Elias Canetti, S. 99]

8. *Kopf ohne Welt, Unruhe ohne Uhr, „Ortlose Botschaft“ – und Geduld bringt Rosen*

„Nur schleppend vollzog sich die Wiederentdeckung jener Autoren, die von den Nazis ermordet oder vertrieben waren“, schreibt Wendelin Schmidt-Dengler 1987 in einem Überblick über die österreichische Literatur – eine Feststellung, die bei den hier zur Diskussion stehenden Persönlichkeiten ohne Einschränkung auf den gesamten deutschen Sprachraum ausgedehnt werden kann. „Diese Verzögerung betraf auch das Werk Elias Canettis (*1905), dessen Roman *Die Blendung* schon 1935 erschienen war, damals aber begrifflicherweise kaum zur Kenntnis genommen wurde.“ Trotz der zeitgleichen Erfolge des Buches in Übersetzung flopte auch die Weismann-Ausgabe von 1948, erst beim wiederum bedeutend späteren dritten Anlauf von 1963 wurde auch im deutschsprachigen Original diesem Roman Anerkennung zuteil, der aber dessen ungeachtet selbst in namhaften literarhistorischen Darstellungen noch lange fehlte. „Die Geschichte des Sinologen Peter Kien, dieses ‚Kopfes ohne Welt‘, hat seine Keimzelle auch in der österreichischen Geschichte, eben in dem Brand des Justizpalastes vom 15. Juli 1927. Die äußeren Spuren des Ereignisses sind in der Individualgeschichte Kiens aufgegangen, in dieser zwingenden Parabel für die Problematik des Intellektuellen in einer Welt, in der dieser als Kopf ohne Welt einer Welt ohne Kopf gegenübersteht und zuletzt nur als Kopfwirklichkeit, als Welt im Kopf, existieren kann.“⁸⁸

Wie diese Worte zeigen, die sich hier ganz eindeutig auch auf die drei großen Teile von Canettis *Blendung* beziehen, artikuliert sich das Phänomen der Isoliertheit in diesem Fall bereits in den Titeln. So auch im nächsten: „*Unruhe ohne Uhr* wählte 1954 H. G. Adler als Herausgeber der ersten größeren Gedichtsammlung Steiners als Titel, da sich in dem Moment der Abgetrenntheit und überwältigenden Einsamkeit ein Hauptthema der späten Dichtung von Franz Baermann Steiner äußert“, schreibt Nicolas Ziegler, der bei Steiners allerletztem Gedicht *Zeichen* vom Oktober 1952 „eine retrospektive Ausrichtung“ konstatiert. [Ziegler, S. 27]

Zeichen

Unruhe ohne uhr, herdlose flamme:
Bilder, die ich wie einen gram genährt,

88 Wendelin Schmidt-Dengler: Häresie und Tradition. In: Österreich. Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Hannes Androsch u. Helmut H. Haschek. Wien: Brandstätter 1987, S. 388–453, hier S. 437f.

Daß meine wachsamkeit bestätigt werde,
Und eine sprache steh, wo sich kein nachbar zeigt.⁸⁹

Steiner blickt hier, schwer erkrankt, noch ein letztes Mal auf sein literarisches Werk und dessen Wirkungs- und Entfaltungsmöglichkeiten zurück, in einem Gedicht, zu welchem Nicolas Ziegler anmerkt: „Die erste Zeile benennt ein unnatürliches Zerreißen des Gegebenen und Normalen, das im Hinblick auf den Schlußvers als die Isolation des Exils und eine absolute Einsamkeit in der Fremde gelesen werden muß.“ [Ziegler, S. 27] Steiner kam nach dem Krieg nie mehr in den deutschsprachigen Raum – „Deutschland kannte Franz fast gar nicht, von dem er nur als Kind ein Stückchen Ostseeküste und 1932 Passau und Umgebung sah.“⁹⁰ – und wurde auf der britischen Insel nach seinem Tod durch ein nicht-literarisches Buch bekannt. Es trägt den Titel *Taboo* (1956) und gilt heute, so Ziegler, als „Standardwerk der modernen englischen Sozialanthropologie“ [Ziegler, S. 87]. Das heißt also: er ist in einschlägigen Fach- und Expertenkreisen bekannt.

Von ganz anderem Kaliber ist im Vergleich dazu der Bekanntheitsgrad Elias Canettis, gilt doch dieser seit langem fast als „household name“. „1946 wurde aus dem ‚geheimen‘ plötzlich ein offenes Genie“, schreibt Steffen Pross. „*Die Blendung* erschien unter dem Titel *Auto-da-Fé* bei Jonathan Cape in England, ein Jahr später in den USA – und stieß auf starke Beachtung.“ [Pross, S. 140] Nach der amerikanischen Ausgabe unter dem Titel *The Tower of Babel* folgt 1949 die französische Übersetzung *La Tour de Babel*, die in Paris den Grand Prix International du Club Français du Livre erlangt.

Zu Canettis Erfolg als Autor kamen auch die Anerkennung und der Aufstieg in der Gesellschaft hinzu. „Bei seiner Ankunft kannte er niemanden; zehn Jahre später verkehrte er mit ‚Malern, Kabinettsmitgliedern, Bildhauern, Intellektuellen, Filmschauspielerinnen‘“ [Conradi, S. 448], ist bei Peter Conradi zu lesen, und Jeremy Adler faßt im Nachwort von *Party im Blitz* zusammen: „Kein deutschsprachiger Dichter jener Zeit, der seiner Sprache treu blieb, hat sich derart in England etabliert wie Canetti.“⁹¹

89 Franz Baermann Steiner: Zeichen. In: ders.: *Unruhe ohne Uhr. Ausgewählte Gedichte aus dem Nachlaß*, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1954 (= 3. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt), S. 74 bzw. ders.: *Am stürzenden Pfad. Gesammelte Gedichte*, hrsg. v. Jeremy Adler. Göttingen: Wallstein 2000 (= 76. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung), S. 295.

90 HGA: *Über Franz Baermann Steiner*, S. 32.

91 Jeremy Adler: Nachwort. In: Elias Canetti: *Party im Blitz. Die englischen Jahre, mit einem Nachwort von Jeremy Adler* hrsg. v. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2003, S. 211–228, hier S. 214.

1995 machte Jeremy Adler in *Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Franz Baermann Steiner* darauf aufmerksam, daß die beiden Exilanten bereits im Februar 1939 wieder Verbindung aufgenommen hatten, und seit diesem Aufsatz ist – genau wie dort – in verschiedenen nachfolgenden Arbeiten das Bild eines sowohl über lange Jahre sehr intensiv betriebenen Austauschs als auch das eines leidenschaftlich geführten Disputs gezeichnet worden.⁹² „Steiner und Canetti verband eine enge, aber kontroverse Beziehung“ [Ziegler, S. 30], heißt es zum Beispiel bei Nicolas Ziegler, und bei Peter J. Conradi ist nachzulesen: „Während des Krieges hatte Franz erbittert mit Canetti darüber gestritten, wer dem anderen mehr verdanke – wer von beiden der größere Dichter sei –, doch in den letzten Wochen seines Lebens verglich er Canetti wohlwollend mit Kafka.“ [Conradi, S. 453]

Elias Canetti selbst vermittelt den Eindruck eines regelrechten Um-die-Wette-Forschens: „Beide, er oder ich, überraschten den anderen gern mit einem Buch, das er schon lange gesucht hatte, aber noch nicht kannte. Das wurde zu einem Wettbewerb, den wir nicht mehr missen mochten. Die Buchhandlungen um das British Museum herum waren unerschöpflich, und nicht weniger Zeit als in unseren Gesprächen verbrachten wir in der Suche nach antiquarischen Büchern. Unter all diesen Tagen der Suche kam einer, an dem ich ihm *Specimens of Bushman Folklore* von Bleek und Lloyd zeigen konnte, eine der Herrlichkeiten der Weltliteratur, ohne die ich nicht mehr leben möchte.⁹³ Ich hatte es eben gefunden, vor unserer Zusammenkunft im Klub, er wollte es nicht glauben, ich hielt es ihm hin, er blätterte mit – buchstäblich – zitternden Händen die Seiten um und gratulierte mir – nun, wie man einem zu einem wesentlichen Lebensereignis gratuliert. Es gab aber auch großmütige Augenblicke, in denen einer dem anderen etwas schenkte, wovon er neben dem eigenen ein zweites Exemplar gefunden hatte.“ Derlei geschah etwa bei den bereits erwähnten Zusammentreffen im Student Movement House: „Wenn seine Verpflichtungen es erlaubten, verbrachten wir hier drei

92 Davor hatte auch bereits H. G. Adler – er war von 1973 bis 1985 Präsident des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland – auf diese Verbindung hingewiesen: „Eine Reihe [von] Autoren aus Österreich oder doch aus dem österreichischen Kulturkreis schlossen sich aus verschiedenen Gründen nie oder nur vorübergehend dem PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland an. Zu ihnen zählen Elias Canetti, der sich gewöhnlich von seinen Kollegen hier fernhielt, der 1952 leider viel zu früh verstorbene geniale Dichter und Gelehrte Franz Baermann Steiner aus Prag, der sich eng an Canetti anzuschließen suchte; [...]“ [HGA: Deutschsprachige Schriftsteller in London. In: Wiener Bücherbriefe, Nr. 5, Oktober 1976, S. ff., hier S. 2]

93 Bereits 1960 hatte Canetti zu „W. H. I. Bleek and L. C. Lloyd: *Specimens of Bushman Folklore*. London 1911“ notiert: „Dieses Buch befindet sich seit 1944, seit 16 Jahren, in meinem Besitz. Ich habe oft geglaubt, daß es das wichtigste Buch ist, das ich kenne.“ [Elias Canetti: Nachträge aus Hampstead. Aus den Aufzeichnungen 1954–1971. München/Wien: Hanser 1994, S. 32]

oder vier Stunden zusammen, in ernstem und immer konzentriertem Gespräch, von Begegnungen mit den verschiedenartigsten Menschen unterbrochen, die sich uns näherten oder die er mit mir bekannt machen wollte.“ [A 1992–1993, S. 22f.; PB, S. 133f.]

In *The Portraits of Elias Canetti, Iris Murdoch, and Franz Baermann Steiner* by Marie-Louise von Motesiczky schreibt dazu Ines Schlenker: „The intellectual exchange certainly benefited both: while, for example, Steiner started to write numerous little essays and aphorisms at Canetti’s suggestion, he, as a professional anthropologist, would have been an invaluable help to Canetti who was conducting his extensive research for *Masse und Macht* [...] at the time. In a letter to Motesiczky of the late 1940s, Canetti praises Steiner as the only scholar able to grasp the consequences of his own thoughts.“⁹⁴

Auf einem dieser Gemälde, das als ein einmaliges Dokument zu gelten hat, ist eine solche Diskussion zwischen Canetti und Steiner dargestellt. Es trägt den Titel *Gespräch in der Bibliothek*, und Jeremy Adler interpretiert es auf nachstehende Weise: „Canetti, mächtig und breitbeinig, mit der linken Hand in der Tasche und der rechten hinter dem gesenkten Kopf, blickt mit zerrauftem Haar vor sich auf den Boden; Steiner, schwächling, steht rechts vor ihm wie ein Fechter in Positur, der übergroße, fast kahle Kopf in Profil, das rechte Auge scharf in die Ferne blickend, der rote Mund wie ein nach innen gerichteter Pfeil, der rechte Arm gebogen, die Hand ausgestreckt, offen, zeigend. So wirken die zwei, verstrickt im Wortgefecht, wie ineinander verschränkte Gegensätze, und verfolgen jeder für sich ein gemeinsames Ziel.“ Besondere Beachtung verdienen die folgenden Bemerkungen: „Nach solchen Gesprächen in den Jahren 1943–1952 pflegten beide ihre Gedanken aufzuschreiben, wobei es zu Ähnlichkeiten und Überschneidungen kam, die einmal sogar ein arges Mißverständnis einleiteten. Die Nähe läßt sich allerdings in vielen Punkten nachweisen.“⁹⁵

Canetti, der sich in *Party im Blitz* über Iris Murdochs „Stundenplan-Liebe“ mokiert („Wenn sie anrief, sagte sie gleich, sie käme um 3.15 und müsse um 4.15 wieder fort.“), beschreibt dort seine eigene Einstellung zur Zeit als „orientalisch“ [PB, S. 181f. u. 109], was dann auch seinen Niederschlag im Umgang mit anderen und in Konversationen weniger bedeutsamen Inhalts gefunden habe: „Wenn ich an England zurückdenke, fallen mir immer die Menschen dort ein, mit denen ich über Jahre ausführlich-insipide Gespräche führte. Es sind ihrer nicht wenige, mein Leben dort zu der Zeit hat zu einem beträchtlichen Teil aus solchen Gesprächen bestanden. [...] Die einzige Nachricht, die sich über mich verbreitete, war die, daß ich ein geduldiges Ohr für Menschen hatte und

94 Schlenker: *The Portraits of Elias Canetti, Iris Murdoch, and Franz Baermann Steiner* by Marie-Louise von Motesiczky, S. 117.

95 Jeremy Adler: *Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Franz Baermann Steiner*, S. 228.



Marie-Louise von Motesiczky: Gespräch in der Bibliothek (1950)
Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust, London

jeden, der klagen kam, stundenlang anhörte. Wer mit Zeit so verschwenderisch umging und dennoch bereit war, einen immer wiederzusehen, wenn ihn etwas plagte, der galt als Psychoanalytiker, schon gar, wenn er aus Wien kam.“ [PB, S. 113 u. 125]

Es ist mehr als fraglich, ob das auch H. G. Adler so gesehen hat. „Als Günther Adler sich über Canetti ärgerte“, bezieht sich Peter Conradi auf einen Vorfall aus dem Jahr 1966, „beschrieb er ihn als eingebildeten Menschenjäger, der anfangs absichtlich amüsam und anregend sei, dann jedoch Menschen in seinen Rachen lockte, auf unvorhersehbare Weise mit ihnen spielte, sie auf Distanz halte, Briefe mit einer launenhaften Unberechenbarkeit beantworte (unter der Franz und später auch Iris litten).“⁹⁶ [Conradi, S. 446]

„Er verübelte mir sehr, daß ich nur jeden dritten oder vierten Brief beantwortete. Eine regelmäßige Korrespondenz fiel mir schwer, Briefe waren für mich Ausbrüche, auf die ich warten mußte, die ich nicht erzwingen mochte“, erinnert sich Canetti noch nach mehr als vier Jahrzehnten an Steiner. „Das wußte er wohl, als gutem Beobachter hätte ihm das nicht lang entgehen können, aber da er nicht nur in Briefen lebte, sondern immer etwas *wollte*, hütete ich mich davor, ihm auf jene Laune zu antworten. Wenn Beschwerden nicht halfen, drohte er mit einem Abbruch der Beziehungen, gab sich aber immer, da er sah, daß es nichts nützte, mit einer Drohung zufrieden.“ [A 1992–1993, S. 21f.; PB, S. 132]

In der Tat scheinen all diese Verbindungen reichlich problematisch gewesen zu sein. Peter Conradi beschreibt Iris Murdoch, Franz Baermann Steiner und Elias Canetti als „verschlossen“, sie „hielten ihre Freunde voneinander fern und lebten in mehr als einem Kreis zugleich“. [Conradi, S. 414] Ähnliches ist auch bei Jürgen Serke nachzulesen: „H. G. Adler erinnert sich, wie Steiner immer darauf achtete, den einen Freund nicht mit dem anderen zusammenzubringen[.]“ [Serke, S. 310] Auch Nicolas Ziegler mußte erkennen: „Es erweist sich als schwierig, das Netzwerk von Freunden und Bekannten um Steiner zu entwirren. Es war ihm daran gelegen, Freundeskreise nicht zu vermischen. [...] Zudem erinnert sich eine enge Freundin Steiners [= Susanna Tietze] an eine ‚Atmosphäre der Eifersucht‘ dieser Jahre, die dazu führte, daß es ‚viele Geheimnisse‘ gab: ‚Es mußte immer alles geheimgehalten werden.‘“ [Ziegler, S. 29f.]

Aber bezüglich Schwierigkeiten war anscheinend auch damit das Ende durchaus noch nicht erreicht: „Was an Canetti am meisten irritiert, beruht auf einer Verwechslung von Leben und Literatur“, schreibt Peter Conradi. „Er schien in einen Roman zu gehören, so zum Beispiel wenn er behauptete, die Engländer langweilten ihn, weil sie ‚nicht niederträchtig genug‘ seien.“ [Conradi, S. 450] Tatsächlich ist dies ja auch nicht

96 Vgl. MM 84, S. 125f.

ausgeblieben, Elias Canetti hat, wie Conradi belegt, unter anderem Eingang in literarische Texte von Friedl Benedikt, die als Anna Sebastian publizierte,⁹⁷ und Iris Murdoch gefunden.

„H. G. Adler [...] litt noch weit mehr als Steiner unter der Egozentrik dieses schwierigen, aber zugleich so charmanten wie brillanten Weggefährten“, charakterisiert Steffen Pross dessen Verhältnis zu Canetti. Die Lesung in Prag, bei der schon allein die Art und Weise ihres Zustandekommens verborgen bleiben mußte, habe „eine schwierige, von letzterem oft überstrapazierte Freundschaft der beiden Männer“ begründet. „An beide, Steiner wie Adler, könnte Robert Neumann gedacht haben, als er sich über die ‚verkannten Genies‘ in Canettis Bekanntschaft mokierte. An einem ‚von Canetti erdachten, überwachten Roman‘ schrieb allerdings keiner von beiden [...]“. [Pross, S. 138 u. 175] Aber einer von ihnen schrieb einen Roman, der die anderen beiden zum Thema hatte: *Die unsichtbare Wand*.

Im Oktober 1947 schildert H. G. Adler gegenüber Wolfgang Burghart sein Verhältnis zu gemeinsamen Freunden bzw. Bekannten im Exil: „Steiner und Canetti sehe ich von Zeit zu Zeit, nicht zu häufig. Dieser ist ein berühmter Mann in der Welt geworden und wird den großen Dichtern dieser Zeit gleich gehalten, jener mit einer Fülle teils ganz hervorragender Gedichte, teils vielleicht manchmal noch wertvolleren Aphorismen und kleinen Essays ist kaum über einen gewiß nicht weitreichenden und zusammenhängenden Freundeskreis bis jetzt bekannt geworden. Steiner ist mit wenigen Unterbrechungen seit 1936, Canetti dauernd seit 1938 in England.“⁹⁸

Durch Grete Fischer, die die Vorgänge rund um Adler aus nächster Nähe beobachten konnte, ist überliefert: „Ich verstand, was er brauchte, und erkannte an, daß er eine Forderung an uns hatte. Selbst wenn ich von seiner literarischen Qualität nicht überzeugt gewesen wäre, hätte man doch sehen müssen, daß er überlebt hatte, um auszusagen, weil aussagen und gehört werden – nicht klagen –, weil erworbene Erkenntnis und Warnung auszusprechen seine Aufgabe war. [...] Er hatte ein paar literarische Freunde, Franz Baermann Steiner, Anthropologe und Dichter in Oxford, Elias Canetti, den Adler sehr bewunderte; aber im entscheidenden Augenblick hielten sie sich fern.“ [Fischer, S. 338]

Das entspricht ganz genau der Darstellung in der *Wand*, wo ebenfalls nur zwei Freunde von früher vorkommen, eben Soundso und Bergmann-Birch, die sich nicht

97 Von Friedl Benedikt (1916–1953) erschienen in England unter dem Pseudonym Anna Sebastian die drei Romane *Let thy Moon Arise*, *The Monster* (beide 1944) und *The Dreams* (1950).

98 HGA an WB, 17.10.1947 (Abschrift), S. 2. Vgl. dazu: „Anfang 1939 waren die Canettis in England angekommen, im Abstand von einigen Wochen.“ [Hanuschek, S. 309]

gerade als die großen Lichtgestalten vor dem allgemeinen Hintergrund abheben. Die Ausdrücke „Freund“ oder „Freundschaft“ werden häufig ironisch oder als sinnentleerte Worthülse verwendet, bzw. Landau sagt auch ganz unmißverständlich: „Eine Freundschaft ist das längst nicht mehr gewesen, wir erzählten einander nur noch nebensächliche Dinge. Was uns bedeutsam war, verschwiegen wir, wie Soundso schon vom Tage meiner Ankunft es getan hat, während ich die mir schwierige Kunst des Versteckens, durch viele Fehler klüger geworden, erst langsam erlernte.“ [W, S. 513]

Es ist das unbestrittene wie unbestreitbare Verdienst des *Marbacher Magazins* und der dazugehörigen Ausstellung, die in den Jahren 1998 bis 2000 in Marbach am Neckar, Berlin, Wien und Prag zu sehen war, daß diese zum ersten Mal eine breitere Öffentlichkeit auf Verbindungen zwischen H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner hingewiesen haben. Es ist aber absolut unverständlich, warum in diesem *Marbacher Magazin* „*Ortlose Botschaft*“, das sich den Titel aus der *Wand* geborgt hat und wo gleich ganz am Anfang geglaubt wird, „H. G. Adler durch seine autobiographische Figur Artur Landau sprechen zu hören“ [MM 84, S. 4], dann die Verhältnisse und Zustände im Freundeskreis Artur Landau, Oswald Bergmann-Birch und Leonard „Soundso“ Kauders über die gesamte Distanz völlig ignoriert werden.

„Du schreibst, was du erlebt hast“, rät Peter im Roman Landau in der Diskussion darüber, was im ersten Brief an Soundso stehen soll. Diese Antwort befindet sich in der *Wand* unmittelbar nach den beiden dort aufgeworfenen Fragen: „Wie spricht man einen Menschen an, wenn man nicht gestorben ist? Welche Worte vermitteln die Wahrheit, damit dieser Mensch einem glaubt?“ [W, S. 205] Die erste dieser beiden Fragen ist nicht nur der Beginn – der einleitende Satz! – des *Marbacher Magazins*, sie bildet dort den unmittelbaren Auftakt zum Nachkriegsbriefwechsel zwischen Adler und Steiner.

Am 24.6.1945, am zweiten Tag nach seiner abenteuerlichen Rückkehr nach Prag, wo Adler, wie er es ausdrückte, „niemanden hatte“⁹⁹, wendet er sich mit folgenden Worten an Steiner in England: „Lieber Franz, / als einziger meiner Familie und meiner Frau Familie habe ich diesen schrecklichsten Traum überlebt, dem leider auch meine Frau zum Opfer gefallen ist. [...] Vorgestern kam ich aus D.land zurück, wo ich durch verschiedene K.Z. Lager gegangen bin. Verändert habe ich mich nicht [! (F. H.)], meine Grundsätze sind die gleichen geblieben [! (F. H.)], nur noch gefestigter, intensiver und vielleicht gereifter.“ Nach wenigen weiteren Zeilen schließt Adler den persönlichen Bericht mit den Worten: „Ich bin wohl einigermaßen herunter, aber doch habe ich es recht gut überdauert und bin gesundheitlich nicht ernst geschädigt. Von mir heute nicht mehr.“

„Adler wollte von sich schweigen, aber es blieb ihm eine Pflicht“, leitet Atze zur fol-

99 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

genden Mitteilung an Steiner über: „Deine standhaften Eltern waren im Jahre 42 von Juli bis Mitte Oktober gleichzeitig mit mir in Terezín [Theresienstadt]; weder meiner Frau noch mir gelang es, ihren Abtransport in den Tod zu verhindern. Ich war bemüht, in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins Deinen Lieben ein wahrer Sohn zu sein, sorgte mit meiner Frau ihnen nach möglichen Kräften zu helfen und die Bitternisse zu erleichtern, und ich war täglich bei ihnen / das heißt in einem derartigen Lager sehr viel.“ – „Ich will darüber, was Du durchgemacht hast, nichts sagen“, schreibt Steiner zurück. Zusätzlich ist dies auch der einzige Satz aus dem Antwortbrief, der im *Marbacher Magazin* zitiert wird. Beides mag überraschen. Noch überraschender ist allerdings das Datum dieses Briefes: er stammt erst vom 7. August! [Vgl. MM 84, S. 3]

„Der Mensch, der uns am Ende des Krieges gegenübersteht, war schwierig und schaffte es nicht mehr, zu anderen Menschen Vertrauen zu fassen“, hält Marion Hermann-Röttgen im Nachwort zu *Fluchtvergnüchlichkeit* über Steiner fest. „Sensibilität und Angst verbarg er hinter Charme und Witz. Drängend suchte er Beziehungen zu anderen Menschen, wie zum Beispiel zu Canetti, zog sich aber launisch und unberechenbar genauso plötzlich wieder von seinen Freunden zurück, verletzte und irritierte sie, indem er schlecht vor anderen über sie sprach. Er vermied es strikt, Freunde miteinander bekannt zu machen, wohl weil er nur schwer in der Lage war, sich auf mehrere Menschen gleichzeitig zu konzentrieren, aber sicherlich auch, weil er eifersüchtige Ängste hatte, den einen an den anderen zu verlieren.“ Marion Hermann-Röttgen hat Steiner niemals persönlich kennengelernt. Wo könnte sie diese Informationen in der Hauptsache anders herhaben, als von den ebenfalls im Nachwort geschilderten „langen winterlichen Teemittage[n]“ mit H. G. Adler, an denen ihr „erzählte von dem Leben des Freundes Franz Baermann Steiner“?¹⁰⁰ Dementsprechend heißt es dann auch in Adlers *Wand* über Soundso: „Von seinen persönlichen Freunden erzählte er wohl mitunter, führte mich aber nie bei ihnen ein. Gewöhnlich stellte er es so dar, als habe er kaum Freunde, sondern nur wenig anziehende oder gar abstoßende Bekannte, mit denen er bloß aus Gründen seiner Stellung verkehre, im übrigen halte er diese Leute zu einem Umgang mit mir ungeeignet.“ [W, S. 511] Und das in der *Wand* beschriebene Verhalten von Landaus Freunden läßt sich in gleicher Weise auch in Adlers realer Umgebung beobachten.

Am 27.11.1961 charakterisiert H. G. Adler in einem Brief an Roland H. Wiegenstein, „Kulturredakteur beim WDR und Literaturkritiker“, Elias Canetti mit den Worten „ein genialer Mann, etwas schwierig“, eine Formulierung die im *Marbacher Magazin* als Überschrift für das Kapitel über das Verhältnis zwischen Adler und Canetti in den

¹⁰⁰ Hermann-Röttgen: Nachwort. In: Steiner: *Fluchtvergnüchlichkeit*, S. 135f. u. 130.

Nachkriegsjahren dient. Dort ist auch von Problemen und Krisen zwischen den beiden die Rede, und es werden auch einige kritische Anmerkungen dazu gemacht, unter anderem daß die Treffen, die Adlers Angaben zufolge schon am Anfang nicht sehr häufig waren, „in den fünfziger Jahren nach und nach seltener“ wurden und daß diese „Art der Freundschaft [...] nicht Adlers Vorstellungen“ entsprach, der schließlich mit den folgenden Worten zitiert wird, die aus einem Brief an Franz Wurm vom 10.6.1966 stammen: „Ich habe ihn [Canetti] seit über zwei Jahren nicht gesehen und möchte auch nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ich habe wohl kaum in jemanden menschlich mehr investiert als in ihn, als ich dann zurückempfangen habe.“ [MM 84, S. 125f.]

„Was ist mit Canetti?“ hatte sich Adler bereits am 24.6.1945 bei Steiner erkundigt. Canetti sei sehr zurückgezogen und arbeite an *Masse und Macht*, erfährt Adler, jedoch nicht von ihm selbst, denn: „Zu einer brieflichen Verbindung zwischen Adler in Prag und Canetti scheint es zunächst nicht gekommen zu sein.“ Genau dasselbe kann auch in der *Wand* beobachtet werden, wo Oswald und Inge Bergmann sich nach dem Krieg nicht bei Landau melden. „Erst als Adler im Februar 1947 nach London übersiedelte, traten er und Canetti wieder in unmittelbare Verbindung“, ist in „*Ortlose Botschaft*“ zu lesen. „Nach Auskunft von Jeremy Adler müssen die beiden in nächtelangen Gesprächen über Adlers Schicksal in den verschiedenen Lagern diskutiert haben. Adler wird für Canetti kaum nur ein Überlebender, ein auszufragender Zeuge gewesen sein, obwohl diese Vermutung – dem Naturell von Canetti entsprechend – auf der Hand liegt.“ [MM 84, S. 117ff.] Und wieso nicht? Denn das ist wiederum die gleiche Situation, die in *Die unsichtbare Wand* beschrieben ist, worauf aber nie Bezug genommen wird, obwohl dort in vielerlei Hinsicht ein Abbild der realen Verhältnisse zu finden ist.¹⁰¹ Und das kann bis in kleinste Details gehen, was ich hier noch an einigen Beispielen belegen möchte.

In der Figur der Inge Bergmann spiegeln sich wohl einige von Adlers Erfahrungen und Erlebnissen mit Veza Canetti wider. Inge ist „eine Dichterin“ [W, S. 428] und arbeitet an einer Romanübersetzung (vgl. W, S. 506). Auffälligerweise sind Inge und Oswald kein Ehepaar, sondern Geschwister, und haben unterschiedliche Adressen (vgl. W, S. 430).

¹⁰¹ Vgl. auch: „Nun bemühte ich mich, Oswald telefonisch zu erreichen, was leider mit großen Hindernissen verbunden war. Entweder war er nicht zu Hause, und seine Bedienerin richtete nichts aus [...]“ [W, S. 504] „Die beste Maske hatte er sich selbst verpaßt: Gleichsam als Schleuse gegen unliebsame telephonische Eindringlinge pflegte er, war er allein zuhause, sich selbst querzulegen und schaltete in der Rolle einer ältlichen Raumpflegerin dem Anrufer entgegen, [...] und sodann sortierte er aus, wen er mit Herrn Canetti weiterverbinden wollte und wen nicht. Die meisten Anrufer kamen nur bis zur Raumpflegerin.“ [Hans Hollmann: Erfinder der Akustischen Maske. Über Elias Canetti, den Dramatiker, Denker und Todesfeind. In: Wortmasken. Texte zu Leben und Werk von Elias Canetti. München/Wien: Hanser 1995, S. 83–88, hier S. 83]

Anders als Oswald Bergmann hat Elias Canetti niemals einen englischen Namen angenommen, aber er hatte sich nach dem Krieg *in England einen Namen gemacht*. Inge Bergmann hat ihren alten Familiennamen beibehalten, Veza Canetti war damals als Autorin erfolglos und in der Öffentlichkeit unbekannt. Bergmanns Charakterisierung von Landau ist Canettis Charakterisierung von Adler im *Augenspiel* sehr ähnlich, der diese in der *Wand* um Jahrzehnte vorweggenommen hat: „Es sei schön, stellte er fest, und ein rührender Zug von mir, mit so viel Frische und Ehrlichkeit den Geist eines längst verflommenen Jahrhunderts noch einmal nachzuleben. Oswald wünschte mir, daß ich diesen Idealismus, wie er das zu meinem Ärger nannte, immer werde behalten dürfen [...]“ [W, S. 429] Eine auffällige Bemerkung Bergmanns über Soundso in der Unterredung mit Landau ist auch in Canettis *Franz Steiner* zu finden: „Die Sprache weinerlich [! (F. H.)], selbst wenn nichts zu beklagen war.“ [A 1992–1993, S. 17; PB, S. 127] Im Brief an Burghart schreibt Adler in sehr ähnlicher Weise und zum Teil mit identischen Worten, wie er im Roman die Wanderung von Landau mit Soundso schildert, über eine Wanderung, die er selbst im gleichen Gebiet mit einem Freund unternommen hat, mit einem Jugendfreund, mit vielleicht dem besten Freund, den er vor dem Krieg hatte: mit Franz Baermann Steiner!¹⁰²

„Ich weiß nicht“, sagt Landau an einer Stelle in *Die unsichtbare Wand*, „ob eine Beziehung wie zwischen mir und Peter sonst vorkommt. Eine Freundschaft, wenn darunter ein hohes Maß an Zuneigung und Vertrauen verstanden wird, hat es zwischen uns nie gegeben.“ Aber dennoch „bleibt ihm stets mein Dank gewahrt“. [W, S. 215f.] Bei Landau aus beiden Freunden von früher hingegen wird man nicht nur klassisches Musketierverhalten nach dem Motto „einer für alle, alle für einen“, sondern so gut wie jegliches Positive vergeblich suchen. Zu finden gibt es Mißgunst, Schadenfreude, Zwietracht, Abgeschiedenheit, Heimlichtuerei, Lügen, Fallen, noch etliches andere – und immer wieder Gedankendiebstahl.

In der dritten Niederschrift der *Wand*, der ältesten vollständig erhaltenen Fassung aus dem Jahr 1960, befindet sich sogar noch die folgende Passage, die man sich in der gebundenen Zsolnay-Ausgabe auf Seite 346 (in der Aufbau-Taschenbuchausgabe auf Seite 417) zwischen dem ersten und dem zweiten Absatz denken müßte, also zwischen „...“, der würde uns schon helfen.“ und „Nach vielen Monaten vergeblichen Bittens und Bettelns ...“, das heißt unmittelbar vor Landaus erstem Besuch bei Kratzenstein und unmittelbar nach einer ganzen Reihe von Vorschlägen wie: Landau solle aus der Weltstadt wegziehen, entweder in eine kleine Stadt, wo das Leben billiger sei und wo er dann

¹⁰² Vgl. auch: „Im Sommer 1927 zogen wir zu zweit drei Wochen lang mit einem Zelt kreuz und quer durch den Böhmerwald, wobei es sich herausstellte, daß wir unüberbrückbare Gegensätze vertraten.“ [HGA: Über Franz Baermann Steiner, S. 14]

– „Als Habenichtsin Kind, das sei verbrecherisch und verrückt.“ [W, S. 346] – sich und seine Familie mit einem nützlichen Beruf durchbringen könne, oder nach Übersee, wenn er schon nicht – obwohl er dort jetzt gebraucht werde – zurück ins Museum wolle. „Mit solchem Zuspruch quälten mich meine Freunde [! (F. H.)]. Anschluß an die Kreise, die sie im Laufe von Jahren für sich gewonnen hatten, gewährten sie mir nicht. Lobten sie selbst in guter Laune einmal meine Pläne, so versagten sie mir doch ihre Förderung und überschütteten mich nächstens noch mehr mit Tadel. ‚Man gibt hier auf Empfehlungen nichts!‘ meinte Soundso entschuldigend. ‚Wenn ich das einem meiner Kollegen zeigen würde, was du da geschrieben hast, würde er nur den Kopf schütteln. Zugegeben, wenn das einmal veröffentlicht sein würde, aber dafür besteht nicht die geringste Aussicht, dann würde man sich auf dein Buch stürzen und es plündern wie einen Zwetschgenbaum am Straßenrand. Alle würden sich da hübsch bereichern, vielleicht dich sogar loben, doch du hättest einen Dreck davon.‘ Gegen solche Erklärungen konnte ich mich nicht wehren. Mit Oswald, der sich mir vollends entzog und selbst telephonisch kaum zu sprechen war, erging es mir noch schlimmer als mit Soundso. Überdies beredeten mich beide hinter meinem Rücken, schadeten mir, zumindest unabsichtlich, und machten sich heimlich über mich lustig, aber nicht heimlich genug; es drang zu anderen und wurde mir dann wörtlich zugetragen oder es war, noch ärger für mich, von mehr verborgener Wirkung, indem es mich bloßstellte und unmerklich langsam ins Unrecht setzte, ohne daß ich dagegen auftreten konnte.“¹⁰³

„Angeblich war Franz Steiner am Telefon, als er zusammenbrach und starb, und ließ den Hörer baumeln“, hat Peter Conradi ermittelt. „Canetti hingegen behauptete stets, Iris habe Franz einen Heiratsantrag gemacht und dessen Herz habe, wie das des Herzogs von Gloucester in *König Lear*, den Schmerz der Freude nicht verkraften können und sei ‚mit einem Lächeln gebrochen‘. Diese Geschichte über einen Antrag ist eine bereinigte, geschönte Version der Geschichte, von der Canetti sein Leben lang besessen war, mit der er seit den fünfziger Jahren bis zu seinem Tod viele Mitmenschen schockierte.“ [Conradi, S. 443] Die von Elias Canetti schriftlich überlieferten Version lautet folgendermaßen: „Er starb, als eine Frau sich ihm anverlobte. Es war die englische Dichterin Iris Murdoch [...]. Auf seinem Krankenbett bat er sie darum, seine Frau zu werden. Sie nahm an und betrachtete sich als verlobt. Der Zustand seines Herzens ließ wenig Hoffnung für ihn übrig. Aber es ist möglich, daß die Freude über diese Verlobung zum Anlaß seines Todes wurde. So wäre er, der immer unglücklich war, in glücklicher Verfassung gestorben.“ [A 1992–1993, S. 19f.; PB, S. 130]

¹⁰³ HGA: Die Wand (3. Niederschrift), S. 492f.

Conradi kommt zu dem Schluß: „Letztendlich spielen die genauen Umstände von Franz' Tod keine Rolle. Canettis Bedürfnis, die Geschichte immer wieder zu erzählen, ist bedeutender, da es gleichsam seine Angst vor Frauen offenbart.“ [Conradi, S. 444] Für unsere Belange ist eigentlich auch das nicht von Bedeutung. Interessant wäre aber zu wissen, warum Canetti von diesen Ereignissen rund um den Tod Steiners wiederholt erzählt hat, aber offenbar nichts sonst, obwohl er sich Sven Hanuschek zufolge doch eingehendst mit ihm beschäftigt haben muß:

Der 1909 geborene Franz Baermann Steiner ist in den Kriegsjahren sicher die faszinierendste Gestalt im Umfeld Canettis, ihm in vielem sehr nahe; er hatte ähnlich universelle Interessen, beschäftigte sich als Ethnologe mit Fragen, die ins Zentrum von *Masse und Macht* wiesen, vor allem war er ein bedeutender Lyriker [...]. [...] Wie sehr Canetti Franz Baermann Steiner nachging, zeigen seine zahlreichen [! (F. H.)] Aufzeichnungen über ihn bis in die letzten Jahre. [...] Die Aufzeichnungen über den Freund beginnen in den vierziger Jahren, sie sind mal anonymisiert, mal ausdrücklich mit ‚F.St.‘ gekennzeichnet. [...] Canetti mag anregend für Steiner gewesen sein, und er hat einmal, mißmutig übertreibend, registriert, es falle ihm schwer, ‚einen unabhängigen Mann neben mir zu dulden, besonders wenn er mir immer heimtückisch alles aus den Taschen stiehlt.‘¹⁰⁴ Zweifellos hat Canetti aber umgekehrt enorm von dem Ethnologen Steiner profitiert, sich das für sein anthropologisches Werk aber nie eingestanden.¹⁰⁵ [Hanuschek, S. 330 u. 332]

Veza Canetti liefert – zuerst ebenfalls bei Hanuschek und dann in den später publizierten *Briefen an Georges* – eine andere Sichtweise der Dinge: „Veza Canetti war den Adlers tief verbunden, und es gibt kaum briefliche Invektiven gegen sie in ihren Briefen. Allenfalls in einer Volte gegen die ‚Parasiten‘, ‚seine ‚Bewunderer‘ aus Prag, lauter miese ‚Baldover‘, könnte Adler mitgemeint sein, in einem anderen Brief zieh sie Adlers Werke der Sterilität.‘¹⁰⁶ Anders Franz Baermann Steiner, der ihr tatsächlich auf die Nerven gegangen zu sein scheint, sie nannte ihn die ‚Lotosblume in der Schweinsblase‘¹⁰⁷ und beschwerte

¹⁰⁴ 7.8.1942.

¹⁰⁵ „Daß Canetti in *Masse und Macht* auf dem Forschungsstand der angelsächsischen Anthropologie war, besonders zu afrikanischen Fragen, hatte er nach einem Hinweis Jeremy Adlers [Franz] Baermann Steiner und nach dessen Tod Steiners Schülerin Mary Douglas zu verdanken – obwohl er Steiners Dissertation in der Bibliographie von *Masse und Macht* nicht einmal erwähnt. (Mail von Jeremy Adler [an Sven Hanuschek], 27.11.2004)“

¹⁰⁶ Veza Canetti an Georg Canetti, 28.3.1948 und 18.4.1948.

¹⁰⁷ Veza Canetti an Georg Canetti, 18.4.1948.

sich über die regelmäßigen Besuche: ‚Dieser Steiner saß jede Woche hier zwei Tage, mit ihm, er verabscheut ihn im Grund, aus Mitleid sitzt er mit ihm von 12 morgens bis elf Uhr nachts, nichts wird getan, der Steiner geht mit guten Gedanken weg, die er sich notiert, Canetti mit einem Zusammenbruch, den nächsten Tag sieht er ihn wieder, weil er ihm ‚leid‘ tut. Ich kann nicht mehr, glaub es mir, *ich* war bestimmt kein Glück für ihn, er war aber auch keins für mich, und ich wär nie so heruntergekommen, wenn ich ihm nicht hätt jedes Mal in A. mit Selbstmord drohen müssen, damit er wenigstens etwas von seinem Werk diktiert‘.¹⁰⁸ [Hanuschek, S. 400]

Diejenige schriftliche Mitteilung von Canetti über Steiner, die entweder in den *Aufzeichnungen 1992–1993* oder in *Party im Blitz* nachgelesen werden kann, hat folgende Vorgeschichte: „Zum vierzigsten Todestag Steiners wollte Canetti einen Aufsatz für *Akzente* (Oktober 1992) beisteuern. Er beschäftigte sich damals innerlich mit den Jahren in England und bereitete einen vierten Memoirenband vor, in dem er der Freundschaft mit Steiner gedenken wollte. Zunächst schien der Essay gut voranzukommen, doch der Plan, die Figur Steiners von ihrem Hintergrund zu lösen und gewissermaßen von seinem Werk, das Canetti bei dieser Gelegenheit nicht besprechen wollte, abzusondern, um so ein abgerundetes Portrait zu liefern, wollte nicht gelingen, und der Aufsatz blieb aus. Erst in seinem Nachlaß fand sich eine längere Aufzeichnung über Steiner, die in diesem Heft [= *Akzente*, Juni 1995] mitgeteilt wird.“¹⁰⁹ Am 14. August 1994 war Elias Canetti in Zürich verstorben und dort in einem Ehrengrab neben James Joyce beigesetzt worden. Bis zum Alter von mehr als 89 Jahren hatte er über den einstigen Weggefährten in der Öffentlichkeit nichts vernehmen lassen, und ohne das Zutun anderer wäre auch diese Aufzeichnung *Franz Steiner* für ewige Zeiten unbeachtet geblieben. Das ist wirklich sehr „orientalisch“. Aber der absolute Höhepunkt ist dann noch, daß Canettis postum erschienener Text *Franz Steiner* mit den Worten beginnt: „So viel ist über ihn zu sagen. Wo fang ich an?“ [A 1992–1993, S. 17]

Auch über H. G. Adler sind von Canetti kaum öffentliche Äußerungen belegt. Die erste ist der 1975 im *Buch der Freunde* abgedruckte Brief über *Panorama* und die *Reise* aus dem Jahr 1952, ein Brief, der Adler sehr viel bedeutet haben muß, nahm er doch 1970 im *Nachruf bei Lebzeiten* auf eben dieses damals noch unpublizierte Schreiben Bezug, als er über sich festhielt, die Hoffnung „wieder in die Literatur eingeführt zu haben, hat Elias Canetti ihm nachgerühmt“¹¹⁰. Aber es war H. G. Adler selbst, der davon Mitteilung machte. Canetti, dessen Werkrezeption in den sechziger Jahren im deutschsprachigen

108 Veza Canetti an Georg Canetti, 7.5.1948.

109 Jeremy Adler: Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Franz Baermann Steiner, S. 231.

110 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 19.

Raum einen Quantensprung zu verzeichnen hatte, konnte sich anscheinend zu einem Zeitpunkt, als es möglicherweise eine Wirkung gezeigt hätte, nicht mehr zu einem Hinweis auf das einst im privaten Kreis so hoch gelobte Werk entschließen.

Party im Blitz, das muß ganz klar erkannt werden, ist ein unvollendetes Fragment. Dennoch erscheint es äußerst bemerkenswert, daß H. G. Adler in Canettis autobiographischem Text über die englischen Jahre überhaupt nicht vorkommt, tatsächlich mit keinem einzigen Wort erwähnt wird. Somit ist *Das Augenspiel* das einzige im Bewußtsein eines großen Publikums verankerte Buch von Elias Canetti, in dem unser Autor eine Rolle spielt. Wie bereits erwähnt, tritt dieser dort 1985 als jemand in Erscheinung, „der heute unter dem Namen H. G. Adler bekannt ist“ [A, S. 34f]. Genau zur gleichen Zeit begannen Jürgen Serkes Besuche in 47 Wetherby Mansions, über die er später berichtete: „Im Wohnzimmer des 77jährigen Dichters H. G. Adler in London steht eine große Holztruhe. Was in ihr liegt, hat schon lange keiner mehr gesichtet. Es ist ein literarischer Schatz. Für die Deutschen der wohl größte dieses Jahrhunderts, der noch nicht gehoben ist. Vor zwei Jahrzehnten gab es H. G. Adler auf, gegen taube Ohren zu predigen. Er, der sich auf selbstlose Weise immer wieder für das Werk des 1952 im Alter von 43 Jahren gestorbenen Freundes Franz B. Steiner eingesetzt hat, sagt: ‚Ich bin neun Monate jünger als er und habe drei Jahrzehnte mehr Zeit gehabt für mein Werk. Und wo stehe ich heute? Dort, wo er gestanden hat, als er ging.‘ Im Abseits. Der eine wollte dem anderen helfen, ohne sich selbst helfen zu können. Adler mit einem Schrank voller unveröffentlichter Manuskripte. Steiner eingesargt mit seinem dichterischen Nachlaß in der Holztruhe.“ [Serke, S. 301]

Ungefähr zehn Jahre davor schrieb Adler in *Zu Hause im Exil*: „Schon bei meiner Ankunft bildete es einen großen Anreiz, daß mein engster Prager Freund von früher Kindheit an, der Ethnologe und Dichter Franz B. Steiner, seit 1936 in England lebte, wo er an der Universität Oxford lehrte und gleichzeitig für ein wissenschaftliches Institut der Londoner Universität tätig war.“ Hier räumt Adler ein: „Ich erhoffte mir viel von ihm, jedenfalls viel zu viel für seinen bedenklichen Gesundheitszustand wie auch im Hinblick auf seine beschränkten Möglichkeiten, die ich in meiner eigenen Hilflosigkeit vollkommen falsch einschätzte. Dennoch bot er mir in den fünfzehn Jahren, die er noch zu leben hatte, sehr viel. Er war nach all den seit 1938 erlittenen Verlusten ungefähr der einzige erreichbare Zeuge meiner Jugend.“ Danach wurde Adler Steiners Nachlaßverwalter, Herausgeber und Förderer, der auch die Arbeiten von Alfons Fleischli, Marion Hermann-Röttgen und Jürgen Serke sowie prinzipiell alle darauffolgenden ermöglicht hat, was eigentlich auch der Hauptgrund dafür ist, daß die beiden häufig so als unzertrennliches Paar gesehen werden.

Wie Adlers eigenen Worten zu entnehmen ist, muß das Ausmaß der Isoliertheit in seinem Zuhause im Exil die längste Zeit unüberbietbar gewesen sein: „[...] ich darf wohl – vielleicht paradox – behaupten, daß ich als ‚Zugereister‘ mich in London nicht fehl am Platze fühle. Daß ich zumindest die ersten 20 Jahre [! (F. H.)] meines Aufenthaltes kaum Anschluß an Einheimische und zu allerletzt an ursprüngliche Engländer gefunden habe, ändert nichts daran.“¹¹¹

Es wird wohl nicht falsch sein zu sagen, daß Adler sich von seinen beiden Freunden eine gemeinsamere Vorgangsweise oder mehr Gemeinschaftsgeist in der Art erhofft oder erwartet hätte, wie er ihn auch selber demonstrierte. „Stillschweigen ist ärgerer Mißerfolg als alle Ablehnung“,¹¹² schrieb Adler im Nachwort zu Steiners *Eroberungen*. „Aus den *Aufzeichnungen* geht hervor“, teilt Gerald Stieg mit, „daß nicht nur Veza, sondern auch Elias Canetti an Selbstmord gedacht hat, er 1960 ‚in seiner tiefsten Erniedrigung‘ aufgrund der Echolosigkeit von *Masse und Macht*“,¹¹³ über dessen Erstveröffentlichung Marcel Atze berichtet: „Da Canettis ‚Schrecken verbreitendes Werk‘ zunächst jedoch völlig unterging, versuchte Adler es nach seinem Erscheinen zu fördern.“ [MM 84, S. 123]

Canetti hingegen hat sich über H. G. Adler nur sehr spärlich geäußert, eben gegen Ende seiner umfangreichen Autobiographie, in der zahlreichen Lehrern, Mitschülern, Studienkollegen und Blümchen malenden Schweizer Pensionsbetreiberinnen auch ganze Seiten gewidmet sind. Und an dieser einen einzigen Stelle erscheint Adler – als Organisator einer Lesung – von praktischem Nutzen und gewissermaßen in dienender Funktion.

Wie grundsätzlich anders da H. G. Adlers Zugang war, sei an zwei weiteren Beispielen aufgezeigt. „Als zu wenig oder nicht vertreten wurden vermißt: Canetti, George, Hofmannsthal, Kafka und die Brüder Mann“,¹¹⁴ schrieb er 1951 in *Der Weg der deutschen Bibliothek in London*. Aber wie seinen Notizen zu entnehmen ist, hat Adler nicht nur in der schwierigen Nachkriegszeit, sondern sogar während der Lagerperiode auf Canetti aufmerksam gemacht! In seinem aus Anlaß des 60. Geburtstags von Franz Kafka gehaltenen Vortrag *Juden in der deutschen Dichtkunst* ist der Satz zu finden: „Ich werde Ihnen nun einiges über Rahel Levin-Varnhagen, über Börne, Heine, Julius Mosen, Karl Kraus, Alfred Mombert, Franz Kafka, Hermann Broch, Franz Janowitz und Elias Canetti erzählen.“¹¹⁵

111 HGA: Zu Hause im Exil, S. 251 u. 246.

112 HGA: Nachwort: In: Steiner: Eroberungen, S. 137.

113 Stieg: Kain und Eva, S. 37.

114 HGA: Der Weg der deutschen Bibliothek in London, S. 8.

115 HGA: Juden in der deutschen Dichtkunst. Ein Vortrag, S. 4.

In diesem Zusammenhang läßt sich auch, wie Peter J. Conradi Ausführungen belegen, in einem – besonders für den Autor – ganz wesentlichen Punkt Übereinstimmung zwischen der *Wand* und der Realität feststellen: „Nach dem Krieg sah sich Adler während einer hitzigen Debatte dem Vorwurf Vezas ausgesetzt, überlebt zu haben, ohne dass Canetti dieses Überleben angeordnet hätte. In einem Interview sagte Adler, die Ereignisse des Krieges hätten Veza verstört, und sie habe sich nie davon erholt.“ Und Conradi fragt: „Hätte diese Katastrophe Canetti und Veza etwa nicht verstören sollen?“ [Conradi, S. 454] Ich würde sagen, eine Verstörung wäre gewiß verständlich, und Veza Canetti hat selbst am 7.5.1950 an H. G. Adler in der Antwort auf seinen Brief über den *Oger* geschrieben: „des Lobs ists viel zu viel, aber wenn Sie nur etwas davon glauben, solls mich freuen, deshalb, weil Sie jetzt verstehen werden, warum ich bitter bin“. ¹¹⁶ Dadurch ist jedoch erstens nicht gleichzeitig auch die Frage beantwortet, was dieser Vorwurf überhaupt bedeuten soll, und zweitens soll man da offenbar in dieser Hinsicht gar nichts verstehen, wie bei Sven Hanuschek nachgelesen werden kann: „Jeremy Adler [...] hat den tieferliegenden Grund für den nie wieder ganz geheilten Zwist zwischen Canetti und seinem Vater bezeichnet: In den Jahren nach Veza Canettis Tod hätte H. G. Adler einem Dissertanten gesagt, ‚Veza sei durch den Krieg *verstört*. Canetti hat ihm diese Aussage nie verziehen.‘ ¹¹⁷“ [Hanuschek, S. 664]

Damit dieser Abschnitt nicht mit so negativen Bemerkungen über die auch von mir persönlich hochgeschätzte Autorin Veza Canetti endet, seien noch einmal ausdrücklich H. G. Adlers Worte über sie und ihr Theaterstück *Der Oger* sowie die Widmungen an sie in Erinnerung gerufen. Auch der Kontakt zwischen Adler und Broch wurde durch einen Brief von Veza Canetti hergestellt, von der Bettina Adler „geschwärmt“ habe, wie mir Susanna Tieze erzählte, ¹¹⁸ die in die *Wand* als die sympathische Figur der Anna eingegangen ist.

Oder gab es für die Verstörung noch einen zusätzlichen bzw. einen gänzlich anderen Grund? „Du bist die Hauptfigur in einem Stück, das in alle Länder reisen und auf allen Bühnen wird aufgeführt werden, und Du bist der, in dem Stück, der alle Wogen glättet, die andere Hauptfigur treibt alle zur Raserei“, schrieb Veza Canetti im August 1946 an ihren Schwager Georg in Frankreich. Noch viel deutlicher wird sie in ihrem Brief

¹¹⁶ Veza Canetti an HGA, 7.5.1950, zitiert nach Schedel: Nachwort. In: *Veza Canetti: Der Fund*, S. 315.

¹¹⁷ Mail von Jeremy Adler [an Sven Hanuschek], 10.8.2004. Hanuschek verweist in diesem Zusammenhang auch auf Jeremy Adler: Vermischte Erinnerungen. In: *Canetti in Zürich. Erinnerungen und Gespräche*, hrsg. v. Werner Morlang. Zürich: Nagel & Kimche 2005, S. 46–53.

¹¹⁸ Gespräch mit Susanna Tieze in London, 12.7.2000.

vom 20.9.1947, wobei sie jedoch ihre eigenen Äußerungen gleich selbst wieder zurücknehmen will: „Ich weiß ein Lebensalter zu spät, daß ich ihm [= Elias Canetti] hätte nie nachgeben sollen, er hat mir immer alles zerstört und mich verstört [! (F. H.)]. Diesen Brief wirst Du *zerreißen*, und sofort.“ Geradezu panisch klingt der Schluß: „So ein Brief darf nicht existieren“, lautet ihr letzter Satz, „bitte schreibe mir, daß Du ihn zerrissen hast.“¹¹⁹

H. G. Adler hat nach Steiners Tod bis zuletzt viel für ihn getan, und er hat sich auch noch mit späten Werken von Canetti auseinandergesetzt und sie rezensiert.¹²⁰ Die *Wand* hat er aber nach der 4. Niederschrift aus dem Jahr 1961 nicht mehr geändert, obwohl Adler andere große unveröffentlichte Prosawerke nach Jahrzehnten noch überarbeitet hat, obwohl der Roman erst nach dem Tod des Autors erschienen ist und obwohl in der Zeit zwischen März und Mai 1978 das gesamte ca. 600 Seiten starke Manuskript noch einmal vollständig abgetippt wurde! Es ist nur noch das Wort „unsichtbar“ im Titel dazugefügt worden, aber nicht von H. G. Adler selbst. Die *Wand* war ab dem 15.10.1961 sozusagen unverrückbar und der Text ab diesem Datum „carved in stone“, in Stein gemeißelt.

¹¹⁹ Elias Canetti und Veza Canetti: Briefe an Georges, S. 221, 286 u. 288.

¹²⁰ Im Nachlaß H. G. Adlers befinden sich in Typoskriptform Besprechungen von *Die gerettete Zunge* (16.4.1977, 2 S.) und von *Die Fackel im Ohr* (24.8.1980, 5 S.).

VIII.

„Canetti war nicht nur ein begeisterter Konsument von Vorbildern, er hat selbst unter dem Zwang gelitten, sich dauernd zum Vorbild machen zu wollen, ‚Delegierte‘ zu suchen. Sie seien ‚immer ein Unglück‘ für die eigene Arbeit gewesen, hat er sich zu einem Zeitpunkt notiert, als er wieder selbst kontinuierlich arbeiten konnte. Einige seiner Geliebten waren unter den ‚Delegierten‘, aber nicht nur diese. Als größtes Unglück apostrophierte er Frieda Benedikt, dann eine Reihe von Namen, die im folgenden ebenfalls noch eine größere Rolle spielen werden: ‚Später Sinclair, Rudi, Iris usw. Sogar Marie-Louise als Malerin, und früher auch Anna. Diese haben sozusagen statt meiner gearbeitet, und wenn es um Dichter ging, hätte ich in derselben Zeit selbst vieles gemacht, und das besser, wären sie nicht gewesen. Das Bedürfnis nach solchen Delegierten war zweifellos das größte Arbeitsunglück in meinem Leben. Es entsprang meiner Lust an der mündlichen Rede und dem Bedürfnis, Vorbild zu sein.‘ [Elias Canetti, 25.4.1969]“ [Hanuschek, S. 29]

Sven Hanuschek *Elias Canetti. Biographie* (2005).

„Der Umfang von Adlers literarischer Leistung ist im Augenblick noch nicht zu übersehen, weil zu viele Arbeiten ungedruckt geblieben sind, so daß der Nachlaß auch an reifen Werken umfangreicher ist als das bisher Veröffentlichte.“¹

H. G. Adler *Nachruf bei Lebzeiten* (1970).

1 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 16.

Nachruf und Nachlaß bei Lebzeiten

„Ich kann, glaube ich, mit Recht sagen, daß ich der erfolgloseste, unbekannteste und verkannteste deutschsprachige Autor von einiger Begabung bin“ [I 1, S. 8], ließ H. G. Adler 1969 in einem Telephoninterview anlässlich der Verleihung des Schweizer Charles-Veillon-Preises für seinen Roman *Panorama* vernehmen, der ersten – und wie bereits erwähnt auch einzigen – Auszeichnung seiner literarischen Karriere. An anderer Stelle äußerte er sich ziemlich genau zur gleichen Zeit – abermals im Zusammenhang mit der Preisverleihung – mit den Worten: „Seit Jahrzehnten schreibe ich und versuche, was ich schreibe, zu publizieren. Mein Werk und ich sind praktisch unbeachtet geblieben. Meine Schubladen sind voller ungedruckter Manuskripte.“²

H. G. Adler war ein angesehener Wissenschaftler im sechzigsten Lebensjahr, von dem auch sechs literarische Bücher vorlagen, als er 1970 seinen „Musil verpflichteten“³ (Rüdiger Görner) *Nachruf bei Lebzeiten* verfaßte, der noch im gleichen Jahr in dem Band *Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren eigenen Nachruf* zum ersten Mal veröffentlicht wurde. Dort ist zu lesen: „Wenn oft gesagt wird, daß in unserer Zeit keine auch nur halbwegs taugliche literarische Arbeit im deutschen Sprachgebiet ohne Verleger bleibt, so erkläre ich schlicht: Das stimmt nicht. Das Schicksal von Adlers Schriften bei Lebzeiten führe ich als Beweis dafür an, daß der Weg in die Öffentlichkeit für den Dichter (ganz zu schweigen von dem Jahrzwölft unter Hitler) im Vierteljahrhundert zwischen 1945 und 1970 um nichts leichter gewesen ist als in den Tagen von Hölderlin und Kleist.“⁴

Doch trotz solch expliziter Hinweise an eigentlich exponierter Stelle, trotz des Literaturpreises und trotz guter Rezensionen durch einige der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit blieb Adler während seines aktiven Berufslebens auch nur ein einigermaßen gebührender Erfolg als literarischer Autor versagt. Die nachfolgende Passage, in der er über Schwierigkeiten spricht, seine literarischen Arbeiten zu veröffentlichen, auch als er auf anderen Gebieten bereits seit geraumer Zeit eine anerkannte Persönlichkeit war, stammt aus dem Jahr 1980.

2 wn: Warten auf Wunder. Zur Verleihung der Charles-Veillon-Preise. In: Die Weltwoche (Zürich), 23.5.1969.

3 Rüdiger Görner: H. G. Adler (1910–1988). In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 293/294, April 1995, S. 101–107, hier S. 103.

4 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 16.

F[ischer]: Sie waren schon sehr lange als Historiker bekannt, aber als Romancier und Erzähler großer Prosawerke erst seit den 60er Jahren, obgleich doch auch Autoren wie Böll, Broch, Doderer, Canetti und Walter Jens, um nur einige zu nennen, diese Art Ihres Schaffens schon lange vorher priesen. Wollten die Verleger nicht anbeißen oder dauerte es eine Weile, bis die Leser auch diesen H. G. Adler zu schätzen wußten?

A[dler]: Das ist sehr schwer zu beantworten. Ich bin noch heute ungefähr eine Terra incognita auf dem Felde der deutschen Literatur. Die wichtigsten meiner Bücher sind überhaupt noch nicht gedruckt.

F[ischer]: Wieviele ungefähr?

A[dler]: Ungefähr ein Dutzend. Lange Prosa, meine zwei entscheidenden Romane, sind ungedruckt. [I 6, S. 197]

Ähnliche Äußerungen von H. G. Adler lassen sich auch in den folgenden Jahren belegen, und ungeachtet der Veröffentlichungen zwischen 1970 und 1985 sowie ungeachtet aller Ehrungen, die ihm in seinem Leben zuteil geworden waren, wiederholte Adler im Januar 1986 – etwa zweieinhalb Jahre vor seinem Tod – im großen ZDF-Interview mit Hans Christoph Knebusch eine Formulierung, die er zuvor 1970 im Prolog zum *Nachruf bei Lebzeiten* verwendet hatte.

Nachruf: die Betrachtung eines abgeschlossenen Lebens, zugleich Pietät und Gericht, die Möglichkeit der Selbstbespiegelung und Eitelkeit, doch auch der Selbsterforschung und Buße, vielleicht auch inmitten dieser Seelenlagen, soll nun der Versuch eines von mir selbst absehenden und doch auf mich hinblickenden Abwägens der eigenen Leistungen, der kleinen Erfolge und der großen Mißerfolge werden.⁵

Ich bin fleißig, ich gebe mir Mühe, ich habe kleine Erfolge und große Mißerfolge gehabt. [I 9, S. 183f.]

Adlers späteste mir bekannte Bemerkungen über das Schicksal seines Werks ist gleichzeitig von Traurigkeit und Zynismus geprägt: „Durch Unbekanntheit bin ich ziemlich berühmt“, so formulierte Adler kurz vor seinem Tod.⁶

Der vielfach fehlenden öffentlichen Anerkennung für sein Werk stellte Adler unermüdlichen Arbeitseinsatz sowie den Glauben an die Wichtigkeit seines Schaffens entgegen

⁵ HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 11.

⁶ Serke: *Weniger geborgen als für immer versteckt*, S. 93.

und arbeitete umgeben von seiner riesigen Privatbibliothek beständig und regelmäßig nach einem genauen Tagespensum an der ihm zugedachten und von ihm entschlossenen angenommenen Lebensaufgabe. Seine Arbeitsweise und sein Arbeitsethos hat er im *Nachruf* selbst beschrieben. Dort ist über Adlers beruflichen Alltag und das Leben im Londoner Exil zu lesen: „An äußeren Ereignissen ist es schwerlich reich zu nennen, obwohl es nie eintönig verlaufen ist, aber gewöhnlich stand es im Windschatten der die Zeit in ihrem äußeren Verlauf bestürmenden Dinge. So war es H. G. Adler beschieden, sozusagen im Versteck seiner Wohnung, die er in seiner ruhelosen Heimatlosigkeit als Ruhehafen schätzte, sein Dasein als Zeuge zu begreifen und auch Zeugnis von diesem Dasein abzulegen, wie er es erfahren, wie er es beobachtet, wie er es [...] mit Fleiß bedacht und dann auch – wissenschaftlich wie künstlerisch – zu gestalten sich bemüht hat. Dabei war Adler, dem selten die äußeren Umstände (wie man das so nennt) günstig gewesen sind, auf seine besondere Weise ein glücklicher oder, mit seinem eigenen Wort, ein begnadeter Mensch, wozu wesentlich ihn durch alle Kümernisse froh bei Kräften erhaltende häusliche Umstände beitrugen, die seiner Frau herzustellen und durch alle Bedrängnisse aufrechtzuerhalten gelang.“

Es sei, so Adler, öfters „ein ziemlich hartes Leben“ gewesen, „dem die Sicherheit einer materiellen Geborgenheit oder eines auch nur bescheiden geregelten Einkommens immer versagt blieb“. Besonders beeindruckend erscheint mir dabei die Aussage, daß geringere Anerkennung und größere Not bei Adler nicht Entmutigung und Stagnation, sondern im Gegenteil größeren Einsatz und vermehrte Produktivität hervorgerufen haben. Zusätzlich findet sich hier die klar artikuliert Überzeugung von der Bedeutsamkeit seines Tun und Handelns: „Mußte Adler seinen Beruf angeben, so trug er ‚freier Schriftsteller und Privatgelehrter‘ ein. Die oft schwer zu ertragende, weil ihn zu oft in Schwierigkeiten stürzende Unsicherheit hatte aber den unschätzbaren Vorteil, daß Adler – nur seinem Gewissen verantwortlich – nun tatsächlich frei schuf, oft mit leidenschaftlichem [! (F. H.)] Feuer, je geringer die Anerkennung, je größer die Not war. Diesen Lebensstil konnte er nur durch rastlose Tätigkeit an seinem Werk rechtfertigen, an dessen Wert und Sendung zu glauben war, wenn Adler vor sich selbst bestehen wollte.“⁷

Obwohl Teile seines Werks möglicherweise erst in nicht absehbarer Zukunft zur Geltung kommen könnten und Adler vielleicht sogar für einen „Nachlaß zu Lebzeiten“ schrieb, arbeitete er – allein seiner Berufung gehorchend – mit ungebremster Energie weiter. Im Alter von über siebzig Jahren beantwortete er die Frage nach seinen Zukunftsplänen mit den Worten: „H. G. Adler will [so lange schreiben, als es ihn freut, ihm etwas zu schreiben] einfällt. Er hat mehr Pläne, als er – selbst bei größtem Op-

7 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 15f.

timismus – noch zu vollenden erwarten darf, das sogar bei einem langen Leben. In dieser Hinsicht gibt es für mich nicht das Problem [was tun?,] wenn ich mich einmal zurückziehe. Ohnedies bin ich insofern zurückgezogen, als man von meinen möglichen Dienstleistungen wenig Gebrauch macht.“ [I 7, S. 56] Auch das Werk des Wissenschaftlers H. G. Adler ist bis heute weder in seiner Multidisziplinarität noch in seinem vollen Umfang bekannt. Es besteht aus Aufsätzen und Studien zur Geschichte, Soziologie, Politik, Psychologie, Sprache und Literatur, Musik, bildenden Kunst, Philosophie, Theologie und zu jüdischen Themen.

„Brauchen Sie zur Förderung der Arbeit irgendwelche Stimulanzen?“ fragt Alfred Joachim Fischer, worauf Adler antwortet: „Keine.“ [I 6, S. 198] Doch zeigte H. G. Adler Jürgen Serke bei dessen Besuch in London die bereits erwähnte Metallschachtel mit den Aufzeichnungen, die einige Jahre später auch ich selbst in Adlers Arbeitszimmer gesehen habe und die sicherlich auch die Funktion der unmittelbaren Schreibmotivation erfüllte:

Eine Erinnerung an das KZ Langenstein. In diesem Kästchen bewahrte er seine Gedichte auf. Wenn er ein DIN-A-4-Blatt mehrmals faltete, paßte es in die Schachtel. Auch ein winziges Büchlein liegt vor mir, in das er ebenfalls Gedichte hineinschrieb. Es hätte sein Tod sein können, was er da tat. Er wurde erwischt und kam mit dem Leben davon. In seinem Roman *Panorama* hat er seine Todesangst beschrieben. [...] Die Judensterne, die er auf den Tisch legt, hat er nach dem Krieg erworben. Einer von ihnen hat immer beim Schreiben auf dem Schreibtisch gelegen.

H. G. Adler spricht von den vielen Toten aus seiner Familie, spricht von den eigenen Opfern. „Achtzehn Angehörige wurden umgebracht“, sagt er und fügt hinzu: „Aber das sage ich nicht als Anklage: Haß ist kein Programm. Das Böse ist in der ganzen Menschheit. Ich bin weder ein orthodoxer Jude noch ein orthodoxer Christ. Ich beanspruche für mich eine Orthodoxie des Herzens. Ich gehöre zur Partei der Menschlichkeit.“ [Serke, S. 342]

Orthodoxie des Herzens lautet auch der Titel einer unveröffentlichten Aufsatzsammlung, und um die „Partei der Menschlichkeit“ – so H. G. Adler – bemühen sich *Theresienstadt 1941–1945* und *Der verwaltete Mensch* beide „gleicherweise einzig und allein“ [VM, S. XXIII]. Adler wollte Zeugnis ablegen und war bei seiner Arbeit um die Wahrheitsfindung bemüht: „Die Wahrheit, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Ob ich sie erreicht habe, das ist eine andere Frage; aber die Tendenz, die Mühe, fast das Gebet darum, wahr zu sein, das hat mich die ganze Zeit bewegt und ist einer der Grundimpulse meiner gesamten Existenz. [...] Ich kenne kein Pro und Kontra für Juden oder Nichtjuden, das sich irgendwie unterscheiden würde. Ein jüdischer Mensch, der unanständig ist, ist um

nichts besser, aber auch um nichts schlechter, als, sagen wir, ein deutscher oder russischer oder französischer Mensch, der eben jeweils die Wahrheit oder eben nicht die Wahrheit sagt. Ich kenne nur eine einzige Menschheit, die aus zwei Gruppen besteht, graduell verschieden guten und graduell verschieden weniger guten Menschen.“ [I 6, S. 194f.]

Insgesamt kommt bei Adlers Tätigkeit gewiß noch eine weitere Dimension dazu. Betrachten wir dabei, was Jürgen Serke im Zusammenhang mit seinem Besuchen in 47 Wetherby Mansions berichtet: „Als ich 1985 das erste Mal zu ihm kam in seine Wohnung [...], da machten wir noch lange Spaziergänge, die immer zum Old Brompton Cemetery führten.“⁸ Da waren sie dann beinahe schon wieder am Ausgangspunkt zurück, dieser Friedhof ist von Adlers damaliger Wohnung zu Fuß in ungefähr fünf Minuten zu erreichen. „Gleich am Haupteingang liegt das blumenübersäte Grab von Richard Tauber. Der unvergessene Sänger. ‚Er bekommt jeden Tag frische Blumen‘, sagt Adler, bevor er mit mir nach links abbiegt zur Gegend mit den alten Gräbern, die niemand mehr besucht. Wir verschwinden im Sträuchergewirr.“ [Serke, S. 342]

Die Menschen, die H. G. Adler durch den Holocaust verlieren mußte, haben nie ein Grab gehabt, das jemand hätte besuchen oder sehen können, weshalb er mit seinen zwei größten wissenschaftlichen Werken auch an seine allerengsten Angehörigen erinnern wollte, die Opfer der Vernichtung wurden.

F[ischer]: Das Buch über Theresienstadt ist ja, glaube ich, das kann man sagen, ein Grabmal für Ihre erste Frau.

A[dler]: Ja, das geht aus der Widmung eindeutig hervor. [I 6, S. 193]

Das Theresienstadt-Buch ist seiner ersten Frau zugeeignet, *Der verwaltete Mensch* seinen Eltern: „MEINEN ELTERN ZUM GEDÄCHTNIS / EMIL ALFRED ADLER / geboren 1882 in Prag / umgekommen 1942 in Chelmno / ALICE ADLER-FRAENKEL / geboren 1885 in Berlin / umgekommen 1942 in Trostinetz“. [VM, S. III] Darüber hinaus sind im gleichen Sinne viele kleinere Werke (z. B. Gedichte) anderen Personen gewidmet, von denen sonst niemand mehr wüßte. So hat etwa ein Gedicht mit dem Titel *In dieser Zeit* folgende Widmung: „F. H. Fuchs zum Gedenken / verhungert 1942 in Lodsch“.⁹ „Drei Jahre älter als Adler war der sehr belesene Fritz Hans Fuchs (FHF gerufen)“, berichtet Lanz. „FHF bildet im Roman [= *Panorama*] eine Ausnahme, da er als einziger mit seinem wirklichen Namen genannt wird: Nach Aussagen H. G. Adlers

8 Serke: „Die Toten, die uns hinterlassen hatten ...“, S. 645.

9 Entstehungszeit: 1940 UA 31.5.1974. [Angaben: Nachlaß H. G. Adler, wiedergegeben nach Hoheneder, S. 127 u. 410]

geschah dies, um ihm ein Denkmal zu setzen, da weder er noch ein Verwandter das Konzentrationslager überlebte.“¹⁰

Was ihn selbst betrifft, hat der Autor des Romans *Panorama* nach dem Krieg stets an der Abkürzung seiner Vornamen festgehalten. 1975 trug er in ein Formular der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur unter die Rubrik „Vorname(n)“ ein: „H. G. (So allein – H. G. – hat es in Publikationen und besonders im Briefverkehr und auf Adressen zu heißen; nur für wissenschaftliche Arbeiten darf Hans Günther vorkommen, aber mit dem Zusatz ‚publiziert nur als H. G. Adler‘)“.¹¹ Der Grund für die Abkürzung ist folgender: „H. G. steht für Hans Günther, dies die Namen zweier jung verstorbener Brüder der Mutter, die alle drei zu verleugnen er nie wünschte, ohne doch noch diese Namen voll zu führen, nachdem Adolf Eichmanns Vertreter für das ‚Protektorat Böhmen und Mähren‘ in den Jahren 1939 bis 1945 eben so geheißten hatte.“¹²

In seinen späten Interviews versucht H. G. Adler wiederholt eine Art Selbstdefinition oder Standortbestimmung vorzunehmen, wofür exemplarisch ein Ausschnitt aus dem Gespräch mit Alfred Joachim Fischer steht: „Wenn man mich fragt, ‚was bist du eigentlich?‘, dann sage ich: ‚Ich bin jüdischer Nationalität, deutscher Muttersprache, stamme aus der Tschechoslowakei, gehöre dem österreichischen Kulturkreis an, bin ein deutscher Schriftsteller, ein englischer Staatsbürger und hoffe, in all dem zusammen noch ein bißchen Mensch zu sein.“ [I 6, S. 197]

Er bezeichnet sich als einen deutschen Schriftsteller, eine Karriere, die dem 1910 in Prag Geborenen nur mehr unter sehr schwierigen Umständen möglich war. „H. G. Adler war einer der letzten Vertreter der deutschen Literatur aus Prag, einer Literatur, die man eine ‚kleine Literatur‘ genannt hat, weil sie einer sprachlichen, und, so sie von Juden verfaßt wurde, auch ethnischen Minorität gehörte. Eine ‚kleine Literatur‘, die durch Kafka ganz groß wurde“,¹³ schreibt Wendelin Schmidt-Dengler. Adler selbst sagt dazu: „Ich wurde in den letzten Jahren der österreichisch-ungarischen Monarchie als einziges Kind eines deutschsprachigen jüdischen Ehepaars im bereits vor 1918 überwiegend tschechischen Prag geboren. Das Jüdische als geistige Essenz oder als sonst für meine Entwicklung entscheidendes Wertesystem fehlte im Elternhaus und in meiner weiteren Familie, ja fast im gesamten Umkreis meiner Kindheit. Meine Mutter war Berlinerin mit einer nichtjüdischen Mutter, so daß ich, da auch mein Vater durchaus sich deutsch

¹⁰ Lanz: „Zu Hause im Exil“, S. 141f.

¹¹ HGA an Viktor Suchy, London, 13.2.1975 + Formular (Literaturhaus, Seidengasse 13, 1070 Wien).

¹² HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 12.

¹³ Schmidt–Dengler: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand, S. 278.

fühlte, zunächst fast ausschließlich in der Geborgenheit des insularen Prager Deutschtums aufwuchs und in den frühen Kinderjahren jüdische und tschechische Einflüsse nur nebenher auf mich wirkten.“¹⁴

Wenige Jahre später wurden Adler bereits als Kind die Spannungen deutlich bewußt, die zwischen den verschiedenen Volks- und Bevölkerungsgruppen in Prag herrschten, da es schon auf dem Schulweg ständig zu Reibereien zwischen deutschen und tschechischen Jugendlichen kam: „Ich erinnere mich auch noch an so komische Dinge wie z. B., daß ein tschechischer, womöglich älterer Junge einen anderen überfallen und ihn mit ‚Du bist eine deutsche Essel‘ angeschnauzt hat. Oft wurden deutsche oder gar deutsch-jüdische Kinder – deutsch und jüdisch war meist dasselbe – von tschechischen Kindern überfallen.“ [I 9, S. 157f.]

Und wieder einige Jahre später, beim Besuch eines deutschnational geleiteten Internats in Dresden, stieß er erneut auf Feindseligkeiten von Seiten seiner Mitschüler, doch nun unter ganz anderen Vorzeichen: „Während ich bereits zuvor in Prag, namentlich beim Schulweg, von tschechischen Buben als ‚Deutscher‘ oder ‚deutscher Jude‘ angepöbelt und gelegentlich mißhandelt worden war, traf es mich in Dresden viel tiefer, daß Zöglinge mich mit judenfeindlichen Zurufen verhöhnten oder gar als ‚tschechisches Schwein‘ beschimpften. Schlimmer wurde es, als ich überreizt ‚deutsches Schwein‘ zurückrief. Der häßliche Auftritt veranlaßte den Anstaltsdirektor, mich mit Schlägen zu bestrafen, während die auf gleiche Weise zuerst mich kränkenden Burschen ungeschoren blieben und nicht einmal verwarnet wurden.“¹⁵

Die Volksschule in Deutsch-Beneschau war der Beginn einer Zeit, über die Adler später sagte: „Man hat nur das Verkehrte mit mir gemacht.“ [Serke, S. 332] Die negativen Erfahrungen in den Schulen brachten Adler zwar dazu, aus dem Gymnasium auszutreten, es änderte sich damit aber nicht das Ziel seiner Ausbildung. Sie führte ihn zunächst zur Matura, anschließend zur Promotion und blieb bis dahin auf die deutsche Sprache und Literatur abgestimmt, da H. G. Adler eine universitäre Laufbahn in diesem Fachbereich anstrebte: „In jungen Jahren habe ich mir vorgestellt: Du wirst einmal Germanistik-Professor an irgendeiner deutschen Universität.“ [I 9, S. 171] „Der Zauber dieser Vorstellung erlosch für mich erst im Jahre 1933, das mir, dem Prager in Prag, noch eine Frist gewährte, meine nach wie vor deutsch bestimmte Ausbildung einigermaßen geschützt zu vollenden, was mir in Deutschland nicht mehr, in Österreich nur unter wesentlich schwereren Belastungen als in Prag gelungen wäre.“¹⁶

14 HGA: Zu Hause im Exil, S. 243.

15 HGA: Zu Hause im Exil, S. 243f.

16 HGA: Zu Hause im Exil, S. 244.

Canetti hat über die sprachlichen Verhältnisse in Prag vor dem Krieg notiert: „Ich sprach [...] mit vielen Menschen deutsch, ich sprach nichts anderes, und es waren Leute, die mit dieser Sprache bewußt und differenziert umgingen. Meist waren es Dichter, die deutsch schrieben, und daß diese Sprache, an der sie gegen den kraftvollen Hintergrund des Tschechischen festhielten, etwas anderes für sie bedeutete als für jene, die in Wien mit ihr operierten, war immer spürbar.“ [A, S. 341]

Adler brachte seine „deutsch bestimmte Ausbildung“ an der Prager Deutschen Universität zu Ende, ohne am Schluß damit etwas im deutschsprachigen Ausland anfangen zu können. Auf die Zeit an der Prager Urania folgten der mit Auswanderungsplänen verbundene Mailandaufenthalt, die Rückkehr nach Prag, Zwangsarbeit und schließlich die Jahre der Lagerhaft. Nach dem Krieg büßte Adler, der ohnehin nicht mehr in Prag bleiben wollte, wegen seiner deutschen Muttersprache die tschechische Staatsbürgerschaft ein, womit ihm auch noch von offizieller Stelle ein dauerhafter Aufenthalt auf dem gesamten tschechischen Territorium verboten war. Es blieb ihm de facto nichts anderes als die Flucht.

„Sie haben ja fast Ihr ganzes Leben in zwei, wenn man das so nennen kann, fremden Sprachräumen verbracht“, umreißt Hans Christoph Knebusch 1986 im Gespräch mit H. G. Adler treffend dessen Situation. „Trotzdem merkt man besonders Ihren Gedichten an, wie sorgfältig Sie mit der deutschen Sprache umgehen. Wie stark ist Ihre Bindung an die deutsche Muttersprache?“ – „Ganz stark“, erwidert Adler auf diese Frage. „Es ist eben meine Muttersprache.“ [I 9, S. 184] „Doch die deutsche Sprache war mir nie selbstverständlich. Ich mußte sie mir erkämpfen, wo auch immer ich war: in Prag, in Theresienstadt, in London. Im KZ war das Deutsch, das ich hörte, von der Nazisprache korrumpiert. In der Tschechoslowakei war es nach 1945 gefährlich, deutsch zu sprechen. Wenn man 1945 in Prag deutsch sprach, konnte man buchstäblich erschlagen werden. Die Verfolgung des Deutschen war überall sichtbar.“¹⁷

„Ich wollte in keinem Land[e] sein oder bleiben, wohin Hitler, wenn auch nur vorübergehend, als Eroberer gekommen war“, faßt Adler seine Erwägungen nach dem Krieg zusammen. „Trotzdem habe ich als Jude die Deutschen nie gehaßt. Deutsch war die Sprache, in der man mich auf[er]zogen hatte, und da mir diese Sprache von Anfang an sehr viel bedeutet hat, sah ich von mir aus keinen Grund, diese Sprache aufzugeben.“ [I 7, S. 47] Gleichzeitig bedeutete dies natürlich aber auch, daß Adler ebenfalls beinahe sein ganzes Leben lang in der unmittelbaren Umgebung für seine Arbeiten in dieser Sprache weder einen Abnehmer noch ein Publikum hatte, sondern mit beiden nur auf regelmäßige durchgeführten Reisen in Berührung kommen konnte. „Nach solchen Auf-

17 Serke: Weniger verborgen als für immer versteckt, S. 90.

enthalten, bei denen ich trachte, mit dem Bayerisch-Österreichischen als der meiner Herkunft gemäßen Mundart, zu der das Prager Deutsch überwiegend gehört hat, in Berührung zu gelangen, kehre ich stets gern nach London zurück.“ Daran hat er sich bis zum Schluß gehalten.

In seinen letzten Jahren hat sich H. G. Adler selbst die Frage gestellt, ob die britische Hauptstadt für ihn der geeignetste Tätigkeits- und Aufenthaltsort ist, und er hat sie in *Zu Hause im Exil* für sich beantwortet: „Ist es richtig, daß ich hier lebe? Bin ich hier an dem Ort, wo ich am besten schaffen, wirken und meine Leistung – sei es selbst nur in bescheidenster Weise – durchsetzen kann? Die Antwort darauf ist weder einfach noch ist sie eindeutig zu formulieren. Ohne Einschränkung ist mein Aufenthalt hier für mich nur insofern zu bejahen, als ich gerade da nicht nur die Freiheit, sondern auch die Unabhängigkeit genieße, um mich fast ungehindert jenen wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben zu widmen, zu denen ich mich berufen fühle und an denen mir am meisten liegt. Und so schaffe ich hier wahrscheinlich weniger beirrt, als ich es in Mitteleuropa vermöchte.“¹⁸

Daß Adler jahre- und jahrzehntelang für seine Bücher keinen Verleger finden konnte, bezeichnete er als ein „Versagen des Literaturbetriebes“, dem er unglaublicherweise sogar noch gute Seiten zugestehen bereit war, da er seine Werke während dieser Zeit aus eigenem Antrieb überarbeitet und „auf die Höhe eines reiferen Könnens gehoben“ hatte.¹⁹ Dieses „Versagen“ hat aber auch wesentlich zur Folge, daß bis heute viele Werke in autorisierter, vollständiger und druckfertiger Fassung unpubliziert im Nachlaß liegen, und es muß zweifelsohne einer der wichtigsten zukünftigen Schritte in der Beschäftigung mit diesem Autor sein, die im Nachlaß überlieferten und von ihm zur Veröffentlichung bestimmten Arbeiten in gedruckter Form zugänglich zu machen.

Und dann blieben noch Fragen wie die folgenden zu klären: Warum hat alles so lange gedauert? Warum ist so vieles unveröffentlicht? Hat vielleicht der Autor selbst in dieser Hinsicht zu wenig oder nur wenig Geeignetes unternommen?

H. G. Adlers Voraussagen über das mutmaßliche Schicksal seiner Arbeiten nach seinem Tod schwanken zwischen Illusion und Desillusionierung. Einerseits erschienen ihm seine späten (oder relativ späten) wissenschaftlichen Werke zumindest „etwas verfrüht“, wenn nicht überhaupt gleich um Jahrhunderte zu früh, andererseits denkt er in seinem *Nachruf* darüber nach, wie lange man ihn wohl noch kennen wird. 1974 ließ er über *Der verwaltete*

18 HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 248.

19 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 16f.

Mensch vernehmen: „Das Buch ist erst ein kommendes Buch. Das Buch wird in vielen seiner Grundgedanken überhaupt erst in zwei- bis dreihundert Jahren verstanden werden, vor allen Dingen das, was ich über die Verwaltung gesagt habe.“ [I 6, S. 196]

Mitte der achtziger Jahre war von Adler zur *Experimentaltheologie* zu hören: „Ja, ich habe vor kurzem ein Werk beendet, an dem ich über 50 Jahre gearbeitet habe.“

Frage: „Und Sie haben schon Verlegergespräche in Deutschland geführt? Ist das schon im Kommen?“

[Adler]: „Verlegergespräche darüber habe ich nicht geführt. Ich frage mich auch, ob dieses Werk überhaupt verlegt werden soll. Ob man es nicht in irgendeiner kleinen Auflage drucken und verteilen sollte. Ich weiß nicht, ob es in die Öffentlichkeit gehört.“

Frage: „Und warum nicht?“

[Adler]: „Weil es sehr, sehr schwierig ist, und vielleicht etwas verfrüht.“ [I 8, S. 43]

1970 notierte er in seinem *Nachruf*: „Wohl weiß ich nicht, wie es um die Würdigung des Werkes von H. G. Adler in zwanzig, fünfzig und – falls man seinen Namen dann noch kennt – in hundert Jahren bestellt sein wird, aber ich behaupte getrost, daß der Dichter H. G. Adler bis jetzt noch nicht einmal erschienen ist. Mit ‚erschieden‘ meine ich: in das Bewußtsein der an deutscher Literatur interessierten Umwelt als ein unverwechselbar umrissener Autor eingedrungen, also als ein etablierter Begriff.“

Eine der zentralsten Passagen im *Nachruf* lautet: „Wohl ist es Adler gelungen, in den fünfzehn Jahren von 1954 bis 1969 fünfzehn Bücher unterschiedlichen Umfangs – und zwar zwölf eigene sowie als Herausgeber drei fremde – zu veröffentlichen, aber wie lange hat fast alles gebraucht, bevor es einen Verleger fand! Schon *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, bis heute Adlers am meisten bekanntes oder zumindest genanntes Buch, brauchte über sieben Jahre, bevor es gedruckt wurde. Unverhältnismäßig schlimmer ist es um seine künstlerischen Arbeiten bestellt.“

Aber wenn die folgenden Sätze H. G. Adlers wirklich wörtlich zu verstehen sind, dann klingt, was dort gesagt wird, im Lichte aller früheren und bisherigen Äußerungen – mit Verlaub – wie der blanke Irrsinn! Unmittelbar nach der Darstellung seiner tristen Veröffentlichungslage und vor der Bemerkung, daß in den letzten fünfundzwanzig Jahren nur acht Gedichte von ihm an entlegener Stelle und deshalb unbemerkt erschienen seien, schreibt Adler im *Nachruf*: „Völlig brach liegt seine Lyrik, ein weitschichtiges Œuvre aus über vierzig Jahren, dem der Dichter, wenn er davon – selten – zu jemandem sprach, Wirkung und Geltung in der Zukunft vorauszusagen wagte.“²⁰ Das hört sich ja

20 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 16ff.

nicht so an, als wäre da alles nur Erdenkliche versucht und unternommen worden, um eine Veröffentlichung zu erreichen. Und tatsächlich sagte Adler sogar noch zehn Jahre später: „Lyrik war immer das Zentrum meines Gesamtschaffens. Ich habe nur meine Lyrik ungefähr nie angeboten. Jetzt ist die Lyrik so ungefähr das einzige, was man mir auch abdruckt. Auf einmal habe ich einen Namen als Lyriker. Ich habe nichts dazu getan.“ [I 6, S. 201]

Und wie hätte das dann jemals funktionieren sollen? Ich muß aber auch ehrlich gestehen, daß ich diese Dinge selbst lange übersehen habe, ganz einfach, weil ich eine solche Einstellung generell für unmöglich hielt. Man muß sich wohl auch fragen, ob etwa folgender Satz als taktische Meisterleistung interpretiert werden kann, der gleich im Anschluß an die bereits zitierte Einleitung der englischen Synopsis von *Panorama* zu lesen ist: „It is possible, although difficult, to translate the uninterrupted flow of this narrative into adequate English.“²¹ Ich weiß nicht, wer dies zu verantworten hat, aber wenn man genau das möchte, nämlich daß dieser Roman – was gewiß keine einfache Aufgabe ist – ins Englische übersetzt wird, dann sollte man das wohl keinesfalls so formulieren.

Warum war 1980 die Frage bezüglich des Schicksals der literarischen Werke für Adler im Interview „sehr schwer zu beantworten“? Er hätte nur zu erzählen brauchen, was ihm widerfahren ist. Wenn man seine Äußerungen im *Nachruf* bedenkt, dann wäre doch die von Fischer gestellte Frage nachgerade eine Einladung dazu gewesen, hier eine Attacke zu reiten – aber nichts dergleichen ist geschehen. Im Gegenteil bestätigt sich Adler im darauffolgenden Jahr in einem anderen Interview selbst in seiner Ausweglosigkeit und bestärkt sich in seiner Resignation: „Nun, die Erfahrungen eines deutschen Schriftstellers jüdischer Nation, der aus der Tschechoslowakei kommt, dem österreichischen Kulturkreis angehört und loyaler britischer Staatsbürger ist, sind gewiß nicht gerade angenehm. Jemand wie ich gehört wohl nirgendwo hin. Das ist mir zugewiesenes Schicksal und auch Schicksal, das ich zu ertragen habe.“ [I 7, S. 47] Alles ist so gekommen, wie es kommen mußte.

„Für seine literarische Erfolglosigkeit machte er zum einen die Exilsituation auf der britischen Insel verantwortlich“, schreibt auch Marcel Atze. „Zum anderen gab er der fragwürdigen Organisation des literarischen Marktes die Schuld.“ Aber Atze fügt hinzu: „Problematisch war jedoch Adlers Verhältnis zum literarischen Leben. Was für ihn als Wissenschaftler selbstverständlich war, auf Vortragsreisen zu gehen und Präsenz zu zeigen, galt nicht für den Literaten Adler. Dabei mangelte es ihm im deutschsprachigen Raum durchaus nicht an Dichterfreunden. Neben Heinrich Böll gehörte das Ehepaar Ilse Aichinger und Günther Eich über Jahrzehnte hinweg zu seinen Vertrauten. Auch

21 *Panorama. A Novel in ten Pictures* by H. G. Adler, S. 1.

mit dem Kritiker Roland H. Wiegenstein, der Adlers Werk unermüdlich förderte, verband ihn eine freundschaftliche Beziehung. Alle genannten waren in der ‚Gruppe 47‘ aktiv, die Adler jedoch trotzdem ablehnte. Er empfand sie als ‚geheimnisvoll‘: ‚Wahrscheinlich wäre diese Gruppe der schwierig zu bewältigende Stoff eines vielschichtigen Meisterromans.‘ [an F. Wurm, 3.11.1962] Etwa zur gleichen Zeit versuchte Wolfgang Burghart seinen Weggefährten H. G. Adler davon zu überzeugen, sich doch um eine Lesung auf der Tagung der Gruppe zu bemühen: [...] Jedoch scheint das literarische Leben der Bundesrepublik für Adler ein derart rotes Tuch gewesen zu sein, daß ihn selbst seine besten Freunde verärgern konnten. Barsch antwortete er Burghart: ‚Ich brauche auch nicht die Gruppe 47, obwohl ich mit manchen ihrer Mitglieder, außer dem Ehepaar Aichinger-Eich vor allem mit Böll, seit vielen Jahren befreundet bin. Auch diese Damen und Herren, unbeschadet unserer weiterwährenden Freundschaft, hatten lange genug Zeit, mich einmal zu ihrer alljährlichen Tagung einzuladen, und sie haben es unterlassen. Jetzt verzichte ich auf diese köstliche Ehre und warte getrost ab, was weiterhin passieren wird.‘ [31.12.1962]“ [MM 84, S. 156ff.]

Passiert ist nicht besonders viel. Aber es ist überaus eigenartig, daß da die Initiative immer *von anderen* ausgehen sollte, denen doch Adlers Werk auch ziemlich egal sein konnte. Ohnehin seien die *Reise* und *Panorama*, die beiden einzigen seiner bei Lebzeiten veröffentlichten Romane, wie es Adler nennt, „durch die Vermittlung sorgender Freunde“²² erschienen. Und was Heinrich Böll für H. G. Adler unternommen hat, ist in jeder Hinsicht außergewöhnlich und beeindruckend. Böll warf auf dem Höhepunkt seiner Berühmtheit sein ganzes Gewicht als Nobelpreisträger in die Waagschale, als er in seiner Rezension für den *Spiegel* vom 22.4.1974 forderte, daß Auszüge aus *Der verwaltete Mensch* in die Lesebücher gehören: „Gerade weil es keinerlei billige Verwaltungsverachtung proklamiert, hat Adlers Buch eine hohe erzieherische Bedeutung.“²³ Daß es nicht geschehen ist (wenigstens bis jetzt noch nicht), kann wohl zu allerletzt Heinrich Böll angekreidet werden. Dieser unterstrich die Ernsthaftigkeit seiner Forderung damit, daß er Ausschnitte aus *Der verwaltete Mensch* in das von ihm zusammengestellte *Lesebuch* aufnahm, das 1978 im Fischer-Verlag erschien.²⁴ Was aber Böll insgesamt mit seiner Besprechung zum Ausdruck bringt, ist – auch wenn man das einmal „nur“ auf das Gebiet der damaligen BRD beschränken möchte – um nichts weniger, als daß es überhaupt niemand geben sollte, der H. G. Adler *nicht* kennt. Und Böll wies wiederholt sowohl auf den Wissenschaftler als auch auf den Literaten Adler hin.

22 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 17.

23 Böll: Die 32,80 RM des Jakob Strauß, S. 71.

24 Vgl. Heinrich Böll: Mein Lesebuch. Frankfurt a. M.: Fischer 1978 (= Fischer 2077), S. 52–64.

Vergleichbares konnte sich dieser nicht von jedem erwarten, wie auch Helmut Göbels Aufsatz *Eine lange und schwierige Freundschaft. H. G. Adler und Elias Canetti* belegt:

In seiner Beziehung zum Literaturbetrieb unterscheidet sich Adler von Canetti: Adler mischte sich ein und wollte etwas bewirken (was ihn dazu bewegen haben mag, den Vorsitz im PEN-Zentrum der deutschsprachigen Schriftsteller im Ausland zu übernehmen). Zudem hat Adler viel, auch Rezensionen, für den Rundfunk geschrieben. Der bundesrepublikanische Rundfunk mit seinen guten Honoraren hat nach dem Zweiten Weltkrieg viele Autoren der deutschsprachigen Literatur ernährt; davon profitierte auch H. G. Adler. Adler hat im Rundfunk auch Werke von Canetti besprochen, so die Neuausgabe der *Blendung* von 1963 und die ersten beiden Bände der autobiografischen Erzählungen *Die gerettete Zunge* und *Die Fackel im Ohr* von 1977 und 1980. Adler hatte für sich eine kleine Sammlung von Canetti-Materialien angelegt, Zeitungsausschnitte, Fotos, Berichte, Exzerpte, Theaterprogramme und seine Rundfunkrezensionen. Auch ein kurzes Redetyposkript Canettis ist darunter, er hat es vielleicht von ihm geschenkt bekommen. Diese kleine Sammlung belegt, wie wichtig für Adler die Beziehung zu Canetti gewesen ist. Canetti war zwar auch ein fleißiger Zeitungsleser, aber dafür, dass er jemals ähnliche Dossiers zu einem befreundeten Autor angelegt hätte, gibt es in seinem Nachlass keinen Hinweis.²⁵

Sven Hanuschek beschreibt die Verbindung zwischen H. G. Adler und Elias Canetti, der Ende 1966 – nach „einem ihrer periodischen Kräche“ – Adler anvertraute, nach dem vorerst ausbleibenden Erfolg von *Masse und Macht* sowie nach Vezas Tod zwei Mal knapp vor dem Selbstmord gestanden zu sein, folgendermaßen: „Diese Konfession ist typisch für das Verhältnis der beiden Freunde in den kommenden Jahren: Canetti erzählte Adler, auf dessen Diskretion er sich verlassen konnte, ‚die persönlichsten Dinge‘ (IV, 398), mochte aber nicht unbedingt ebensoviel von ihm hören. Auf Adlers Seite, der den Aufstieg Canettis verfolgen konnte und selbst keinen vergleichbaren Durchbruch als Dichter mehr erlebt hat – er war und blieb für das große Publikum ein renommierter Historiker des Holocaust, kein Poet – mag das auch zu einiger Verbitterung geführt haben, zumal er immer versucht hatte, für seine Freunde zu werben und er den Eindruck hatte, bei Canetti bleibe es bei Absichtserklärungen. Eine der wenigen [! (F. H.)] ausführlichen, charakterisierenden Aufzeichnungen Canettis über Adler stammt von 1967:

25 Helmut Göbel: *Eine lange und schwierige Freundschaft. H. G. Adler und Elias Canetti*. In: H. G. Adler, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2004 (= Text + Kritik 163), S. 71–85, hier S. 77f.

A., der jeden Menschen, der genannt wird, erst einmal heftig ablehnt. Der Gegner, der ihm im Weg steht, um dessentwillen er keine Anerkennung finden kann: *Beckett!* Der hätte in einem Lager sein müssen, um zu wissen, *was* er schreibt. A. ist wirklich unerschöpflich. Für seinen Mißerfolg braucht er jetzt diesen Feind. Robert Walser kann er nicht lesen, er findet ihn entsetzlich, leer, nichtssagend. Das allein müßte mir beweisen, was ich schon immer vermutet habe, daß A. kein Dichter ist. Er hört nicht mehr gern, weil er sich nach Beifall verzehrt, und den bekommt er nicht zu hören. A. ist 57, der unweiseste Mann von 57, den ich kenne. Er drängt mir jedes Papierchen auf, das er geschrieben hat, und verspricht noch überall seinen Namen draufzusetzen. Am langweiligsten ist er, wenn er sich spreizt, wie heute vor dem jungen Studenten.²⁶ Jeremy Adler hat darauf hingewiesen, daß sein Vater von Canettis Zurückhaltung in Empfehlungen gekränkt war und ihm vor allem in späteren Jahren fast nichts mehr zeigte, zumal keine Manuskripte mehr.²⁷ Es gibt aber auch identifikatorische Bemerkungen über H. G. Adler, mit dem folgenden Ausspruch Adlers konnte Canetti sich vermutlich gut identifizieren: „Je älter man wird, sagt A., umso mehr spürt man, daß es keine *anderen* Genies gibt.“²⁸ [Hanuschek, S. 498f.]

Zunächst einmal ist festzuhalten: Die hier zitierten Aufzeichnungen charakterisieren den Beschriebenen ebenso wie den Beschreibenden. Für unsere Betrachtungen ist am auffälligsten und am wichtigsten, daß Canetti genau diejenige Bezeichnung, mit der er im *Augenspiel* H. G. Adler als erstes in Erscheinung treten läßt, also „Dichter“, ihm in einer privaten Notiz abspricht. Adler selbst beschreibt sich jedoch ungefähr zur gleichen Zeit in diesem Punkt grundlegend anders: „Wohl sind seine Werke, wie ich es an seinen nächsten Freunden beobachten konnte, im Laufe der Zeit der Auffassung deutlicher, durchsichtiger erschienen, aber diese Kunst entschleierte sich wohl doch recht langsam und ist viel radikaler neuartig, als ihre scheinbare Einfügung in Konventionen und ihr deutliches Fortführen alter und ältester Traditionen vermuten läßt, was alles der zeitgenössischen professionellen Kritik, soweit sie Adler überhaupt beachtet hat, gemeinhin entgangen ist. Vielleicht hilft der Hinweis, daß bei diesem Werk, soweit es gelungen, wirklich bei jedem Satz, wenn nicht bei jedem Wort nicht nur geschrieben oder nur geschriftstellert wurde, sondern eben gedichtet, ein Zeihen²⁹ in jeder Einzelheit, und

26 20.7.1967. Mit „dem jungen Studenten“ ist höchstwahrscheinlich Alfons Fleischli gemeint, in dessen Dissertation über Franz Baermann Steiner zu lesen ist: „In seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung verdankte er Canetti mehr als jedem anderen Zeitgenossen.“ „Mündl. Mitt. von H. G. Adler im Juli 1967.“ [Fleischli, S. 30 u. 112] Vgl. auch Hanuschek, S. 497f.

27 Mail von Jeremy Adler [an Sven Hanuschek], 12.8.2004.

28 20.7.1967.

29 H. G. Adler verstand den Dichter als den „Zeihenden“: „Dem Modischen zeitlebens nicht wohl-

darum steckt auch in jedem Satz Spannung: überall herrscht Dichte des sprachlichen Geflechtes, Dichte des Sinnes und des Reichtums semantischer Vieldeutigkeit. Stets ist in diesem Schaffen nach einer Gestalt gestrebt, deren Bogen äußerlich durch die rhythmische Anlage des Ganzen bezeichnet ist. Werke wie das *Panorama* und die spätere, wie ich denke auch reifere *Reise* sind darum nicht bloß Roman und Erzählung; mit dem Gattungsnamen ist nur ihre ‚Sage‘ angerührt, sondern sie sind Gedichte, freilich nicht lyrische Gedichte (obwohl, besonders in der *Reise*, lyrische Momente das Werk durchziehen und streckenweise sogar vorherrschen), aber epische Gesänge oder Gedichte, wie sie einst in Vers und in neuer Zeit in durchsichtig rhythmischer Prosa – doch nur selten, so etwa von Joyce – erarbeitet worden sind.“³⁰

In Canettis doch wenigstens zwiespältiger Haltung mag ein oder der Grund dafür zu ersehen sein, warum er nichts für Adler unternommen hat. Aber zumindest rückblickend betrachtet ist eines ganz sicher: warum auch immer – von seiner Seite war in dieser Angelegenheit mit nichts zu rechnen. Dabei muß doch H. G. Adler schon relativ bald erkannt haben, daß es in seinem Umkreis Leute gibt, von denen nur leeres Gerede zu erwarten ist, schließlich heißt es in *Die unsichtbare Wand* über Oswald Bergmann-Birch: „Geschriebenes sei wohl gültig, das wolle er gern zugeben, aber eben diese Gültigkeit sei auch eine unendliche Gefahr, denn nun sei alles festgelegt und könne nie mehr widerrufen werden, dies eine Qual, die sich leicht bis zum Verfolgerwahn steigern.“ [W, S. 428]

Über den bereits mehrmals erwähnten und zitierten Brief, den Elias Canetti am 22. Oktober 1952 an H. G. Adler geschickt hat, es sei übrigens „der erste erhaltene Brief Canettis an Adler“, schreibt Helmut Göbel: „Canettis Brief [...] ist, so weit das bisher bekannte biografische Material von Briefen und Aufzeichnungen Canettis diese Aussage erlaubt, die einzige ausführliche schriftliche Äußerung Canettis zu zwei bedeutenden Schriften Adlers. Aber diese Bemerkungen zu Adlers Arbeiten, die bis 1952 entstanden sind, waren nicht für die Öffentlichkeit gedacht, sondern stehen in einem privaten Brief.“ Und zur einzigen öffentlichen Stellungnahme Canettis zu H. G. Adler in *Das*

gesonnen, störte an der Prägung Schriftsteller ihn etwas Gewaltsames, sprachlich Minderwertiges, das ihm wie Schildermaler erschien, zwar keineswegs verächtlich, aber philiströs und gewiß unmusisch, während er gern darauf hinwies, daß ‚dichten‘ ein altes Lehnwort sei, eigentlich ‚dictare‘, in der Grundbedeutung ‚eindringlich, wiederholt sagen‘, abgeleitet von ‚dicere‘, dem etymologisch das deutsche ‚zeihen‘ entspricht und so auch semantisch urverwandt ist. So empfand Adler den ‚Dichter‘ als den ‚Zeihenden‘, was er seinen künstlerischen Zielen gemäßer fand als alle Schriftstellerei, mit der er nur das Schreiben selbst, aber kaum die literarische Arbeit für bezeichnet hielt.“ [HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 12f.]

30 HGA: Nachruf bei Lebzeiten, S. 18.

Augenspiel hält Göbel fest: „Diese Darstellung hat ein wenig den Ton eines Nachrufs, doch als Canetti dies schrieb, lebte Adler noch.“³¹ Das heißt also, H. G. Adler hatte in seinen letzten Jahren nicht nur seinen eigenen, sondern sozusagen auch von seinem Weggefährten einen „Nachruf bei Lebzeiten“!

„Eine weitere Dichterrolle, neben dem avantgardistischen, dem altmodischen, ritualisierten, menschenfressenden, luziden, sich verwandelnden und Verwandlungen erhaltenden Canetti“, ist im Prolog zu Sven Hanscheks großer Canetti-Biographie zu lesen, „war die Rolle des gescheiterten Dichters. Aller Ordnung der späten Jahre muß großes Chaos vorausgegangen sein, vielleicht steckte sogar in den späten, äußerlich scheinbar beruhigten Jahren selbst ein gerüttelt Maß an Chaos. Es hat 35 Jahre von der Publikation seines ersten Buches an gedauert, bis Canetti berühmt war und sein Werk sich durchgesetzt hatte; und dieses Werk ist voller Anfänge und Versprechungen: Der zweite Band von *Masse und Macht* wurde nie geschrieben, die *Blendung*, gedacht als erster Roman in einer Reihe von acht, ist als Roman allein geblieben in seinem Gesamtwerk, er hat seit den *Befristeten* in den fünfziger Jahren keine Dramen mehr geschrieben, allen Ankündigungen zum Trotz; bis in sein Todesjahr sprudelte er über von Versprechungen neuer Werke, noch zu schreibender Bücher, die über Keimzellen nie hinausgekommen sind.“ [Hanschek, S. 15] Dabei soll etwa, wie Canetti selbst wiederholt mitteilte, die Konzeption dieser acht hier genannten Romane bereits sehr bald ziemlich weit gediehen sein: „Im Mai 1930 [...] hatte ich schon mehr als ein halbes Jahr mit meinen Entwürfen verbracht. Alle acht Figuren jener *Comédie Humaine* an Irren existierten, und es schien ausgemacht, daß jede zum Zentrum eines eigenen Romans werden würde.“ [FO, S. 401]

Ebenfalls unvollendet blieb Canettis autobiographisches Projekt. „Wie er manchem Freund verriet, war die Autobiographie ursprünglich als fünfbandiges Werk geplant. Jedem Teil war ein Sinn zugeordnet, wie sich an den drei Titeln erkennen läßt: *Die gerettete Zunge*, *Die Fackel im Ohr*, *Das Augenspiel*“, schreibt Jeremy Adler im Nachwort zu *Party im Blitz*, wo die Selbstbiographie auch als Canettis Versuch, „den Tod zu meistern“, vorgestellt wird: „so reiht sich das große Vorhaben der Selbstbiographie in Canettis allgemeine Strategie ein, den Tod zu überwinden.“ Und unmittelbar darauf heißt es: „Überdies verstand er seinen Nachlaß als Mittel, sich am Leben zu erhalten: er hat wiederholt bemerkt, daß er viele Werke absichtlich unbeendet lasse, um sie nicht veröffentlichen zu müssen; diese würde man nach seinem Ableben entdecken und verbreiten, wodurch er sich vor dem Untergang bewahren würde. Wenn also *Party im Blitz*

31 Göbel: Eine lange und schwierige Freundschaft, S. 73ff.

ohne seine ausdrückliche Genehmigung erscheint, so ist der Druck prinzipiell in Canettis Sinne.³²

Dazu ist verschiedenes zu sagen. Zuerst einmal, daß dies – falls ihm dort nicht Selbstzweifel und falsche Bescheidenheit die Feder geführt haben – doch ziemlich im Widerspruch zu Canettis eigenen, seinen Nachlaß betreffenden Verfügungen zu stehen scheint: „In der Vermächtnisanzeige, die Canetti am 6. Mai 1994 unterschrieben hat, ein Vierteljahr vor seinem Tod, erläutert er die Schenkung an die Zürcher Zentralbibliothek, die den größten Teil seines schriftlichen Nachlasses und seiner Bibliothek erhalten wird. Und er kommentiert dort abschließend sein Gesamtwerk für die Ewigkeit: ‚Was immer vor der Entstehung meines Romans *Die Blendung* (1930–31) geschrieben wurde, hat für mich keine literarische Gültigkeit und darf nicht publiziert werden. Im Nachlaß, soweit er an die Zentralbibliothek Zürich fällt, findet sich kein abgeschlossenes Werk von mir, dessen Publikation als solches ich wünsche. [...]‘“ [Hanuschek, S. 17]

Weiters entspricht, was hier praktiziert wurde, in keinsten Weise „Canettis eigenen Vorstellungen, nur das an den Verlag zu geben, was auch in 100 Jahren noch Bestand haben werde“. Dies ist für Helmut Göbel auch nach dem Tod des Autors noch verbindlich, „es spiegelt Canettis Wunsch nach beständigem, nach bleibendem Ruhm.“³³ Aber nicht allein. Zum gleichen Thema notierte 1962 Veza Canetti in ihrer Einleitung von *Welt im Kopf*: „Die Zahl der Werke, mit denen Canetti hervorgetreten ist, ist auffallend gering. Er gehört zwar zu den Menschen, die täglich schreiben müssen; aber das meiste davon hält er zurück. Was er aus der Hand gibt, soll ein für allemal gültig sein, auch noch in hundert Jahren. Diese Forderung an sich selbst vertritt er so einfach und natürlich, wie sie in ihm besteht. Hinter seiner Haltung steht nicht Hochmut, sondern ein leidenschaftliches Gefühl für die Würde und Bedeutung jedes Menschen. Ein Leser oder Hörer ist ihm ein Mensch, für den er mit jedem Wort, das er an ihn richtet, Verantwortung trägt.“³⁴ Irgendwie hat man den Eindruck, daß Sven Hanuschek selbst nicht ganz wohl dabei zumute war, als er über „Canettis Erinnerungen an die Jahre in England“ schrieb: „Auch wenn er sie in der vorliegenden Form nicht publiziert hätte – das Buch fügt unserem Wissen über Canetti, über die Entstehungsbedingungen von *Masse und Macht* und den ersten gedruckten Aufzeichnungen Wichtiges hinzu, und das Manuskript war nun einmal da. Die Alternativen für Verlag und Rechteinhaber bestanden in Wegwerfen, Drucken oder Segregieren für die Wissenschaft, und da war die öffentlichste und allgemeinste Option doch wohl die beste.“ [Hanuschek, S. 21]

32 Jeremy Adler: Nachwort. In: Elias Canetti: *Party im Blitz*, S. 212ff.

33 Göbel: *Eine lange und schwierige Freundschaft*, S. 80.

34 Fried/Veza Canetti: Einleitung. In: Elias Canetti: *Welt im Kopf*, S. 21.

Die Frage ist nur: *Für wen* die beste? Wenn das Stadium nachgelassener Texte ähnlich dem von *Party im Blitz* ist, dann wäre eigentlich zu hoffen, daß ihre Publizierung – falls diese einem noch dazu als nicht ganz unbedenklich erscheinen muß – dem Autor erspart bleibt. Und mit dieser Ansicht stehe ich, wie etwa drei von einander unabhängige Beispiele aus drei Canetti zum 100. Geburtstag gewidmeten Bänden belegen, durchaus nicht alleine da. Auf der britischen Insel, so Helmut Göbel, ist man „not amused“: „Man kann verstehen, dass besonders in England Canettis polemisches Porträt als nicht sehr amüsan empfinden wird.“³⁵ Claudia Liebrands Aufsatz *Versierte Liebe. Elias Canetti und Iris Murdoch* beginnt mit den Worten: „Der Gentleman genießt und schweigt.“ Sollte dieser Gemeinplatz stimmen, dann war Canetti kein Gentleman – oder genauer: dann haben die Nachlassverwalter verhindert, dass er sich uns als ein solcher präsentiert. Denn im 2003 postum herausgegebenen Fortsetzungsband seines autobiografischen Projekts [...], in *Party im Blitz*, widmet der Autor der Affäre, die er mit der Dichterin Iris Murdoch hatte, ein redseliges Kapitel.³⁶ Auch Manfred Durzaks Schlußbemerkungen in seinem Beitrag *Deformation der Erinnerung? Zu Elias Canettis Aufzeichnungen in „Party im Blitz“* lassen in ihrer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „So bleibt das Buch *Party im Blitz* [– ‚Schon der Titel klingt frivol und verrutscht, als habe sich Canettis Leben in England als eine einzige Party im Blitzkrieg abgespielt.‘ –] ein problematischer und literarisch ambivalenter Nachtrag zu seinem Werk. Vielleicht ist es doch ein Glück, daß Canettis Geheimgesamtheiten beispielsweise in seiner speziellen Geheimschrift abgefaßt sind.“³⁷ Da nützt es dann auch nicht sehr viel, wenn Sven Hanschek verkündet: „das Kapitel in *Party im Blitz* über Murdoch ist eher Triebabfuhr denn ernsthafte Auseinandersetzung.“ [Hanschek, S. 403] – Elias Canetti: Iris Murdoch. Eine Triebabfuhr?!? – Mit der Veröffentlichung eines Fragments wie *Party im Blitz* kann sich niemand – zumindest kein verstorbener berühmter Autor – am Leben erhalten, es wird einem damit höchstens anschaulich vor Augen geführt, wie tot dieser ist, und es bringt ihm nicht bleibenden Ruhm, sondern bringt ihn ins Gerede.

Canetti hat seine Werke immer wieder ruhen lassen und dann nach zeitlichem Abstand neu überarbeitet, er hat Jahrzehnte in *Masse und Macht* investiert. In einer Aufzeichnung aus dem Jahr 1959, die er am ersten Tag niederschrieb, nachdem er das

35 Göbel: Elias Canetti, S. 100.

36 Claudia Liebrand: *Versierte Liebe. Elias Canetti und Iris Murdoch*. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 118–125, hier S. 118.

37 Manfred Durzak: *Deformation der Erinnerung? Zu Elias Canettis Aufzeichnungen in Party im Blitz*. In: Elias Canetti, hrsg. v. Kurt Bartsch u. Gerhard Melzer. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 25), S. 110–125, hier S. 124f.

Manuskript an den Verlag geschickt hatte, und die 2005 auch den Titel für die große Canetti-Jubiläumsausstellung lieferte, kommentierte er selbst die begleitenden Umstände dieses Unterfangens:

Gestern ist das Manuskript von *Masse und Macht* nach Hamburg abgegangen. 1925, vor vierunddreißig Jahren, hatte ich den ersten Gedanken zu einem Buch über die Masse. Aber der wirkliche Keim dazu war noch früher: eine Arbeiterdemonstration in Frankfurt anlässlich des Todes von Rathenau, ich war siebzehn Jahre alt.

Wie immer ich es ansehe, mein ganzes erwachsenes Leben war von diesem Buche erfüllt, aber seit ich in England lebe, also seit über zwanzig Jahren, habe ich, wenn auch mit tragischen Unterbrechungen, kaum an etwas anderem gearbeitet.

War es diesen Aufwand wert? Sind mir viele andere Werke so entgangen? Wie soll ich es sagen? Ich *mußte* tun, was ich getan habe. Ich stand unter einem Zwang, den ich nie begreifen werde.

Ich habe davon gesprochen, bevor viel mehr als die Absicht zu dem Buche da war. Ich habe es mit dem größten Anspruch angemeldet, um mich besser daran zu ketten. Während jeder, der mich kannte, mich dazu antrieb, es zu vollenden, habe ich es nicht um eine Stunde früher abgeschlossen, als mir richtig schien. Die besten Freunde, die ich hatte, verloren in den Jahren ihren Glauben an mich, es dauerte zu lange, ich konnte es ihnen nicht verargen. Jetzt sage ich mir, daß es mir gelungen ist, dieses Jahrhundert an der Gurgel zu packen.³⁸

Von hier ist es ein tiefer Fall zu *Party im Blitz*, wo offenkundig nicht einmal jedes Wort im Manuskript – bzw. Stenogramm! – gelesen werden kann: „Nicht entzifferbare Wörter werden durch fünf Punkte gekennzeichnet.“³⁹

Das weiter oben beschriebene Szenario, wie sich ein Autor nach dem Ableben durch seinen Nachlaß sozusagen am Leben erhalten kann, würde aber – auch wenn das vom Autor selbst ursprünglich nicht so beabsichtigt war – bei H. G. Adler funktionieren. Elias Canetti hat viele von ihm artikulierte Pläne nicht realisiert, sein geplantes Werk blieb insgesamt unvollendet. Es muß jedoch auch hinzugefügt werden: Selbst wenn Canetti nichts als die *Blendung* geschrieben hätte, wäre ihm sein Platz unter den ganz Großen

38 Elias Canetti: *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972*. München/Wien: Hanser 1973, S. 234f.

39 Zu dieser Ausgabe. In: Elias Canetti: *Party im Blitz. Die englischen Jahre, mit einem Nachwort von Jeremy Adler hrsg. v. Kristian Wachinger*. München/Wien: Hanser 2003, S. 229–231, hier S. 230.

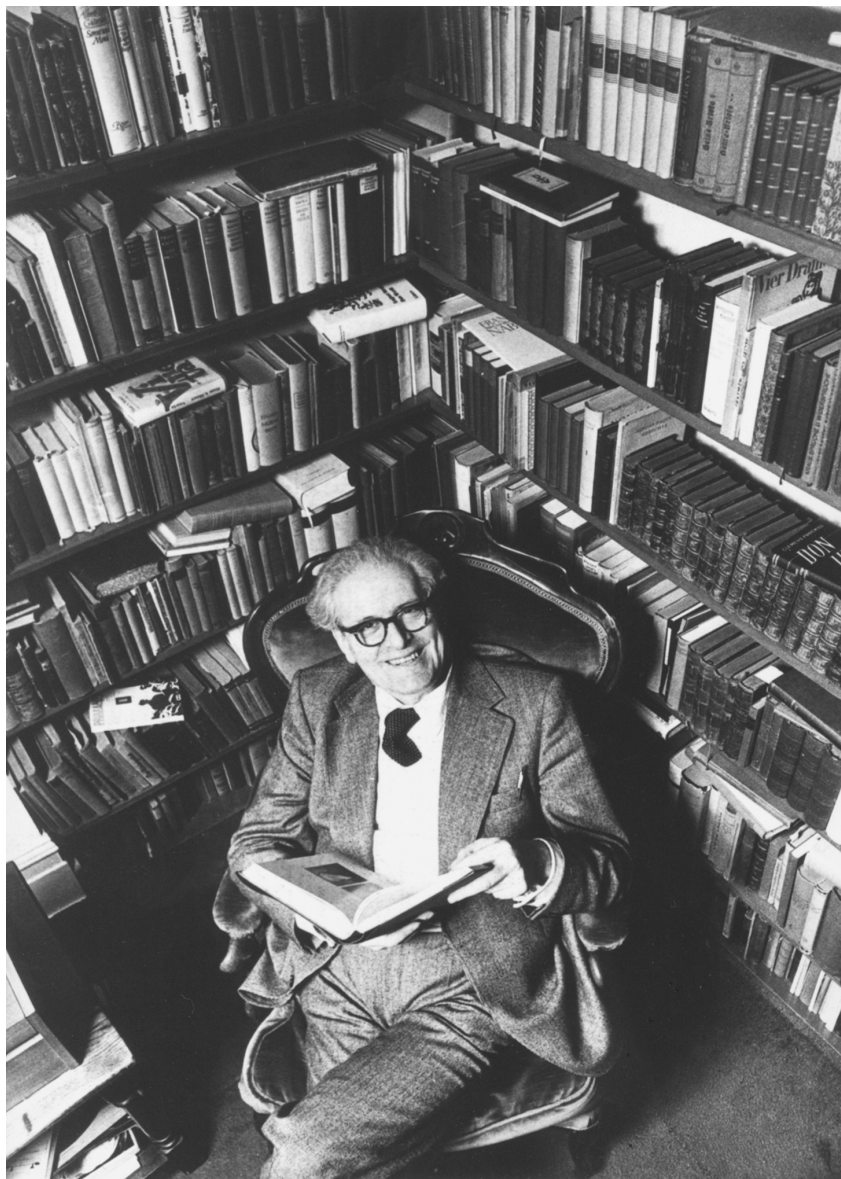
der Weltliteratur sicher. H. G. Adler hat aber – mit Ausnahme seiner Autobiographie – wirklich systematisch ein Gesamtwerk als Gesamtkunstwerk von außergewöhnlicher Vielschichtigkeit und schier unvergleichbaren Dimensionen geschaffen, das bis jetzt allerdings nur fragmentarisch vorliegt bzw. auch nur fragmentarisch rezipiert wurde.

Und so gäbe es sogar noch eine andere Möglichkeit, diesen Autor am Leben zu erhalten bzw. überhaupt erst zum Leben zu erwecken, nämlich durch eine weitaus stärkere Beschäftigung und Auseinandersetzung mit denjenigen literarischen Werken, die bereits veröffentlicht vorliegen, aber bislang größtenteils in der Beachtungslosigkeit untergegangen sind, sowie auch mit den literarischen Aspekten und Qualitäten des mehrfach prämierten wissenschaftlichen Werks.

Manche Autoren, hält Adler in seinem *Nachruf bei Lebzeiten* fest, versinken nach ihrem Tod im Laufe der Zeit. Ich denke, er sollte und – einige strategische Korrekturen und Veränderungen vorausgesetzt – könnte zu denen gehören, über die er schreibt: „andere jedoch ändern sich in ihrer Wertung, wieder andere treten erst hervor oder rücken doch ins volle Licht.“⁴⁰

40 HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 17.

IX.



H. G. Adler in seiner Bibliothek
Aufnahme von: Colin Davey; Deutsches Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum,
Marbach am Neckar

Chronik H. G. Adler

1910

H[ans] G[ünther] Adler wird am 2.7. als einziges Kind des Buchbinders Emil Alfred Adler und seiner Frau Alice Adler-Fraenkel, eines bürgerlichen deutsch-jüdischen Paares, in Prag-Karolinenthal geboren, wo er deutschsprachig aufwächst.

–1920

Kindheit und Beginn der Schulausbildung in Prag. Im Volksschulalter erhält Adler privat Tschechischunterricht. Freundschaft mit Franz Baermann Steiner schon seit der Zeit vor dem Schulbesuch. Früher Wunsch, Schriftsteller zu werden.

1920/21

Besuch der Volksschule in fremder Obhut in Deutsch-Beneschau im südlichen Böhmerwald. Die Mutter ist unheilbar erkrankt und im Spital, der Vater will ihn unter diesen Umständen nicht alleine zu Hause behalten.

1921–1923

Schüler am Freimaurerinstitut Dresden-Striesen. Adler erinnert sich noch Jahrzehnte später an diese Realschule mit Internat als an sein „erstes Konzentrationslager“ [I 8, S. 42].

1923–1925

Schüler am Deutschen Staatsrealgymnasium in Mährisch-Trübau.

1925–1927

Besuch des Deutschen Staatsrealgymnasiums in Prag III (Kleinseite), Austritt auf eigenen Wunsch. Anschluß an die „Prager Neupfadfinder“ (bis 1929). Erste ernsthafte literarische Versuche.

1928–1935

Teilnahme am mystischen Kreis des Photographen František Drtikol und des Dichters Emanuel Lešehrad.

1930

Externe Matura am Deutschen Staatsrealgymnasium Prag II.

1930–1935

Studium an der Prager Deutschen Universität: Musik-, Literatur- und Kunstwissenschaften sowie Philosophie und Psychologie. Berufsziel: Professor für Germanistik an einer deutschen Universität.

30.1.1933: Hitlers Machtantritt, den Adler in Berlin miterlebt, als er dort Material für seine Doktorarbeit sammelt, bereitet den beruflichen Plänen ein Ende.

22.6.1935: Studienabschluß (Dr. phil.) mit Auszeichnung; Promotion bei Professor Gustav Becking mit einer Dissertation über *Klopstock und die Musik*.

1931

Erste literarische Buchveröffentlichung: *Meer und Gebirge*.

1933–1938

Literarischer Kreis mit Franz Baermann Steiner und anderen.

Dezember 1935 – Juli 1938

Lehrer und Sekretär am Prager Volksbildungshaus Urania; Arbeiten für den deutschsprachigen Prager Rundfunk.

7.10.1936: Erste öffentliche Lesung (Gedichte).

21.5.1937: Elias Canetti liest an der Urania; H. G. Adler hat diese Veranstaltung organisiert und spricht die Einführung.

Juli – Dezember 1938

Nach der erzwungenen Aufgabe seiner bisherigen Stellung versucht Adler, von Mailand aus eine Auswanderung nach Brasilien in die Wege zu leiten, was allerdings scheitert. Rückkehr nach Prag, wo er zu Silvester seine spätere Frau, die Ärztin und Chemikerin Dr. Gertrud Klepetar, kennenlernt.

1939–1941

Bis August 1939: Weitere Anstrengungen, Prag und dem „Großdeutschen Reich“ zu entkommen.

Arbeiten im Geschäft des Vaters bis zur Schließung im November 1940; Gelegenheitsarbeiten, Privatunterricht, philosophische Studien.

Bis 2.6.1941: Erste Ausarbeitung der *Experimentaltheologie*; die am 24.7. begonnene zweite Ausarbeitung muß Mitte August abgebrochen werden.

Mitte August – Mitte Dezember 1941: Zwangsarbeit beim Bahnbau im jüdischen Arbeitslager Sázava-Velká Losenice (Böhmisch-mährische Höhe, unweit von Iglau).

Oktober 1941: Deportation des Vaters.

30.10.1941: Heirat mit Gertrud Klepetar in Prag, um eine getrennte Verschickung zu vermeiden.

Ab Mitte Dezember 1941: Arbeit in einer Liquidationsgruppe der jüdischen Kultusgemeinde, wo Adler gegen Ende seiner Tätigkeit im Bücherlager versucht, den Buchnachlaß Franz Kafkas zu retten.

1942

6./7.2.: Deportation aus Prag (zusammen mit Gertrud und deren Eltern).

8.2.: Ankunft in Theresienstadt, „Einlieferungsschock“.

März: Plan zu einem Buch über Theresienstadt, erste Lagergedichte. „Nach rund sechs Wochen fand ich mich wieder und erkannte in zweierlei Gestalt meine Aufgabe. Ich sagte mir: ‚Wenn du das alles überlebst, was du freilich bezweifelst, so wirst du von dem, was du erfahren hast, Zeugnis ablegen, aber durch keinen persönlichen Erlebnisbericht, sondern wissenschaftlich. Außerdem wirst du aber schon jetzt deine Erlebnisse, so gut du das kannst, künstlerisch gestalten.‘ Mit diesem doppelten Vorsatz, so glaube ich, habe ich zweiunddreißig Monate in Theresienstadt und noch sechs Monate Konzentrationslager physisch und vor allem moralisch überdauert. Mein wissenschaftliches Arbeitsziel und meine aus Anschauung und Einsicht erwachsene Lyrik haben zu meiner Rettung beigetragen.“¹

Gertrud Adler begründet und leitet das medizinische Zentrallaboratorium; diese wichtige Stellung rettet sie selbst und ihre Angehörigen über lange Zeit vor einem Weitertransport in ein Vernichtungslager. H. G. Adler füllt „nur kleinste Stellen“ [T, S. 703] aus – zuerst ist er in verschiedenen „Hundertschaften“ (Arbeitergruppen), ab April für ungefähr ein Jahr „Zimmerordonnanz“ in der „technischen Abteilung“, dann wieder „in der Hundertschaft“.

2.7.: An H. G. Adlers 32. Geburtstag trifft seine Mutter ebenfalls in Theresienstadt ein.

Tod des Vaters und der Mutter in den Lagern von Chelmno (Kulmhof) und Trostinez.

Dezember: Entwurf der dramatischen Szene *Der Gefangene* (in *Raoul Feuerstein*).

1943

Ende Januar: Leo Baeck kommt nach Theresienstadt.

April: Tod des Schwiegervaters.

Juni: Beginn der Arbeit an *Raoul Feuerstein* (1. Fassung 1952 nach Vorarbeiten von 1942/43, 1946 und 1948; 2. Fassung 1978).

1 HGA: Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil, S. 26.

Sommer: Vorübergehend Hilfskraft in der Kanzlei der „Ghettowache“.

Ab Sommer: Vorträge, Vorlesungen (zwei Mal aus eigenen Arbeiten), Rezitationen.

3.7.: Vortrag über *Juden in der deutschen Dichtkunst* zu Kafkas 60. Geburtstag im Beisein von dessen Schwester Ottilie (Ottla).

Ab August: Maurer, „Barackenbau“, „fliegende Baukolonne“.

18.10.: Lesung eigener Gedichte.

1944

Adler ist an der sogenannten „Stadtverschönerung“ beteiligt und wird im Frühjahr „bestätigter“ Maurer bei der „technischen Abteilung“.

Sommer: Hilfsbibliothekar in der „Zentralbücherei“.

12.10.: Verschickung aus Theresienstadt.

14.10.: Ankunft in Auschwitz; Tod der Ehefrau und ihrer Mutter durch Giftgas.

Adler passiert die Lagerfelder E („Zigeunerlager“), A und D. „Diese zwei Wochen waren die erhellendste Zeit meines Lebens, denn da sah ich, bis wohin sich Herrschaft verirren kann.“ [I 9, S. 171]

28.10.: Transport ins Buchenwalder Nebenlager Niederorschel im Eichsfeld.

1945

Ab 16.2.: Lager Langenstein-Zwieberge bei Halberstadt. „Lebensbedingungen ärger als in Auschwitz. Schwerstarbeit bis zur Erschöpfung in der unterirdischen Fabrik [= Flugzeugbau]. Unerwartet Aufstieg zu einer hohen internen Funktion [= Hallenschreiber], die, wie ich glaube, manchen anderen und mir das Leben rettete.“²

21.3.: Letzte Lagergedichte.

12./13.4.: Befreiung des Lagers durch amerikanische Truppen.

Zwei Monate in Halberstadt, schwere Krankheit.

Zweite Junihälfte: Abenteuerliche Rückkehr nach Prag, wo Adler vor dem Nichts steht. Insgesamt sind achtzehn seiner nahen Verwandten wie auch viele Freunde dem Nazi-Regime zum Opfer gefallen, von persönlichem Besitz ist kaum mehr etwas übrig. Abkennung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft wegen seiner deutschen Muttersprache.

Ende Juni: Rückkehr nach Theresienstadt, wo er von seinem „väterlichen Freunde“, „dem gefeierten Rabbiner Dr. Leo Baeck“ [I 7, S. 48], Dokumente, Aufzeichnungen und literarische Arbeiten zurückbekommt, die er ihm vor dem Transport nach Auschwitz anvertraut hat.

² HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 1.

Juli – Dezember: Erzieher und Lehrer von aus den Lagern geretteten Kindern in Jugendheimen, die in der Nähe von Prag eingerichtet worden sind. Beteiligung an Přemysl Pitters Rettungsaktion von in der Tschechoslowakei internierten deutschen Kindern.

November: Wiederaufnahme des Kontaktes zu der Prager Bildhauerin Bettina Gross, der es im Dezember 1938 gelungen ist, sich nach Großbritannien zu retten. „Wenige Wochen später waren wir schriftlich verlobt.“³

1.10.1945 – Anfang Februar 1947

Mitarbeiter des Prager Jüdischen Museums; Aufbau eines Archivs der Verfolgungszeit und des Lagers in Theresienstadt.

1946

Sommer: Letzte Fahrt in den Böhmerwald (gemeinsam mit Bettina Gross).

1.10.: Briefliche Mitteilung der „Jewish Community in Prague“, daß H. G. Adler und Bettina Gross eine Eheschließung in der Tschechoslowakei nicht möglich ist, da sie beide keine Staatsbürgerschaft mehr haben. Es wird ihnen empfohlen, in England zu heiraten.

1947

11.2.: Flucht aus der Tschechoslowakei, Ankunft in Großbritannien, Beginn des Exils.

16.2.: Vermählung mit Bettina Gross in Merthyr Tydfil (Wales), wo diese bereits während des Zweiten Weltkrieges gelebt und gearbeitet hat. Ein Sohn aus dieser Ehe, Jeremy Adler (*1.10.1947).

Umzug nach London; anfangs vorübergehend 77 Gower Street, London WC 1.

Juni – Dezember: Vorträge für deutsche Kriegsgefangene.

Juli: Umzug nach 96 Dalgarno Gardens, London W 10.

Anfang Oktober: Erstes Zusammentreffen mit Grete Fischer.

Vergebliche Bemühungen um eine Anstellung als Bibliothekar oder Hochschullehrer. Adler lehnt es ab, in britischen Diensten in Deutschland zu leben. Beginn eines arbeitsintensiven Lebens als Privatgelehrter und freier Schriftsteller. In den folgenden vier Jahrzehnten entstehen wissenschaftliche Arbeiten zur Geschichte, Soziologie, Politik, Psychologie, Sprache und Literatur, Musik, bildenden Kunst, Philosophie, Theologie und zu jüdischen Themen sowie umfangreiche literarische Prosa und Lyrik. Nach dem Krieg veröffentlicht Adler ausschließlich mit Abkürzung der Vornamen, da Adolf Eichmanns Vertreter für das „Protektorat Böhmen und Mähren“ in den Jahren 1939 bis 1945 Hans Günther geheißen hat.

³ HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

1948

Frühjahr: Abschluß der ersten Fassung des Theresienstadt-Buches, die er dann bis zum Erscheinungsjahr 1955 noch mehrmals überarbeitet. Nach eigenen Angaben hat Adler „in fast zehn Nachkriegsjahren keine Mühe gescheut, an Tatsachen und Dokumenten zu sammeln, was die Verhältnisse hinreichend zu beleuchten vermag“⁴.

Juni: Beginn der Arbeit an *Panorama* (1. Fassung 1948; 2. Fassung 1953; 3. Fassung 1968).

1949

Schon bald nach dem Krieg ist eine erste Deutschlandreise geplant, um Arbeits- und Forschungsergebnisse zu präsentieren: „Im Zusammenhang mit d[em Theresienstadt-] Buch oder eigentlich eines seiner Resultate sind auch meine 3 Essays *Der mechanische Materialismus* (Januar 1949), die als Vorträge an der Kölner Universität Februar 1949 gehalten werden sollten – es ging leider schief, und so liegt auch diese Arbeit wie alles andere bis jetzt brach.“⁵

Februar: Beginn der Arbeit an *Die Ansiedlung* (1. Fassung 1949; endgültige Fassung 1976/77).

1950

„Meine Frau und ich erkrankten ernstlich und gleichzeitig. Damals nach langen Beratungen mit meiner Frau und nach all den gescheiterten Ansätzen, ein würdiges Auskommen zu finden, endgültiger Entschluß, nur noch meinem inneren Gesetze, meiner Passion als schöpferischer Autor zu leben, im Vertrauen auf Gott, der mich in allen Nöten so wunderbar errettet hat, und im Glauben, daß meine Leistungen wichtig sind, den Menschen nach Erschütterung auch *Hoffnung* bringen.“⁶

Januar: Beginn der Arbeit an *Die Reise* (1. und 2. Fassung 1950; 3. Fassung 1951).

1950/51

Adler wirkt durch unentgeltliche Arbeit am Entstehen der deutschen Bibliothek in London mit, die der Völkerverständigung sowie der Verbreitung deutscher Literatur in Großbritannien dienen soll und im Juni 1951 eröffnet wird. „Die deutschsprachige Bibliothek sollte wie ähnliche Unternehmungen jener Tage Ausdruck eines Traumes

4 HGA: H. G. Adler über Theresienstadt, S. 5.

5 HGA an WU, 10.5.1950, S. 20.

6 HGA: Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, S. 2.

sein, den wir Emigranten damals ‚Das andere Deutschland‘ nannten.“⁷ (Wilhelm Unger)

1951

September – November: Erste Deutschlandreise nach dem Krieg; Vorträge, Beginn einer langen Reihe von Rundfunkvorträgen über verschiedene Themen.

1952

Mai: Beginn der Arbeit an *Die Prüfung* (1. Fassung 1952; Neufassung 1966).

Nach dem Tod von Franz Baermann Steiner (12.10.1909, Prag – 27.11.1952, Oxford) wird Adler zu dessen Nachlaßverwalter.

1953

Adler wird Mitglied des PEN-Zentrums deutscher Autoren im Ausland.

1954

Noch ehe Adler für eines seiner eigenen nach dem Krieg geschriebenen Bücher einen Verleger findet, gibt er unter dem Titel *Unruhe ohne Uhr* ausgewählte und mit einem Nachwort versehene Gedichte aus dem Nachlaß Steiners heraus. Nach jahrelanger erfolgloser Verlagssuche wird er von Hans Georg Siebeck, dem Leiter des Tübinger J. C. B. Mohr Verlages, mit einem Brief überrascht, in dem steht: „Ich habe Ihr Manuskript über Theresienstadt zwar erst zur Hälfte gelesen, aber ich möchte Ihnen schon heute sagen, daß die Arbeit bei mir angenommen ist.“ [I 7, S. 49]

April: Beginn der Arbeit an *Die Wand* (1. und 2. Niederschrift 1954; wiederholte Durcharbeitung 1955 und 1956/57; 3. Niederschrift beendet 1960; 4. Niederschrift (Reinschrift) 1961; endgültige Reinschrift 1978).

1955

Veröffentlichung von *Theresienstadt 1941–1945*. Zu dieser Zeit existieren bereits alle großen Romanwerke Adlers sowie viele Erzählungen und zahlreiche Gedichte. Diese Texte finden – wenn überhaupt – nur sehr viel schwerer den Weg an die Öffentlichkeit.

1956

31.7.: Erhalt der britischen Staatsbürgerschaft.

7 Unger: Das andere Deutschland, S. 17.

1958

Veröffentlichung von *Die verheimlichte Wahrheit* und *Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“*. Leo-Baeck-Preis für *Theresienstadt 1941–1945*.

1958/59–1973

Arbeit an *Der verwaltete Mensch*.

1959

Ende Februar: Umzug nach 35A Linden Gardens, London W 2.

Zu einer Zeit, als sich H. G. Adler gerade in größerem Stile als Wissenschaftler zu etablieren vermag, formuliert er selbst folgendermaßen: „Für sein wesentliches Schaffensgebiet hält Adler jedoch weder Soziologie und Geschichte noch eine andere Wissenschaft, sondern die schöpferische Literatur, in der er allerdings, trotz Anerkennung durch namhafte Dichter wie Hermann Broch, in der Öffentlichkeit unbekannt und so gut wie erfolglos geblieben ist.“⁸

1960

Veröffentlichung von *Theresienstadt 1941–1945* (2., verbesserte und ergänzte Auflage) und *Die Juden in Deutschland*.

1961

Veröffentlichung von *Unser Georg und andere Geschichten*.

1962

Veröffentlichung von *Eine Reise*, Herausgabe des Dokumentarbandes *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte* (gemeinsam mit Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner).

1963

Ende Dezember: Umzug nach 47 Wetherby Mansions, London SW 5.

1964

Veröffentlichung von *Der Fürst des Segens* und *Die Erfahrung der Ohnmacht*, Herausgabe von Steiners *Eroberungen*.

8 HGA: *Anspruchsloser Lebenslauf*, 27.9.1959, S. 3.

1965

Veröffentlichung von *Sodoms Untergang*.

1967

Januar: Beginn der Arbeit an *Hausordnung* (1. Niederschrift 1967; 2. und 3. Niederschrift 1972).

1968

Veröffentlichung von *Panorama*.

1969

Veröffentlichung von *Kontraste und Variationen* und *Ereignisse*. Erste und einzige Buchveröffentlichung in Übersetzung bei Lebzeiten: *The Jews in Germany*. Erste und einzige literarische Auszeichnung: Charles-Veillon-Preis für *Panorama*.

1970

Im *Nachruf bei Lebzeiten* schreibt Adler über seine Veröffentlichungssituation als literarischer Autor: „Wenn oft gesagt wird, daß in unserer Zeit keine auch nur halbwegs taugliche literarische Arbeit im deutschen Sprachgebiet ohne Verleger bleibt, so erkläre ich schlicht: Das stimmt nicht. Das Schicksal von Adlers Schriften bei Lebzeiten führe ich als Beweis dafür an, daß der Weg in die Öffentlichkeit für den Dichter (ganz zu schweigen von dem Jahrzwölft unter Hitler) im Vierteljahrhundert zwischen 1945 und 1970 um nichts leichter gewesen ist als in den Tagen von Hölderlin und Kleist.“⁹

1973–1985

Präsident des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland.

1974

Veröffentlichung von *Der verwaltete Mensch* und *Fenster*. Buber-Rosenzweig-Medaille für das Opus magnum *Der verwaltete Mensch*, das vom Umfang her sogar noch das Theresienstadt-Buch übertrifft. In einem kurz nach der Preisverleihung aufgezeichneten Interview sagt Adler: „Ich habe ein Buch über Theresienstadt geschrieben, wo ich den verfolgten Menschen – von ihm aus gesehen – betrachtet habe. Dieses Buch hat mir geholfen, mich selbst wieder im Leben zurechtzufinden. Aber ich sah meine Aufgabe damit noch nicht als erledigt an. Ich wollte alle Zusammenhänge, alle Vorgänge, die

⁹ HGA: *Nachruf bei Lebzeiten*, S. 16.

irgendwie mit der Deportation zusammenhängen, erforschen. Und das hat mich veranlaßt, weitere 15 Jahre daranzugeben. Ich habe auch anderes tun müssen, aber mein Denken hat sich eigentlich seit 1942 – also über 30 Jahre – immer wieder diesen Problemen zugewendet, und erst jetzt scheint mir das erledigt zu sein.“ [I 5, S. 2]

1975

Veröffentlichung von *Viele Jahreszeiten* und von *H. G. Adler – Buch der Freunde* (Festschrift zum 65. Geburtstag).

1976

Veröffentlichung von *Die Freiheit des Menschen*.

1977

Verleihung des Professorentitels durch den österreichischen Bundespräsidenten. Nach dem Tod von Grete Fischer (6.2.1893, Prag – 28.3.1977, London) wird Adler zu ihrem Nachlaßverwalter.

1978

Veröffentlichung von *Spuren und Pfeiler* und *Transsubstantiations Mixed and Fixed*.

1979

Veröffentlichung von *Zeiten auf der Spur* und *Blicke*. Korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

1979, 1981–1984

Nach jahrzehntelanger Pause widmet sich Adler auf der Grundlage der ersten Ausarbeitung von 1941 wieder der *Experimentaltheologie*, deren endgültige Textfassung er an einem besonderen Datum abschließt. „Ich habe es – vielleicht darf ich es als kleine Pikanterie sagen – ich habe dieses Werk beendet am 14. Oktober 1984. Das ist das 40jährige traurige Jubiläum meiner Fahrt nach Auschwitz.“ [I 8, S. 43]

1980

Veröffentlichung von *Stimme und Zuruf*. Promotion zum Dr. h. c. der Pädagogischen Hochschule Berlin.

1981

In *Zu Hause im Exil*, einem seiner wenigen autobiographischen Texte, schreibt Adler:

„[...] ich habe mir in London ein sich zur Dauer verlängerndes Provisorium eingerichtet, wo es mir seit 25 Jahren vergönnt ist, von Zeit zu Zeit – im Durchschnitt ist es dreimal jährlich – für jedesmal wochenlang währende Aufenthalte in die drei deutschsprachigen demokratischen Länder Mitteleuropas – also in die Bundesrepublik, nach Österreich und in die Schweiz – zu reisen und mir so viel an Erkenntnissen zu holen, Erfahrungen zu sammeln und, für mich als deutschen Schriftsteller unerlässlich, sprachlich mich anregen zu lassen und die feineren idiomatischen Wandlungen so zu verspüren, daß ich mit dem Deutschen auf dem laufenden bleibe. [...] Nach solchen Aufhalten, bei denen ich trachte, mit dem Bayerisch-Österreichischen als der meiner Herkunft gemäßen Mundart, zu der das Prager Deutsch überwiegend gehört hat, in Berührung zu gelangen, kehre ich stets gern nach London zurück.“¹⁰

1984

November: Erste offizielle Deutschlandreise auf Einladung der Regierung der BRD.¹¹

1985

Veröffentlichung von *Windows*. Verleihung des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst anlässlich des 75. Geburtstages.

1986

November: Fernsehsendung über H. G. Adler in der ZDF-Reihe *Zeugen des Jahrhunderts*.

1987

Veröffentlichung von *Vorschule einer Experimentaltheologie* und von *Zu Hause im Exil* (Festschrift zum 75. Geburtstag).

1988

Veröffentlichung von *Hausordnung*.

Am 21.8. stirbt H. G. Adler in London.

¹⁰ HGA: *Zu Hause im Exil*, S. 247f.

¹¹ Vgl. dazu Horst Schirmer: *Rückkehr, Heimkehr, Nachsicht*. H. G. Adlers Reise durch die Bundesrepublik im Jahre 1984 auf Einladung der Bundesregierung. In: *Zu Hause im Exil*. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987, S. 163f.

X.

H. G. Adler: Vollständige Bibliographie 1947–1988^f

In dieser Bibliographie sind – mit Ausnahme der Interviews² und der wenigen Einzeldrucke³ – sämtliche Veröffentlichungen H. G. Adlers in deutscher und englischer Sprache aus der Zeit des Londoner Exils in Jahresschritten verzeichnet.⁴ Innerhalb der einzelnen Jahresschritte sind die Einträge nach den folgenden Kategorien geordnet und fortlaufend durchnummeriert:

1. Selbständige Werke
2. Herausgegebene Werke
3. Prosa
- 3.1. In Büchern
- 3.2. In Zeitungen und Zeitschriften
4. Gedichte
- 4.1. In Büchern
- 4.2. In Zeitungen und Zeitschriften
5. Aufsätze, Essays, Rezensionen, Briefe etc.
- 5.1. In Büchern
- 5.2. In Zeitungen und Zeitschriften
6. Übersetzungen ins Englische

1 Vgl. auch Hocheneder, S. 230–256 u. Franz Hocheneder: *Special Bibliography: the Writings of H. G. Adler (1910–1988)*. In: *Comparative Criticism* 21. Cambridge University Press 1999, S. 293–310.

2 Die Interviews sind im Literatur- und Quellenverzeichnis erfaßt.

3 Vgl. Hocheneder, S. 255.

4 Eine mögliche Ergänzung wäre eine Aufstellung der Rundfunkbeiträge von H. G. Adler.

1947

5.2.

1. Concentration Camps to be Investigated by Social Science.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 1, Nr. 3/4, März/Mai 1947, S. 15.
2. [Brief].
In: The Jewish Layman (Cincinnati), 21, Nr. 8, Mai 1947, S. 16.
3. Restoration of a Jewish Treasure House.
In: The Jewish Layman (Cincinnati), 22, Nr. 1, September/Okttober 1947, S. 16f.

1949

5.2.

4. Aspects of Goethe. The Music Inspired by *Faust*.
In: The Listener (London), 42, Nr. 1092, 29.12.1949, S. 1137f.
(Titel des Autors: Music Inspired by Goethe's *Faust*).
5. Music Inspired by *Faust*.
In: Musical Digest, o. O. [London], Nr. 16, o. J. [Jahreswende 1949/50], S. 186–191.
(Titel des Autors: Music Inspired by Goethe's *Faust*).

1950

5.2.

6. How the Gipsies were Persecuted.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 4, Nr. 5/6, September/November 1950, S. 36.
(Brief).

1951

3.2.

1. Eine flüchtige Bekanntschaft.
In: Frankfurter Rundschau, 29.9.1951, S. 13.
2. Sehenswürdigkeiten einer kleinen Stadt.
In: Die neue Zeitung (München), 20./21. Oktober 1951, S. 9.
(Titel des Autors: Der Fremdenführer).
3. Die Tänzerin Malva.
In: Frankfurter Rundschau, 24.11.1951, S. 11.
4. Keine Weihnacht für Mr. M.
In: Die neue Zeitung (München), 15./16.12.1951, S. 9.
(Titel des Autors: Erfüllte Prophezeiung).

5.2.

7. New German School Books – 1. Readers.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 5, Nr. 1/2, Januar/März 1951, S. 3.
8. New German School Books – 2. History Books.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 5, Nr. 3/4, Mai/Juli 1951, S. 16.
9. Schwierigkeiten auf dem englischen Papiermarkt.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 49, 5.5.1951, S. 156f.
10. Deutsche Zeitschriften und Bücher in England.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 51, 5.6.1951, S. 185–187.
11. Verlagskrise und Leihbüchereien in England.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 54, 20.7.1951, S. 257f.
12. Wie gelangt die englische Presse an den Leser?
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 56, 20.8.1951, S. 296–298.
13. Die deutsche Bibliothek in London.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 58, 20.9.1951, S. 337–339.
14. Die Lage auf dem Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenmarkt in England.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 64, 20.12.1951, S. 490f.

1952

3.2.

5. Aufzeichnungen einer Displaced Person.
In: Merkur (Stuttgart), 6, Nr. 11, November 1952, S. 1040–1049.

5.2.

15. Das Schrifttum lebt in Deutschland.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 66, 20.1.1952, S. 17f.
16. Bedrohlicher Anstieg der englischen Buchpreise.
In: Der neue Vertrieb. Fachorgan für den gesamten Zeitungs- und Zeitschriftenvertrieb (Flensburg), Nr. 69, 5.3.1952, S. 88.

17. Leo Baeck. Der Mensch und sein Werk.
In: Merkur (Stuttgart), 6, Nr. 10, Oktober 1952, S. 986f.

1953

- 5.2.
18. Die Freiheit des Judentums (Erste Folge).
In: Die Pforte (Stuttgart), 5, Nr. 47, März 1953, S. 118–131.
19. Die Freiheit des Judentums (Schluß).
In: Die Pforte (Stuttgart), 5, Nr. 50, Juni 1953, S. 282–295.
20. Franz B. Steiner.
In: Hochland (München), 46, Nr. 1, Oktober 1953, S. 112.

1954

2.
1. Steiner, Franz Baermann: Unruhe ohne Uhr. Ausgewählte Gedichte aus dem Nachlaß, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1954 (= 3. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt).
- 3.1.
1. Es ist alles aus.
In: Im Rasthaus. 32 Erzählungen aus dieser Zeit. Berlin: F. A. Herbig 1954, S. 170–180.
- 5.2.
21. Franz Baermann Steiner. Aus dem Nachlaß.
In: Merkur (Stuttgart), 8, Nr. 1, Januar 1954, S. 32f.
22. Jüdische Geschichte in Briefen.
In: Merkur (Stuttgart), 8, Nr. 1, Januar 1954, S. 93–95.
(Rezension).
23. Ecce poeta.
In: Neue Wege (Wien), 9, Nr. 94, März 1954, S. 4f.
24. Das Judentum in Osteuropa.
In: Der neue Ackermann (München), 2, Nr. 4, November 1954, S. 17–25.

1955

1.
1.a. Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft (Geschichte, Soziologie, Psychologie). Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1955.

3.2.

6. Titus und die Hunde.

In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.4.1955, S. 10.

7. Die Rückkehr des verlorenen Sohnes.

In: Eckart (Witten-Berlin), 24, April/Juni 1955, S. 205–210.

4.2.

1. Gebete der Völker.

In: Eckart (Witten-Berlin), 24, Juli/September 1955, S. 294.

5.2.

25. Danish Jewry under German Occupation.

In: The Wiener Library Bulletin (London), 9, Nr. 1/2, Januar/April 1955, S. 12 u. 16.

26. Franz Baermann Steiner. Schicksal und Werk eines frühvollendeten Dichters.

In: Deutsche Universitätszeitung (Göttingen), 10, Nr. 3, 7.2.1955, S. 12–15.

27. Die Rolle Theresienstadts in der „Endlösung der Judenfrage“.

In: Das Parlament (Bonn), 1.6.1955, Aus Politik und Zeitgeschichte.

28. Die Ankunft der ersten deutschen Juden in Theresienstadt.

In: Deutsche Rundschau (Baden-Baden), 81, Nr. 6, Juni 1955, S. 587–591.

29. Die Rolle Theresienstadts in der „Endlösung der Judenfrage“.

In: Argentinisches Tageblatt (Buenos Aires), 12.6. (S. 4), 16.6. (S. 6), 19.6. (S. 6), 24.6. (S. 6), 28.6. (S. 6), 1.7. (S. 6), 3.7. (S. 6), 8.7. (S. 6), 13.7. (S. 6) u. 14.7.1955 (S. 6).
(Unautorisierter, nicht honorierter Nachdruck ohne Nennung des Autorennamens).

30. Jüdische Existenz.

In: Eckart (Witten-Berlin), 24, Juli/September 1955, S. 337–340.
(Rezension).

31. Die jüdische „Selbstverwaltung“ in Theresienstadt.

In: Merkur (Stuttgart), 9, Nr. 9, September 1955, S. 823–833.

32. Juden in den Satellitenstaaten.

In: Deutsche Rundschau (Baden-Baden), 81, Nr. 9, September 1955, S. 996f.
(Rezension).

33. H. G. Adler über Theresienstadt.

In: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, 1, Nr. 5/6, September 1955, S. 4f.

34. The Failure of Germany's War Industry.

In: The Wiener Library Bulletin (London), 9, Nr. 5/6, September/Dezember 1955,
S. 40.
(Rezension).

1956

4.1.

1. Die Flut, Durch die Luke gesehen, Fahnenträger, Hiobs Buße.
In: Mitten im Strom. Anthologie der Gegenwart, hrsg. v. Karl Greifenstein. Mannheim: Kessler 1956, S. 11–16.

5.2.

35. Wurzeln des Judenhasses.
In: Kritische Blätter (Gütersloh), Nr. 5, Februar 1956, S. 14f.
(Rezension).
36. Jüdische Existenz.
In: Merkur (Stuttgart), 10, Nr. 4, April 1956, S. 385–387.
(Rezension).
37. Material about Theresienstadt.
In: AJR Information (London), 11, Nr. 10, Oktober 1956, S. 10.
(Brief).
38. Leo Baeck in Theresienstadt.
In: AJR Supplement (London), Dezember 1956, S. 7.
39. The Great Tragedy.
In: The Jewish Quarterly (London), 4, Nr. 3, Winter 1956/57, S. 41f.
(Rezension).

1957

5.1.

1. Das Hölderlinbild Franz Baermann Steiners.
In: Hölderlin-Jahrbuch 9, 1955/56. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1957, S. 238–240.

5.2.

40. Der Judenhaß in Deutschland.
In: Eckart (Witten-Berlin), 26, Nr. 1, Januar/März 1957, S. 78–81.
(Rezension).
41. Die Freiheit des Kranken.
In: Eckart (Witten-Berlin), 26, Nr. 1, Januar/März 1957, S. 93f.
(Rezension).
42. Die Organisation des Hasses.
In: Zeitschrift für Politik (Berlin), 4, Nr. 1, 1957, S. 82–90.
(Rezension).

43. Die Flucht in den Haß.
In: AJR Information (London), 12, Nr. 2, Februar 1957, S. 4.
(Rezension).
44. Joel Brand – und einige Hintergründe.
In: Neue politische Literatur (Stuttgart/Düsseldorf), 2, Nr. 5, Mai 1957, Sp. 379–388.
(Rezension).
45. Die *Sprüche der Väter*.
In: Eckart (Witten-Berlin), 26, Nr. 2, April/Juni 1957, S. 129–137.

1958

- I.
2. Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1958.
- 3.a. Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“. Bonn: Bundeszentrale für Heimatdienst 1958 (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst 34).
- 3.2.
8. Die große Reise wird angetreten.
In: Frankfurter Hefte, 13, Nr. 4, April 1958, S. 268–272.
(Titel des Autors: Familie Lustig muß verreisen. Originaltext gekürzt und verändert. Vgl. auch Eintrag 5.2.49).
9. Sodoms Untergang.
In: Jüdische Illustrierte (Düsseldorf), 7, Nr. 12, April/Mai 1958, S. 15.
10. Der Uhrmacher, Ein zerstörtes Werk.
In: Eckart (Witten-Berlin), 27, Nr. 8, Oktober/Dezember 1958, S. 310f.
11. Familie Lustig muß verreisen.
In: Freiburger Rundbrief, 11, Nr. 41/44, 9.II.1958, S. 5–10.
(Vgl. Eintrag 3.2.8., unveränderter Text. Vorabdruck aus *Eine Reise*).
- 5.I.
2. Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers.
In: Akten des 18. Internationalen Soziologenkongresses (Nürnberg, 10.–17.9.1958)
3. Meisenheim am Glan: Anton Hain o. J., S. 3–17.
- 5.2.
46. *Die Bettlerschale* von Christine Lavant.
In: Eckart (Witten-Berlin), 27, Nr. 5, Januar/März 1958, S. 63–68.

47. Der Kampf gegen die „Endlösung“ der Judenfrage.
In: Das Parlament (Bonn), 26.2.1958, Aus Politik und Zeitgeschichte.
(Falsch gesetzte Anführungszeichen. Richtiger Titel: Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“).
48. Ideas toward a Sociology of the Concentration Camp.
In: The American Journal of Sociology (Chicago), 63, Nr. 5, März 1958, S. 513–522.
49. „Die große Reise wird angetreten“.
In: Frankfurter Hefte, 13, Nr. 9, September 1958, S. 667.
(Anmerkung von H. G. Adler zu den von der Redaktion vorgenommenen Eingriffen an seinem in Nr. 4, April 1958 veröffentlichten Text).
50. Sprachgeist und Sprachverfall.
In: Muttersprache (Lüneburg), 68, Nr. 9, September 1958, S. 254–258.

1959

3.2.

12. Der Graphologe.
In: Merkur (Stuttgart), 13, Nr. 1, Januar 1959, S. 54–68.

5.1.

3. Leo Baeck in Theresienstadt.
In: Worte des Gedenkens für Leo Baeck, hrsg. v. Eva G. Reichmann. Heidelberg: Lambert Schneider 1959, S. 61–64.

5.2.

51. Hölderlin – Sämtliche Werke.
In: Wissen und Leben. Hauszeitschrift des W. Kohlhammer Verlages (Stuttgart), Nr. 12, o. J. [Frühjahr 1959], S. 3–6.
52. Methoden der Persönlichkeitszertrümmerung.
In: Neue politische Literatur (Stuttgart/Düsseldorf), 4, Nr. 4, April 1959, Sp. 257–272.
(Rezension).
53. German Jewry.
In: Neue politische Literatur (Stuttgart/Düsseldorf), 4, Nr. 5, Mai 1959, Sp. 427f.
54. Modewörter.
In: Muttersprache (Lüneburg), 69, Nr. 6, Juni 1959, S. 169–172.
55. Abschied von Wistow.
In: Der Londoner Bote, 11, Nr. 9, September 1959, S. 167–169.
56. Anmerkungen über strafrechtlichen Schutz gegen den Judenhaß.
In: Freiburger Rundbrief, 12, Nr. 45/48, 28.12.1959, S. 53f.

1960

I.

- 1.b. Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft (Geschichte, Soziologie, Psychologie). Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (2., verb. u. erg. Aufl.) 1960.
- 3.b. Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“. Bonn: Bundeszentrale für Heimatdienst (2. Aufl.) 1960.
- 4.a. Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. München: Kösel 1960.

3.2.

13. Verlässlichkeit.

In: Kölner Stadt-Anzeiger, 25.II.1960, S. 5.

(Titel des Autors: Einlösung eines Versprechens).

4.1.

2.a. Die Nacht ist endlos, Hingang, Nachtgesang unter der Erde.

In: An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. Gedichte der Jahre 1933–1945, hrsg. v. Manfred Schlösser. Darmstadt: Agora 1960, S. 114f., 164 u. 214f.

5.1.

4. Hitler als Persönlichkeit.

In: Der Führer ins Nichts. Eine Diagnose Adolf Hitlers, hrsg. v. Gert Buchheit. Rastatt: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1960, S. 69–85.

5.2.

57. Verfolger und Verfolgte.

In: Anstöße (Hofgreismar), Nr. 1, Februar 1960, S. 1–8.

58. Zusammengesetzte Wörter.

In: Muttersprache (Lüneburg), 70, Nr. 2/3, Februar/März 1960, S. 72–75.

59. Selbstverwaltung und Widerstand in den Konzentrationslagern der SS.

In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (Stuttgart), 8, Nr. 3, Juli 1960, S. 221–236.

60. Erinnerungen an den Philosophen Erich Unger.

In: Eckart (Witten-Berlin), 29, Nr. 3, Juli/September 1960, S. 182–185.

61. Persecution and Resistance under the Nazis, hrsg. v. Ilse R. Wolff.

In: Neue politische Literatur (Villingen, Schwarzwald), 5, Nr. 12, Dezember 1960, Sp. III3–III6.

(Rezension).

62. Theresienstadt. Leben im Ghetto.
In: Lebendige Vergangenheit. WDR Schulfunk (Köln), Winter 1960/61, S. 58–64.

1961

1.

- 4.b. Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus.
München: Kösel (2. Aufl.) 1961.

5. Unser Georg und andere Geschichten. Wien: Bergland 1961 (= Neue Dichtung aus Österreich 83/84).

4.1.

- 2.b. Die Nacht ist endlos, Hingang, Nachtgesang unter der Erde.
In: An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. 1933–1945, hrsg. v. Manfred Schlösser. Darmstadt: Agora (2., veränd. Aufl.) 1961, S. 114f., 164 u. 214.

5.1.

5. Versuch einer Charakterisierung des Jüdischen.
In: Juden – Christen – Deutsche, hrsg. v. Hans Jürgen Schultz. Stuttgart: Kreuz und Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1961, S. 53–65.

5.2.

63. Selbstverwaltung und Widerstand in den Konzentrationslagern der SS.
In: Die Auslese (Nürnberg), 25, Nr. 3, März 1961, S. 141–145.

64. Bücher des Grauens.
In: Neue politische Literatur (Villingen, Schwarzwald), 6, Nr. 4, April 1961, Sp. 319–326.
(Rezension).

65. Zum Bedeutungswandel im Deutschen.
In: Muttersprache (Lüneburg), 71, Nr. 6, Juni 1961, S. 177–180.

66. The Scholar and the Catastrophe.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 15, Nr. 2, April 1961, S. 23.
(Rezension).

67. In Sachen Adolf Eichmann.
In: Neue politische Literatur (Villingen, Schwarzwald), 6, Nr. 11/12, November/Dezember 1961, Sp. 975–984.
(Rezension).

1962

1.

6. Eine Reise. Erzählung. Bonn: Bibliotheca Christiana 1962.
(Titel des Autors: Die Reise. Eine Ballade).

2.

- 2.a. Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1962.

4.1.

- 2.c. Die Nacht ist endlos, Nachtgesang unter der Erde.
In: An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. 1933–1945, hrsg. v. Manfred Schlösser. München: dtv 1962, S. 68f. u. 100f.

5.2.

68. Political Education in Germany.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 16, Nr. 1, Januar 1962, S. 3.
(Anonym erschienen).
69. Übersetzbarkeit und Unübersetzbarkeit.
In: Muttersprache (Lüneburg), 72, Nr. 2, Februar 1962, S. 33–36.
70. Adolf Eichmann oder die Flucht aus der Verantwortung.
In: Tribüne (Köln), 1, Nr. 2, 1962, S. 122–134.
71. Belsen. Two Standard Investigations.
In: The Wiener Library Bulletin (London), 16, Nr. 3, Juli 1962, S. 44 u. 50.
(Rezension).
72. Das unbekannte Judentum. Ein Kapitel Bildungsgeschichte.
In: Tribüne (Köln), 1, Nr. 3, 1962, S. 229–239.
73. How Many were Rescued in 1944–45?
In: The Wiener Library Bulletin (London), 16, Nr. 4, Oktober 1962, S. 74.
(Brief).
74. Auschwitz-Buch unerschwinglich?
In: Mainpost (Würzburg), 22.12.1962.
(Brief).

1963

3.2.

14. Der Fremdenführer.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 18, Nr. 4, 26.4.1963, S. 17.

15. Der Automechaniker Hermann.
In: Jüdische Illustrierte (Düsseldorf), 11, Nr. 5, Juni 1963, S. 8.
 16. Zwei Bekannte.
In: Jüdische Illustrierte (Düsseldorf), 12, Nr. 1, September 1963.
 17. Das Bündel.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 18, Nr. 36, 6.12.1963, S. 21.
- 5.2.
75. Das richtige Wort.
In: Muttersprache (Lüneburg), 73, Nr. 3, März 1963, S. 78–81.
 76. Die Bekanntschaft lohnt. Hasenclevers Gedichte, Dramen, Prosa.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 18, Nr. 13, 28.6.1963, S. 8.
 77. Die fünf Sinne im Spiegel der Sprache.
In: Muttersprache (Lüneburg), 73, Nr. 7/8, Juli/August 1963, S. 222–233.
 78. Die Erfahrung der Ohnmacht.
In: Deutsche Rundschau (Stuttgart), 89, Nr. 11, November 1963, S. 30–39.

1964

- 1.
 7. Der Fürst des Segens. Parabeln – Betrachtungen – Gleichnisse. Bonn: Bibliotheca Christiana 1964.
 8. Die Erfahrung der Ohnmacht. Beiträge zur Soziologie unserer Zeit. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1964 (= Sammlung „res novae“. Veröffentlichungen zu Politik, Wirtschaft, Soziologie und Geschichte 29).
- 2.
3. Steiner, Franz Baermann: Eroberungen. Ein lyrischer Zyklus, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1964 (= 33. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt).
- 3.2.
18. Nach der Audienz.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 18, Nr. 45, 7.2.1964, S. 9.
 19. Namenlose Geschichte.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 18, Nr. 49, 6.3.1964, S. 23.
 20. Der Langstreckenläufer.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 1, 3.4.1964, S. 8.

21. Das Elend.
In: Jüdische Illustrierte (Düsseldorf), 13, Nr. 1, Mai 1964.
22. Titus und die Hunde.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 11, 12.6.1964, S. 9.
23. Abgelehnter Handel.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 14, 3.7.1964, S. 9.
24. Nächstenliebe.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 18, 31.7.1964, S. 9.
- 5.2.
79. Füllwörter.
In: Muttersprache (Lüneburg), 74, Nr. 2, Februar 1964, S. 52–55.
80. Der Dichter Franz Baermann Steiner.
In: Der Bund. Organ des Bundes werktätiger Juden (Wien), Nr. 1, Mai 1964, S. 8.
81. Die Hand.
In: Muttersprache (Lüneburg), 74, Nr. 5, Mai 1964, S. 150–152.
82. Theresienstadt as it was not.
In: AJR Information (London), 19, Nr. 5, Mai 1964, S. 6.
(Rezension).
83. Was weiß Hannah Arendt von Eichmann und der „Endlösung“?
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 34, 20.11.1964, S. 8f.
84. Die Kontroverse.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 34, 20.11.1964, S. 9.
(Rezension).

1965

- 1.
9. Sodoms Untergang. Bagatellen. Bonn: Bibliotheca Christiana 1965.
- 3.2.
25. Zerfall einer Ehe.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 19, Nr. 49, 5.3.1965, S. 22.
26. Von der Musik.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 20, Nr. 34, 19.11.1965, S. 9.

5.2.

85. Banalität des Bösen?

In: Gehört, gelesen (München), 12, Nr. 1, Januar 1965, S. 31–40.
(Rezension).

86. Die Grenzen des Sagbaren.

In: Muttersprache (Lüneburg), 75, Nr. 4, April 1965, S. 97–103.

87. Wörter der Gewalt.

In: Muttersprache (Lüneburg), 75, Nr. 7/8, Juli/August 1965, S. 213–230.

88. Der Dichter Alfred Mombert.

In: Hochland (München), 58, Nr. 1, Oktober 1965, S. 83–86.
(Rezension).

89. Von Zorn und Trauer getrieben.

In: Tribüne (Frankfurt a. M.), 4, Nr. 16, Herbst 1965, S. 1782–1784.
(Brief).

1966

3.2.

27. Opfer der Unschuld.

In: Jüdische Illustrierte (Düsseldorf), 15, Nr. 1, Mai 1966, S. 11.

28. Ein letztes Gericht.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 14, 1.7.1966, S. 8.

29. Die Nähe.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 18, 29.7.1966, S. 5.

30. Als Leseprobe den Schluß der Erzählung, die dem Buch [= *Sodoms Untergang*] seinen Titel gegeben hat.

In: Die Buchgemeinde. Zeitschrift für den Freundeskreis der BBG (Bonn), Nr. 4, 1966, S. 12f.

31. Der Erschrockene.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 33, 11.11.1966, S. 7.

32. Irrtum und Wahrheit.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 38, 16.12.1966, S. 9.

5.1.

6. Pogrome und Konzentrationslager.

In: Das Jahrhundert der Barbarei, hrsg. v. Karlheinz Deschner. München: Kurt Desch 1966, S. 243–315.

7. Was hat Auschwitz mit dem „Deutschen Menschen“ zu tun? (Podiumsdiskussion – Auszüge).
In: Haltungen und Fehlhaltungen in Deutschland. Ein Tagungsbericht, hrsg. v. Hermann Glaser. Freiburg i. Br.: Rombach 1966, S. 107 u. 118f.
8. Leo Baeck.
In: Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte in Porträts, hrsg. v. Hans Jürgen Schultz. Stuttgart/Berlin: Kreuz und Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1966, S. 126–131.
9. Umkum fun di Jidn in Tschechoslowakje.
In: Allgemejn Enzyklopedje in Jiddisch 7: Jidn. New York: Jewish Encyclopedic Handbooks Inc. 1966, S. 48–92.

5.2.

90. Gottfried Keller. Großer Dichter in kleiner Zeit.
In: Hochland (München), 58, Nr. 3, Februar 1966, S. 219–235.
91. Heinrich von Kleists Prosastil.
In: Muttersprache (Mannheim), 76, Nr. 5/6, Mai/Juni 1966, S. 161–164.
92. Wohin treibt die Bundesrepublik?
In: Wort in der Zeit (Graz), Nr. 3, September 1966, S. 5–7.

1967

3.1.

2. Ich werde nicht verstanden.
In: Porträts. 28 Erzählungen über ein Thema, hrsg. v. Walther Karsch. Berlin: F. A. Herbig 1967, S. 49–52.

3.2.

33. Herr Zimmerhackl kommt.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 45, 3.2.1967, S. 8.
34. Ein einziger Mensch.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 46, 10.2.1967, S. 6.
35. Auf der Bühne.
In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 21, Nr. 25, 15.9.1967, S. 7.

5.1.

10. The Jews in National Socialist Compulsory Camps.
In: Fourth World Congress of Jewish Studies. Papers I. Jerusalem: World Union of Jewish Studies 1967, S. 27–34.

5.2.

93. Franz Grillparzer. Ein Dichter gegen seine Zeit.

In: Hochland (München), 59, Nr. 3, Februar/März 1967, S. 261–279.

94. Franz Baermann Steiner.

In: Hochland (München), 59, Nr. 3, Februar/März 1967, S. 291–293.

95. Letter to the Editor. Slight on Survivors.

In: The Guardian (Manchester/London), 27.12.1967, S. 6.

1968

I.

10.a. Panorama. Roman in zehn Bildern. Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1968.

3.2.

36. Schicksal um eine Geigerin.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 22, Nr. 51, 15.3.1968, S. 22.

37. Vollkommen selbstverständlich.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 23, Nr. 7, 17.5.1968, S. 7.
(Titel des Autors: Begreiflicher Besitz).

38. Ein einziger Mensch.

In: Poep (Köln), Nr. 1, Juni 1968, S. 8f.

39. Brieftauben.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 23, Nr. 15, 12.7.1968, S. 12.

40. Auszug aus einem Lande.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 20.9.1968.

41. Die kosmische Bedeutung der Straßenbahn. Textprobe aus *Panorama*.

In: Literarium 16. Hauszeitschrift des Walter-Verlags (Olten/Freiburg i. Br.), o. J. [1968], S. 4–6.

5.2.

96. Ideologie oder Persönlichkeit?

In: Hochland (München), 60, Nr. 3, Februar/März 1968, S. 282–288.

97. [Leserbrief].

In: Der Londoner Bote, 21, Nr. 3/4, März/April 1968, S. 39.
(Veröffentlicht unter Dr. H. A.).

98. Eine Kunst der Freude. Ausstellung des Bildhauers Bernhard Reder in Tel Aviv.

In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden (Düsseldorf), 22, Nr. 52, 22.3.1968, S. 9.

99. Der Mensch und der soziale Verband.

In: Radio + Fernsehen (Bern), Nr. 12, 24.–30.3.1968, S. 46.

100. Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers.
In: Freiheit und Recht. Die Stimme der Widerstandskämpfer für ein freies Europa (Düsseldorf), 14, Nr. 10, Oktober 1968, S. 7–14.
101. Einladung zu meinem *Panorama*. H. G. Adler über seinen neuen Roman.
In: Literarium 16. Hauszeitschrift des Walter-Verlags (Olten/Freiburg i. Br.), o. J. [1968], S. 3.

1969

- I.
- 4.c. Vgl. 6. Übersetzungen ins Englische, 1.
11. Kontraste und Variationen. Essay und 30 Photos. Würzburg: Echter 1969.
12. Ereignisse. Kleine Erzählungen und Novellen. Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1969.
- 3.2.
42. Beobachtungen in der Stadt.
In: Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung (Düsseldorf), 23, Nr. 44, 31.1.1969, S. 9.
43. Die Familie.
In: Ruhrwort (Essen), 11, Nr. 8, 22.2.1969, S. 12.
(Ausschnitt aus *Panorama*).
44. Die beste Absicht.
In: Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung (Düsseldorf), 23, Nr. 49, 7.3.1969, S. 27.
45. Herr Zimmerhackl kommt.
In: Literarium 17. Hauszeitschrift des Walter-Verlags (Olten/Freiburg i. Br.), 1969, S. 9f.
- 6.
1. The Jews in Germany. From the Enlightenment to National Socialism. Notre Dame, Indiana/London: University of Notre Dame Press 1969.
(Übersetzer nicht genannt).

1970

- 3.2.
46. Erfüllte Prophezeiung.
In: Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung (Düsseldorf), 25, Nr. 10, 6.3.1970, S. 22.

47. Mitten im Überfall.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 50, November 1970, S. 577–584.
- 4.1.
3. Allerseelen, Der Wetterhahn, Die Fahrt nach Cythere, Die Uhrzeiger, Hund auf der Straße, Nur Blinklaternen schaukeln.
In: Tür an Tür 1970. Vierte Folge. Gedichte von achtunddreißig österreichischen Autoren, hrsg. v. Rudolf Felmayr. Wien: Bergland 1970, S. 9–12.
- 5.1.
- 11.a. Nachruf bei Lebzeiten.
In: Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren eigenen Nachruf, hrsg. v. Karl Heinz Kramberg. Frankfurt a. M.: Bärmeier & Nickel 1970, S. 11–20.
- 5.2.
102. Das Bittere am Grund der Freude.
In: Kölner Stadt-Anzeiger, 4.11.1970, S. 9.
(Nachruf auf Johannes Urzidil).
- 1971**
- 4.2.
2. Auf dem Wege, Die kleinen Dinge, Gasthaus in verstörter Landschaft.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 52, März 1971, S. 77–79.
- 5.1.
12. Der Autor zwischen Literatur und Politik.
In: Woche der Begegnung, Klagenfurt, 14.–21.6.1970. Landeshauptstadt Klagenfurt und ORF Studio Kärnten o. J. [1971], S. 23–34.
- 13.a. Antisemitismus.
In: Lexikon der Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1971, S. 33–35.
- 14.a. Judentum.
In: Lexikon der Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1971, S. 373–375.

5.2.

103. Tragödie im Kollektiv. Das objektive Entsetzen der Hanna Demetz.
In: Kölner Stadt-Anzeiger, 21.1.1971, S. 18.
(Rezension von: Hanna Demetz *Ein Haus in Böhmen*. Titel der Zeitung).
104. Die Wissenschaftler haben immer noch Angst vor dem Thema Auschwitz.
In: Kölner Stadt-Anzeiger, 1./2.5.1971, S. 10.
(Rezension von: *Studien zur Geschichte der Konzentrationslager*. Titel der Zeitung).
105. Alle Abstraktionen wachsen auf Sumpf.
In: Kölner Stadt-Anzeiger, 2.6.1971.
(Rezension von: Heimito von Doderer *Die Wiederkehr der Drachen*. Titel der Zeitung).
106. Der Autor zwischen Literatur und Politik.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 58, Oktober 1971, S. 470–478.
107. Österreich im Jahre 1934.
In: Domino (Zürich), Nr. 101, November 1971, S. 29f.
(Rezension. Titel des Autors: *Der Mann im Schilf* von George Saiko).

1972

5.1.

15. The "Autonomous" Jewish Administration of Terezín (Theresienstadt).
In: Imposed Jewish Governing Bodies under Nazi Rule. Yivo Colloquium, December 2–5 1967. New York: Yivo Institute for Jewish Research 1972, S. 70–82.
(+ Diskussionsbeiträge S. 69, 83f., 94f. u. 103f.).

5.2.

108. Profile of Yehuda Bacon.
In: Tarbut (New York), Nr. 21, Spring 1972, S. 21.
109. Modische Motive.
In: Domino (Zürich), Nr. 106, Oktober 1972, S. 16.
(Rezension von: Hans Frick *Mulligans Heimkehr*).
110. Herbert Zand und seine Werke.
In: Domino (Zürich), Nr. 106, Oktober 1972, S. 21f.
111. Menschen in Auschwitz.
In: Domino (Zürich), Nr. 107, November 1972, S. 48f.
(Rezension von: Hermann Langbein *Menschen in Auschwitz*).
112. Wilhelm Meissel: Der Weg über die Grenze.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 69, November 1972, S. 564f.

113. Ein Mann spricht gegen die Brandung.
In: Kölner Stadt-Anzeiger, 25./26.II.1972.
(Rezension von: Herbert Zand *Gesammelte Werke* 1–4).
114. Literatur unterm Hradschin – deutsche Dichter in Prag.
In: Prager Nachrichten (München), 23, Nr. 11/12, November/Dezember 1972, S. 9–11.
115. Demostenes spricht gegen die Brandung.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 70, Dezember 1972, S. 622–625.
(Rezension von: Herbert Zand *Demostenes spricht gegen die Brandung*).

1973

3.1.

3. Erfüllte Prophezeiung.
In: 50 seltsame Geschichten, hrsg. v. Joachim Schondorff. Salzburg: Andreas 1973, S. 13–15.

5.1.

13.b. Antisemitismus.

In: Lexikon der Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert. München: dtv 1973, S. 33–35.

14.b. Judentum.

In: Lexikon der Geschichte und Politik im 20. Jahrhundert. München: dtv 1973, S. 373–375.

16. Die Juden in nationalsozialistischen Zwangslagern (historisch und soziologisch betrachtet).
In: Essays über Naziverbrechen. Simon Wiesenthal gewidmet. Amsterdam: Wiesenthal Fonds 1973, S. 87–121.

5.2.

116. In den Tod verwaltet. Ein jüdisches Deportationsschicksal aus dem „Dritten Reich“.

In: Die Pestsäule (Wien), Nr. 5, März 1973, S. 463–478.
(Veränderter Vorabdruck aus *Der verwaltete Mensch*).

117. Darstellung seelischer Interaktion.

In: Domino (Zürich), Nr. 109, Mai 1973, S. 28.
(Rezension von: George Saiko *Erzählungen*).

118. Kampf um Bestand.
In: Domino (Zürich), Nr. 109, Mai 1973, S. 29f.
(Rezension von: Herbert Zand *Demostenes spricht gegen die Brandung*).
119. Lilly Sauter: Zum Himmel wächst das Feld.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 76/77, Juli/August 1973, S. 432–434.
120. Landstriche.
In: Domino (Zürich), Nr. 111, September 1973, S. 29f.
(Rezension von: Peter Rosei *Landstriche*).
121. Heimito von Doderer: Die Erzählungen.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 80, Dezember 1973, S. 623–625.
122. Erinnerungen an Heimito von Doderer, hrsg. v. Xaver Schaffgotsch.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 80, Dezember 1973, S. 625f.

1974

1.
13. Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1974.
- 14.a. Fenster. Sechs Gedichte. London: Alphabox Press 1974.
(Enthält die Gedichte: Verlassene Arche, Zuhören, Sagen der Söhne, Steinerner Gast, Schnur der Erinnerung, Wolf oder Bär).
- 3.2.
48. Cornelius.
In: Allgemeine jüdische Wochenzeitung (Düsseldorf), 29. Nr. 9, 1.3.1974, S. 24.
49. Gestern und heute, Rund um die Helenenkirche.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 196–204.
50. Mirandas Botschaft.
In: Allgemeine jüdische Wochenzeitung (Düsseldorf), 13.9.1974, S. 27 u. 31.
51. Der siegreiche Elefant.
In: Die Furche (Wien), Nr. 43, 26.10.1974, S. 14.
- 4.2.
3. Alte Gewohnheit, Fuchs oder Jäger, Höre dein Haus, Stimmen, Weinlied des Schläfers.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 193–196.

5.1.

11.b. Nachruf bei Lebzeiten.

In: Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren eigenen Nachruf, hrsg. v. Karl Heinz Kramberg. Frankfurt a. M.: Ullstein 1974 (= Ullstein 3020), S. 8–15.

5.2.

123. Dankworte für die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille.

In: Deutschland-Berichte (Bonn), 10, Nr. 4, April 1974, S. 20–22.

124. Frank Thiess: Jahre des Unheils.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 249f.

125. Franz Nabl: Spiel mit Blättern.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 250f.

126. Träume im Spiegel.

In: Domino (Zürich), Nr. 116, Juni 1974, S. 11f.

(Rezension von: Herbert Zand *Träume im Spiegel*).

127. Glückwünsche für Gabriele Tergit.

In: Bericht Juni 1974. P.E.N. Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (London), S. 7.

128. Kafka zwischen den Zeiten.

In: Emuna (Frankfurt a. M.), 9, Nr. 4, Juli/August 1974, S. 260–274.

129. Dankworte für die Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille.

In: Deutsches Pfarrerblatt (Darmstadt), 74, Nr. 15/16, August 1974, S. 506f.

130. [Grüße zum 25. Geburtstag: Ein langjähriger Leser].

In: Der Londoner Bote, 27, Nr. 10, Oktober 1974, S. 4.

1975

1.

15. Viele Jahreszeiten. Gedichte. Wien/München: Albrecht Dürer (übernommen von) Köln: Wienand 1975.

3.1.

4.a. Erfüllte Prophezeiung.

In: Deutsche Erzählungen aus drei Jahrzehnten. Deutschsprachige Prosa seit 1945, hrsg. v. Martin Gregor-Dellin. Tübingen/Basel: Erdmann 1975, S. 359–361.

4.1.

4. Auswahl aus unveröffentlichten Gedichten 1927–1969.

In: H. G. Adler – Buch der Freunde. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975, S. 123–149.

(Enthält die Gedichte: Andere Wege, Ansprache vor den Verletzten, Aschermittwoch, Bald flutet die Nacht, Bangigkeit, Besiegelte Stunde, Das ist der Tod, Die Sorge, Die Uhrzeiger, Fuchs oder Jäger, Geopfert einem fremden Ernst, Gesteinigter Storch, Hafenbild, Krankenhelfer und Greise, Kriegsanfang, Luzifers Klage, Münchner Oktobernacht, Nichts, Schulkinder, Spätherbst, Versteinigung, Verstumme Jagd, Verzauberungen, Wanderers Rastlied, Wer soll es ertragen, Wir haben nichts, Zuspruch, Zwiespalt).

4.2.

4. Steinerner Gast.

In: Neues Rheinland (Köln), 18, Nr. 17, Juli 1975, S. 29.

5.2.

131. Grete Fischer: Die Schuld der Gerechten.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 92, März 1975, S. 115f.

132. Theodor Sapper: Alle Glocken der Erde.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 93, April 1975, S. 183–185.

133. Franz Kafka: Briefe an Ottilie und die Familie.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 93, April 1975, S. 185–188.

1976

I.

16. Die Freiheit des Menschen. Aufsätze zur Soziologie und Geschichte. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1976.

5.1.

17. Die Dichtung der Prager Schule.

In: Im Brennpunkt: ein Österreich. 14 Beiträge auf der Suche nach einer Konstante, hrsg. v. Manfred Wagner. Wien: Europaverlag 1976 (= Beiträge zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte 1), S. 67–98.

5.2.

134. Arnold Schönberg. Eine Botschaft an die Nachwelt.
In: *Literatur und Kritik* (Wien), Nr. 103, April 1976, S. 129–139.
(Berichtigung dazu in: Nr. 104, Mai 1976, S. 206).
135. Franz Nabl: Vaterhaus.
In: *Literatur und Kritik* (Wien), Nr. 103, April 1976, S. 186f.
136. Jeannie Ebner: Protokoll aus einem Zwischenreich.
In: *Literatur und Kritik* (Wien), Nr. 105, Juni 1976, S. 313f.
137. Deutschsprachige Schriftsteller in London.
In: *Wiener Bücherbriefe*, Nr. 5, Oktober 1976, S. 1f.

1977

5.1.

18. Dichtung aus Theresienstadt.
In: *Fruchtblätter. Freundesgabe für Alfred Kelletat*, hrsg. v. Harald Hartung, Walter Heistermann u. Peter M. Stephan. Berlin: Pädagogische Akademie Berlin 1977, S. 137–142.

5.2.

138. In memoriam Grete Fischer.
In: *AJR Information* (London), 32, Nr. 5, Mai 1977, S. 8.
139. Nachruf für Grete Fischer.
In: *Prager Nachrichten* (München), 28, Nr. 5/6, Mai/Juni 1977, S. 20f.
140. Käsebier erobert den Kurfürstendamm.
In: *AJR Information* (London), 32, Nr. 7, Juli 1977, S. 5.
(Rezension von: Gabriele Tergit *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*).
141. [Nachruf für Grete Fischer].
In: Bericht Juni 1977. PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (London), S. 1f.
142. Käsebier erobert den Kurfürstendamm.
In: *Allgemeine jüdische Wochenzeitung* (Düsseldorf), 32, Nr. 32, 12.8.1977, S. 8.
(Rezension von: Gabriele Tergit *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*).
143. Die Orthodoxie des Herzens.
In: *Emuna/Israel Forum* (Rothenburg ob der Tauber), Nr. 2, 1977, S. 19–25.

1978

I.

17. Spuren und Pfeiler. Gedichte von H. G. Adler mit Zeichnungen von Friedrich Danielis. London: Alphabox Press 1978.
(Enthält die Gedichte: Also sagen sie Trauer im Anfang, Andere Wege sprachlos, Andere Wege, Beschwörung gegen die Zeit, Darum Spuren, Hand oder Seele, Den Mut haben sie nicht, Der schöne Zweifel, Drei Vierteile I, Flug und Gedächtnis, Fraglos ist Beginn, Gasthaus in verstörter Landschaft, Höre dein Haus, Münchner Oktobernacht, Spur in den Herbst, Türe und Saat, Über den Tag hin, Zeiten unvergessen, Zielblind verewigt das Wort).
18. Transubstantiations Mixed and Fixed. Konkrete Lautgedichte. London: Writers Forum 1978.
(Enthält die Gedichte: A Disputed Affair, Concentrated Aromatics, Domus Anima, Interpretation of Kant, Not Today, Silly Sicilly, Transubstantiation, Ü Ü Ü Ü Ü Ü).

4.2.

5. Gedichte vom Tod in schlimmen Zeiten.
In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 43, 1978, S. 32–34.
(Enthält die Gedichte: Das ist das Ende, Die Nacht ist endlos, Die Totenmühle, Totentanz, Unter gemordeten Seelen, Versteinerung).

5.1.

19. Irische Landschaft in Zeichnungen zerlegt und zusammengefügt.
In: Oellers-Teuber, Edith: Irische Landschaften. o. O. u. J. [1978] (: Louis Schreder, Mayen (Rhld.)) (KYMA-Reihe), [ohne Seitenzählung].
20. Der verwaltete Mensch.
In: Mein Lesebuch, hrsg. v. Heinrich Böll. Frankfurt a. M.: Fischer 1978 (= Fischer 2077), S. 52–64.
(Auszüge aus *Der verwaltete Mensch*).
21. Geist und Grenzen des Widerstandes.
In: Von der Legitimation der Gewalt. Widerstand und Terrorismus, hrsg. v. Rüdiger von Voss. Stuttgart: Bonn aktuell 1978, S. 13–48.
22. Das Judentum als Religion des Gedenkens und die Orthodoxie des Herzens.
In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 76, 1978, S. 13–29.
23. Der Kaiser von Atlantis. Eine Oper aus Theresienstadt.
In: Der Kaiser von Atlantis. München: ARD Deutsches Fernsehen 1978, [ohne Seitenzählung].

5.2.

144. Poesie der Fakten.

In: AJR Information (London), 33, Nr. 5, Mai 1978, S. 5.
(Rezension von: Arno Reinfank *Feuerbefragung*).

145. Wolfgang Rothe: Der Expressionismus.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 124, Mai 1978, S. 249f.

146. Hinweis auf Franz Baermann Steiner.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 128, September 1978, S. 449f.

1979

1.

19. Zeiten auf der Spur. Zwei Gedichtzyklen. Aachen: Fachhochschule Aachen – Fachbereich Design 1978 [wirklich März 1979].

20. Blicke. Gedichte 1947–1951. Berlin: Europäische Ideen 1979.

2.

2.b. Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Köln/Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt (2., überarb. Aufl.) 1979.

5.1.

24. Arnold Schönberg. Eine Botschaft an die Nachwelt.

In: Moses und Aron. Zur Oper Arnold Schönbergs. Bensberg: Thomas-Morus-Akademie 1979 (= Bensberger Protokolle 28), S. 50–74.

5.2.

147. Glückwünsche zum 85. Geburtstag unserer Sekretärin Gabriele Tergit.

In: Bericht Februar 1979. PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland (London), S. 2.

148. [Am 4. März begeht die angesehene Schriftstellerin Gabriele Tergit ... ihren 85. Geburtstag].

In: AJR Information (London), 34, Nr. 3, März 1979, S. 6f.

149. Ein jüdischer Familienroman. G. Tergits *Effingers*.

In: Rheinischer Merkur (Köln), Nr. 9, 2.3.1979, S. 27.

(Titel des Autors: *Effingers* oder Glanz und Elend der deutschen Juden. Originaltext gekürzt und verändert).

150. *Effingers* oder Glanz und Elend der deutschen Juden.

In: AJR Information (London), 34, Nr. 5, Mai 1979, S. 6f.

151. An der Pforte der Hölle.
 In: Rheinischer Merkur (Köln), Nr. 22, 1.6.1979, S. 4.
 (Rezension von: Wieslaw Kielar *Anus Mundi*. Titel des Autors: Ausschwitz von einem jungen Polen erlebt. Originaltext leicht gekürzt und verändert).
152. Deutsche Exilliteratur in London.
 In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 45/46, 1979, S. 29–32.

1980

1.
 21. Stimme und Zuruf. Gedichte mit einem Nachwort von Manfred Bieler. Hamburg: Albrecht Knaus 1980.
- 4.1.
 5. Gerade vorbei.
 In: VS vertraulich 4, hrsg. v. Bernt Engelmann. München: Goldmann 1980 (= Goldmann 3997), S. 109f.
- 4.2.
 6. Späte Landschaft.
 In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.4.1980, S. 23.
- 5.1.
 25. Die Sprache der Gewalt und ihre Wörter.
 In: Abhandlungen aus der Pädagogischen Hochschule Berlin 7. Berlin: Colloquium 1980, S. 179–217.

1981

- 4.2.
 7. Richtung im Sande, Überbrücken.
 In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 51, 1981, S. 26 u. 35.
- 5.1.
 26. Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil.
 In: Literatur des Exils. Eine Dokumentation über die P.E.N.-Jahrestagung in Bremen vom 18. bis 20. September 1980, hrsg. v. Bernt Engelmann. München: Goldmann 1981 (= Goldmann 6362), S. 18–28.
 (Der Text enthält zwei Gedichte: Krankenstube, An Prometheus).

27. Zu Hause im Exil.
In: Autoren im Exil, hrsg. v. Karl Corino. Frankfurt a. M.: Fischer 1981 (= Fischer 6458), S. 242–253.
(Titel des Autors: Zuhause im Exil).
28. Rechenschaft in dunkler Zeit – Leo Baeck und sein Werk.
In: Unter dem Bogen des Bundes. Beiträge aus jüdischer und christlicher Existenz, hrsg. v. Hans Hermann Henrix. Aachen: Einhard 1981 (= Aachener Beiträge zu Pastoral- und Bildungsfragen 11), S. 89–107.
- 6.
2. A Town Remembered [= Stadt in Erinnerung], Arrival [= Ankunft].
In: Anthology of Modern Austrian Literature, hrsg. Adolf Opel. London: Oswald Wolff 1981, S. 56f.
(Übersetzt von Richard Carroll).

1982

- 3.1.
- 4.b. Erfüllte Prophezeiung.
In: Deutsche Erzählungen aus vier Jahrzehnten. Deutschsprachige Prosa seit 1945, hrsg. v. Martin Gregor-Dellin. Tübingen/Basel: Erdmann 1982, S. 407–409.
- 3.2.
52. Die Fahrt.
In: Das Pult (St. Pölten), 14, Nr. 63, 1982, S. 40–46.
- 4.1.
6. Erinnerungen. Drei Gedichte für Heinrich Böll.
In: Ein Autor schafft Wirklichkeit. Heinrich Böll zum 65., hrsg. v. René Böll u. a. Köln: Kiepenheuer & Witsch und Bornheim: Lamuv 1982, S. 9–11.
(Enthält die Gedichte: An die Vergangenheit, Aufblick im Alter, Eingewöhnung).
- 4.2.
8. Gedichte aus dem Zyklus *Unendliches Ende*.
In: Das Pult (St. Pölten), 14, Nr. 63, 1982, S. 33–39.
(Enthält die Gedichte: Auf dem Scheideweg, Erwartung im Gewissen, Es bedarf noch, Glücklicher Tausch, Maß und Mitte, Tägliche Fortschritte).

1983

3.1.

5. Dankbarkeit.

In: Spiegellose Räume. Die besten Erzählungen aus dem Wettbewerb für christliche Literatur – Kurzprosa 1982. Graz: Styria 1983, S. 11–20.

5.1.

29. Rechenschaft in dunkler Zeit – Leo Baeck und sein Werk.

In: Leo Baeck – Lehrer und Helfer in schwerer Zeit, hrsg. v. Werner Licharz. Frankfurt a. M.: Haag + Herchen 1983 (= Arnoldshainer Texte 20), S. 62–79.

5.2.

153. „Der Führer“ – Hitlers Persönlichkeit und Charakter. Eine biographisch-charakterologische Studie von Hans-Jürgen Eitner.

In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 56, 1983, S. 22–25.

1984

2.

2.c. Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Köln/Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt (3., überarb. Aufl.) 1984 (= Taschenbücher Syndikat/EVA 30).

3.1.

6. Ein aufgegebener „Bild“-Anfang. (6. „Bild“).

In: Lanz, Alfred Otto: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“. *Panorama* als Minusverfahren des Entwicklungsromans und Negation der Möglichkeit rationaler Welterkenntnis. Bern u. a.: Peter Lang 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 808), S. 140–148.

3.2.

53. Postulapini und sein Gang.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 187/188, September/Okttober 1984, S. 374–377.

5.1.

30. Nachruf bei Lebzeiten.

In: Lanz, Alfred Otto: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“. *Panorama* als Minusverfahren des Entwicklungsromans und Negation der Möglichkeit

rationaler Welterkenntnis. Bern u. a.: Peter Lang 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 808), S. 150–160.

5.2.

154. Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas.
In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 58, 1984, S. 37–42.
(Rezension).

6.

3. The Great King [= Der große König].
In: Comparative Criticism 6. Cambridge University Press 1984, S. 269f.
(Übersetzt von Jeremy Adler).

1985

I.

- 14.b. Vgl. 6. Übersetzungen ins Englische, 4.

3.2.

54. Die Fahrt.
In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 197/198, September/Okttober 1985, S. 352–360.

4.2.

9. Menschlich ist allerlei, Zweifelhafte Wissen.
In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 60, 1985, S. 11f.

5.1.

31. [Brief].
In: Freundschaft, so soll es bleiben. Thomas Kosta zum 60. Geburtstag 19. April 1985, hrsg. v. Gunther Heyder. Köln: Bund 1985, S. 5.

5.2.

155. Über Hermann Grab. Der Stadtpark und andere Erzählungen.
In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 60, 1985, S. 8–11.

6.

4. Windows / Fenster. London: Writers Forum 1985.

(Übersetzt von Jeremy Adler, mit Illustrationen von Bob Cobbing. Enthält die Gedichte: Deserted Ark / Verlassene Arche, Listening / Zuhören, Sayings and Legends of the Sons / Sagen der Söhne, The Stone Guest / Steinerner Gast, Thread of Memory / Schnur der Erinnerung, Wolf or Bear / Wolf oder Bär).

1986

5.2.

156. Über Hermann Grab. Der Stadtpark und andere Erzählungen.

In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 205/206, Juli/August 1986, S. 273–275.

157. Abschiedsworte für Heinrich Böll.

In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 62, 1986, S. 19f.

158. Verlorener Adam aus Prag. J. P. Hodins Erinnerungen an eine böhmische Jugend.

In: Die Welt (Bonn), 12.7.1986, S. 21.

(Rezension von: Josef Paul Hodin *Dieses Mütterchen hat Krallen. Die Geschichte einer Prager Jugend*. Titel der Zeitung statt Hodins Buchtitel. Originaltext gekürzt und verändert).

1987

I.

4.d. Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. München/Zürich: Piper 1987 (= Serie Piper 766).

22. Vorschule für eine Experimentaltheologie. Betrachtungen über Wirklichkeit und Sein. Stuttgart: Franz Steiner 1987.

4.I.

7. Gemilderte Sorge. Joseph Strelka ehrungsvoll zugeeignet.

In: Sinn und Sinn-Bild. Festschrift für Joseph P. Strelka zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ernst Schönwiese. Bern u. a.: Peter Lang 1987, S. 13.

1988

I.

4.e. Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. München/Zürich: Piper (2. Aufl.) 1988.

- 10.b. Panorama. Roman in zehn Bildern mit einem Nachwort von Peter Demetz. München/Zürich: Piper 1988 (= Serie Piper 891).
23. Hausordnung. Wortlaut und Auslegung. Wien: Wiener Journal 1988 (Edition Atelier).
- 2.
- 2.d. Auschwitz. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Frankfurt a. M.: Athenäum (4. Aufl.) 1988 (= Athenäums Taschenbücher, Die kleine weiße Reihe 30).
- 3.I.
7. [Mehr ist nicht hier ...].
In: Dieser verspätete Schrei. Ein Lesebuch zusammengestellt v. Hans Hütt. Stadt Frankfurt a. M. 1988, S. 3–6 (in: Zerstörung, Verlust, Erinnerung. Essays und Materialien, hrsg. in 16 Einzelbänden v. Peter Hahn im Auftrag der Stadt Frankfurt am Main aus Anlaß des 50. Jahrestages der Pogrom-Nacht vom 9. November 1938. Badenweiler: Oase 1988).
(Ausschnitt aus *Panorama*).
(Vgl. auch S. 59–62: Die Peststadt. Vier Gedichte von Peter Kien, aus: H. G. Adler *Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente*).
- 4.I.
8. Da es vernächtlicht, Einfahrt und Frieden, Endliche Erwartung.
In: Zehn Takte Weltmusik. Eine Lyrik-Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, hrsg. v. Arno Reinfrank. Gerlingen: Bleicher 1988, S. 38–41.
- 4.2.
10. Zeitlos.
In: Wiener Journal, Nr. 97, Oktober 1988, S. 30.
11. Zeitlos.
In: European Judaism (London), 22, Nr. 1, 1988/89, S. 58.
- 6.
5. Timeless [= Zeitlos].
In: European Judaism (London), 22, Nr. 1, 1988/89, S. 59.
(Übersetzt von Jeremy Adler).

Ergänzung: Übersetzungen ins Tschechische (möglicherweise unvollständig)

Záměna [= Eine Verwirrung].

In: Pochodeň (Prag), 4./5.3.1967, S. 5.

(Übersetzt von Jan Ort).

Nikdo mě nachápe [= Ich werde nicht verstanden].

In: Pochodeň (Prag), 8./9.3.1969, S. 10f.

(Übersetzt von Jan Ort).

Splněné proctví [= Erfüllte Prophezeiung].

In: Průboj (Aussig [= Ústí nad Labem]), 27./28.3.1971, S. 9.

(Übersetzt von František Marek).

XI.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Im ersten Teil des Literatur- und Quellenverzeichnisses sind zu Beginn alle eigenständigen Publikationen von H. G. Adler sowie alle von ihm herausgegebenen Werke in chronologischer Reihenfolge erfaßt. Danach folgen diejenigen kürzeren Texte, unveröffentlichten Quellen und Interviews, aus denen in dieser Arbeit zitiert wird. (Die Originale der unveröffentlichten Quellen befinden sich mit einer einzigen Ausnahme alle im Deutschen Literaturarchiv, Schiller Nationalmuseum, Marbach am Neckar. Die neun Interviews sind alle bislang bekannten Interviews mit H. G. Adler.) Im zweiten Teil ist außer der verwendeten auch ausgewählte weiterführende Literatur und Sekundärliteratur angegeben.

Darüber hinaus soll hier noch ein Hinweis auf Unternehmungen erfolgen, deren Ergebnisse in diese Bibliographie nicht aufgenommen wurden: In tschechischer Sprache erscheint bei Barrister & Principal (Brünn [= Brno]) seit 2003 eine mehrbändig konzipierte Auswahl aus Adlers literarischen wie wissenschaftlichen Schriften, und Prostor (Prag) hat 1998 eine Aufsatzsammlung verlegt. Seit 1994 kommt – ebenfalls in Prag – das Jahrbuch *Theresienstädter Studien und Dokumente* des Instituts Theresienstädter Initiative heraus, das sich mit verschiedenen Aspekten des „Protektorats Böhmen und Mähren“ (1939–1945), des Lagers („Ghettos“) Theresienstadt und somit auch mit dem Werk H. G. Adlers auseinandersetzt (Internetadresse: www.terezinstudies.cz).

*H. G. Adler**1. Selbständige Werke (und Übersetzungen davon ins Englische)*

Meer und Gebirge. Radolfzell am Bodensee: Heim-Verlag Adolf Dreßler 1931. (Veröffentlicht unter dem Namen Günther Adler).

- a. Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft (Geschichte, Soziologie, Psychologie). Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1955.
- b. 2., verbesserte und ergänzte Auflage. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1960.
- c. Reprint (Nachdruck) der 2. Auflage mit einem Nachwort von Jeremy Adler. Göttingen: Wallstein 2005.

Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1958.

- a. Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“. Bonn: Bundeszentrale für Heimatdienst 1958 (= Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst 34).
- b. 2. Auflage. Bonn: Bundeszentrale für Heimatdienst 1960.
- a. Die Juden in Deutschland. Von der Aufklärung bis zum Nationalsozialismus. München: Kösel 1960.
- b. 2. Auflage. München: Kösel 1961.
- c. The Jews in Germany. From the Enlightenment to National Socialism. Notre Dame, Indiana/London: University of Notre Dame Press 1969. (Übersetzer nicht genannt).
- d. Taschenbuchausgabe. München/Zürich: Piper 1987 (= Serie Piper 766).
- e. 2. Auflage als Taschenbuch. München/Zürich: Piper 1988.

Unser Georg und andere Geschichten. Wien: Bergland 1961 (= Neue Dichtung aus Österreich 83/84).

- a. Eine Reise. Erzählung. Bonn: Bibliotheca Christiana 1962.
- b. Eine Reise. Roman mit einem Nachwort von Jeremy Adler. Wien: Zsolnay 1999.
- c. Taschenbuchausgabe. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2002 (= AtV 1854).
- d. The Journey. A Novel. New York: Random House 2008 (Übersetzt und eingeleitet von Peter Filkins, mit einem Nachwort von Jeremy Adler).

Der Fürst des Segens. Parabeln – Betrachtungen – Gleichnisse. Bonn: Bibliotheca Christiana 1964.

Die Erfahrung der Ohnmacht. Beiträge zur Soziologie unserer Zeit. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1964 (= Sammlung „res novae“. Veröffentlichungen zu Politik, Wirtschaft, Soziologie und Geschichte 29).

Sodoms Untergang. Bagatellen. Bonn: Bibliotheca Christiana 1965.

- a. Panorama. Roman in zehn Bildern. Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1968.
- b. Taschenbuchausgabe mit einem Nachwort von Peter Demetz. München/Zürich: Piper 1988 (= Serie Piper 891).

Kontraste und Variationen. Essay und 30 Photos. Würzburg: Echter 1969.

Ereignisse. Kleine Erzählungen und Novellen. Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1969.

Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1974.

- a. Fenster. Sechs Gedichte. London: Alphabox Press 1974.
- b. Windows / Fenster. London: Writers Forum 1985. (Übersetzt von Jeremy Adler, mit Illustrationen von Bob Cobbing).

Viele Jahreszeiten. Gedichte. Wien/München: Albrecht Dürer (übernommen von) Köln: Wienand 1975.

Die Freiheit des Menschen. Aufsätze zur Soziologie und Geschichte. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1976.

Spuren und Pfeiler. Gedichte von H. G. Adler mit Zeichnungen von Friedrich Danielis. London: Alphabox Press 1978.

Transubstantiations Mixed and Fixed. Konkrete Lautgedichte. London: Writers Forum 1978.

Zeiten auf der Spur. Zwei Gedichtzyklen. Aachen: Fachhochschule Aachen – Fachbereich Design 1978 [wirklich März 1979].

Blicke. Gedichte 1947–1951. Berlin: Europäische Ideen 1979.

Stimme und Zuruf. Gedichte mit einem Nachwort von Manfred Bieler. Hamburg: Albrecht Knaus 1980.

Vorschule für eine Experimentaltheologie. Betrachtungen über Wirklichkeit und Sein. Stuttgart: Franz Steiner 1987.

Hausordnung. Wortlaut und Auslegung. Wien: Wiener Journal 1988 (Edition Atelier).

a. Die unsichtbare Wand. Roman mit einem Nachwort von Jürgen Serke. Wien/Darmstadt: Zsolnay 1989.

b. Taschenbuchausgabe. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2003 (= AtV 1139).

Der Wahrheit verpflichtet. Interviews, Gedichte, Essays, hrsg. v. Jeremy Adler. Gerlingen: Bleicher 1998.

Literární tvorba Pražské školy / Die Dichtung der Prager Schule. Essay mit einem Vorwort von Jeremy Adler. Brünn [= Brno]: Barrister & Principal 2003. (Übersetzt von Iva Kratochvílová und Tomáš Kafka).

H. G. Adler und Hermann Broch – zwei Schriftsteller im Exil. Briefwechsel, hrsg. v. Ronald Speirs u. John White. Göttingen: Wallstein 2004. (Englische Übersetzung in: *Comparative Criticism* 21. Cambridge University Press 1999, S. 131–200).

Über Franz Baermann Steiner. Brief an Chaim Rabin, hrsg. v. Jeremy Adler u. Carol Tully. Göttingen: Wallstein 2006.

2. Herausgegebene Werke

Steiner, Franz Baermann: *Unruhe ohne Uhr*. Ausgewählte Gedichte aus dem Nachlaß, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1954 (= 3. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt).

a. *Auschwitz*. Zeugnisse und Berichte, hrsg. v. H. G. Adler, Hermann Langbein u. Ella Lingens-Reiner. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1962.

b. 2., überarbeitete Auflage. Köln/Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1979.

c. 3., überarbeitete Auflage. Köln/Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1984 (= Taschenbücher Syndikat/EVA 30).

d. 4. Auflage nach der 3., überarbeiteten Auflage. Frankfurt a. M.: Athenäum 1988 (= Athenäums Taschenbücher, Die kleine weiße Reihe 30).

e. 5. Auflage. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1994.

f. 6. Auflage. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1995.

Steiner, Franz Baermann: Eroberungen. Ein lyrischer Zyklus, hrsg. v. H. G. Adler. Heidelberg: Lambert Schneider 1964 (= 33. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt).

3. *Unselbständige Werke*

- H. G. Adler über Theresienstadt. In: Frankfurter Jüdisches Gemeindeblatt, 1, Nr. 5/6, September 1955, S. 4f.
- Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers. In: Akten des 18. Internationalen Soziologenkongresses (Nürnberg, 10.–17.9.1958) 3. Meisenheim am Glan: Anton Hain o. J., S. 3–17.
- Nachruf bei Lebzeiten. In: Vorletzte Worte. Schriftsteller schreiben ihren eigenen Nachruf, hrsg. v. Karl Heinz Kramberg. Frankfurt a. M.: Bärmeier & Nickel 1970, S. 11–20.
- Die Dichtung der Prager Schule. In: Im Brennpunkt: ein Österreich. 14 Beiträge auf der Suche nach einer Konstante, hrsg. v. Manfred Wagner. Wien: Europaverlag 1976 (= Beiträge zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte 1), S. 67–98.
- Deutschsprachige Schriftsteller in London. In: Wiener Bücherbriefe, Nr. 5, Oktober 1976, S. 1f.
- Dichtung in der Gefangenschaft als inneres Exil. In: Literatur des Exils. Eine Dokumentation über die P.E.N.-Jahrestagung in Bremen vom 18. bis 20. September 1980, hrsg. v. Bernt Engelmann. München: Goldmann 1981 (= Goldmann 6362), S. 18–28.
- Zu Hause im Exil. In: Autoren im Exil, hrsg. v. Karl Corino. Frankfurt a. M.: Fischer 1981 (= Fischer 6458), S. 242–253.
- Ein aufgegebenener „Bild“-Anfang. (6. „Bild“). In: Lanz, Alfred Otto: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“. *Panorama* als Minusverfahren des Entwicklungsromans und Negation der Möglichkeit rationaler Welterkenntnis. Bern u. a.: Peter Lang 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 808), S. 140–148.
- Brief an Veza Canetti vom 5.6.1950. In: Veza Canetti, hrsg. v. Ingrid Spörk u. Alexandra Strohmaier. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 24), S. 211–215.

4. *Unveröffentlichte Werke, Vorstufen zu veröffentlichten Werken, Vorträge u. ä. (Nachlaß H. G. Adler)*

- Juden in der deutschen Dichtkunst. Ein Vortrag, 5 S. (gehalten in Theresienstadt anlässlich Franz Kafkas 60. Geburtstag am 3.7.1943).
- Nach der Befreiung. Ein Wort an die Mitwelt, 3 S. (12.12.1945).
- Gedichte. Zweiter Band, 212 unnummerierte S. (Gedichte 1942–1946).
- Die Geschichte des Prager Jüdischen Museums, 9 S. (12.3.1947, Vortrag).

- Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Das [gestrichen: Nazi] „Ghetto“ Terezín 1941–1945 (Geschichte – Soziologie – Psychologie), Nachwort, 4 S. (1. Fassung, 1947/48).
- Panorama. A Novel in ten Pictures by H. G. Adler, 9 S. (undatiert, englische Synopsis).
- Der Weg der deutschen Bibliothek in London, 9 S. (ca. August 1951).
- Die Wand, 930 nummerierte S. + Zusatzblätter (3. Niederschrift, beendet am 23.10.1960).
- H. G. Adler über *Eine Reise*, 1 S. (9.6.1965).
- Interview mit H. G. Adler, 15 S. + handschriftlich überarbeitete Originaltranskription, 18 S. (geführt und aufgenommen von Friedrich Danielis am 11.3.1981 in Wien, überarbeitet von H. G. Adler am 28. und 29.3.1981 in Brixen im Thale).

5. *Lebensläufe (Nachlaß H. G. Adler)*

- Kurzer Lebensbericht von H. G. Adler, 2.12.1952, 4 S.
- Lebenslauf, 31.1.1955, 4 S.
- Anspruchsloser Lebenslauf, 27.9.1959, 3 S.
- Bericht über H. G. Adler, undatiert, 1964/65, 3 S.

6. *Briefe (Nachlaß H. G. Adler und Literaturhaus Wien)*

- Adolf Dreßler an H. G. Adler, Radolfzell am Bodensee, 19.5.1931, 1 S.
- H. G. Adler an Emil Faktor, Prag, undatiert, vor dem 21.5.1937, 1 S.
- Jewish Community in Prague (Preparatory Committee) an H. G. Adler, Prag, 1.10.1946, 1 S.
- Wolfgang Burghart an H. G. Adler, Mittersill, 5.10.1947, 20 S.
- H. G. Adler an Wolfgang Burghart, London, 17.10.1947 (Abschrift), 11 S.
- Direktion des Prager Jüdischen Museums an H. G. Adler, Prag, 23.2.1948, 1 S.
- H. J. Fischer, Bestätigung („to whom it may concern“), London, 1.5.1949.
- H. G. Adler an Wilhelm Unger, London, 10.5.1950, 21 S.
- H. G. Adler an Veza Canetti, London, 5.6.1950, 3 S.
- H. G. Adler an Hans Carossa, London, 16.1.1952, 1 S.
- Max Brod an H. G. Adler, o. O., 18.2.1967 (Abschrift, Auszug), 1 S.
- H. G. Adler an Viktor Suchy, London, 13.2.1975, 1 S. + Formular (Literaturhaus Wien).

7. *Interviews*

- I 1. Zwanzig Jahre keinen Verlag gefunden. Telefonat mit dem in London lebenden Schriftsteller H. G. Adler. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 28.5.1969, Feuilleton, S. 8. (Interviewpartner: Mathias Schreiber).

- I 2. Kein großer Dichter bricht mit der Tradition. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 25.3.1970. (Interviewpartner: Mathias Schreiber).
- I 3. „Ich bin ein denkender Dichter“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 16./17.3.1974, Bunte Blätter, S. 2. (Interviewpartner: Armin Halstenberg).
- I 4. Woche der Brüderlichkeit an jedem Tag des Jahres. Interview mit Rolf Vogel. In: Deutschland-Berichte (Bonn), 10, Nr. 4, April 1974, S. 22–24.
- I 5. [Gespräch, das Manfred Moschner von der „Deutschen Welle“ mit H. G. Adler führte und das am 25.4.1974 gesendet wurde]. In: Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland. Ein Jahr im Spiegel der Presse. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), o. J., S. 2–4.
- I 6. Sonderinterview von Alfred Joachim Fischer mit H. G. Adler. Aufgenommen im August 1980 und vom Schulfunk des „Senders Freies Berlin“ am 17. und 18. März 1981 ausgestrahlt. In: Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Franz Steiner 1987, S. 191–201.
- I 7. „Da gäbe es noch viel mehr zu berichten ...“. Interview mit H. G. Adler von Friedrich Danielis. In: Das Pult (St. Pölten), 14, Nr. 63, 1982, S. 47–58. (Die hier veröffentlichte Version des Interviews ist mitunter fehlerhaft und entspricht an mehreren Stellen nicht der von H. G. Adler redigierten und autorisierten Fassung, die auch gekürzt wurde. In dieser Arbeit ist der Originalwortlaut in eckigen Klammern wiederhergestellt. Das Interview ist vollständig veröffentlicht in: Zwischenwelt (Wien), 25, Nr. 3/4, Dezember 2008, S. 19–27.)
- I 8. Erinnerungen an Leo Baeck, den deutschen Widerstand und die Konzentrationslager. Gespräch mit Herrn Dr. H. G. Adler. In: Deutschland-Berichte (Bonn), 21, Nr. 3, März 1985, S. 42–44.
- I 9. H. G. Adler im Gespräch mit Hans Christoph Knebusch. Aufzeichnung der Gespräche im Januar 1986, Erstsending am 11.11.1986. In: Jüdische Lebenswege, nach der Sendereihe des ZDF *Zeugen des Jahrhunderts* hrsg. v. Karl B. Schnelting. Frankfurt a. M.: Fischer 1987 (= Fischer 4604), S. 155–186. (Das Interview enthält ein Gedicht: Bereitschaft).

Verwendete und ausgewählte weiterführende Literatur und Sekundärliteratur

I. Selbständige Werke

- Bayley, John: *Iris. A Memoir of Iris Murdoch*. London: Gerald Duckworth & Co. Ltd. 1998.
 Elegie für Iris. München: C. H. Beck 2000.
- , -: *Iris and the Friends. A Year of Memories*. London: Gerald Duckworth & Co. Ltd. 1999.
- Benz, Wolfgang: *Der Holocaust*. Nördlingen: C. H. Beck (5. Aufl.) 2001 (= Wissen in der Beck'schen Reihe 2022). (1. Aufl. 1995, 6. Aufl. 2005).
- Berg, Nicolas: *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*.

- Göttingen: Wallstein 2003 (= *Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* 3).
- Böll, Heinrich: *Frankfurter Vorlesungen*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1966.
- Canetti, Elias: *Die Blendung*. Roman. Wien u. a.: Reichner 1935.
- Neuaufgabe. München: Weismann 1948.
2. Neuaufgabe. München/Wien: Hanser 1963.
- , -: *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen 1960.
- , -: *Welt im Kopf, eingeleitet und ausgewählt von Erich Fried*. Graz/Wien: Stiasny 1962 (= Stiasny-Bücherei 102).
- , -: *Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942–1972*. München/Wien: Hanser 1973.
- , -: *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*. München/Wien: Hanser 1977.
- , -: *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*. München/Wien: Hanser 1980.
- , -: *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937*. München/Wien: Hanser 1985.
- , -: *Nachträge aus Hampstead. Aus den Aufzeichnungen 1954–1971*. München/Wien: Hanser 1994.
- , -: *Aufzeichnungen 1992–1993*. München/Wien: Hanser 1996.
- , -: *Party im Blitz. Die englischen Jahre, mit einem Nachwort von Jeremy Adler* hrsg. v. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2003.
- , -: *Aufzeichnungen für Marie-Louise*, hrsg. v. Jeremy Adler. München/Wien: Hanser 2005.
- Elias Canetti. *Bilder aus seinem Leben*, hrsg. v. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2005.
- Canetti, Elias und Veza Canetti: *Briefe an Georges*, hrsg. v. Karen Lauer u. Kristian Wachinger. München/Wien: Hanser 2006.
- Canetti, Veza: *Die Gelbe Straße*. Roman mit einem Vorwort von Elias Canetti und einem Nachwort von Helmut Göbel. München/Wien: Hanser 1990.
- , -: *Der Oger*. Ein Stück mit einem Nachwort von Elias Canetti. München/Wien: Hanser 1991.
- , -: *Geduld bringt Rosen*. Erzählungen. München/Wien: Hanser 1992.
- , -: *Die Schildkröten*. Roman mit einem Nachwort von Fritz Arnold und einer Lebenschronik. München/Wien: Hanser 1999.
- , -: *Der Fund*. Erzählungen und Stücke mit einem Nachwort von Angelika Schedel. München/Wien: Hanser 2001.
- Conradi, Peter J.: *Iris Murdoch. A Life*. London: Harper/Collins 2001.
- Iris Murdoch. *Ein Leben*. Wien/Frankfurt a. M.: Deuticke 2002.
- Demetz, Peter: *After the Fires. Recent Writings in the Germanies, Austria and Switzerland*. San Diego u. a.: Harcourt Brace Jovanovich 1986.
- Fette Jahre, magere Jahre*. Deutschsprachige Literatur von 1965 bis 1985. München/Zürich: Piper 1988.
- Fárová, Anna: *František Drtikol. Photograph des Art deco*, hrsg. v. Manfred Heiting. München u. a.: Schirmer-Mosel 1993.
- Fischer, Ernst: *Erinnerungen und Reflexionen*, hrsg. v. Karl-Markus Gauß. Frankfurt a. M.: Sandler 1987.

- Fischer, Grete: Dienstboten, Brecht und andere. Zeitgenossen in Prag, Berlin, London. Olten/Freiburg i. Br.: Walter 1966.
- Fleischli, Alfons: Franz Baermann Steiner. Leben und Werk. Hochdorf: Buchdruckerei Hochdorf 1970.
- Göbel, Helmut: Elias Canetti. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt 2005 (= rm 50585).
- Görner, Rüdiger: Londoner Fragmente. Eine Metropole im Wort. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 2003 (Literarische Streifzüge).
- Hamburger, Michael: „A Mug’s Game“. Intermittent Memoires 1924–1954. Cheadle: Carcanet Press 1973.
- Hanuschek, Sven: Elias Canetti. Biographie. München/Wien: Hanser 2005.
- Hocheneder, Franz: H. G. Adler – Werk und Nachlaß. Eine bio-bibliographische Studie. Wien: phil. Diss. [masch.] 1997.
- Ivanji, Ivan: Schattenspringen. Roman. Wien: Picus 1993.
- Kaukoreit, Volker: Vom Exil bis zum Protest gegen den Krieg in Vietnam. Frühe Stationen des Lyrikers Erich Fried. Werk und Biographie 1938–1966. Darmstadt: Häusser 1991.
- Klüger, Ruth: Weiter leben. Eine Jugend. Göttingen: Wallstein 1992.
- Kolářová, Eva: Das Theresienstadt-Bild in Werken der Häftlinge. Aussig [= Ústí nad Labem]: ÚSGS UJEP 1998.
- Kraus, Karl: Aphorismen, hrsg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986 (= st 1318).
- Lanz, Alfred Otto: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“. *Panorama* als Minusverfahren des Entwicklungsromans und Negation der Möglichkeit rationaler Welterkenntnis. Bern u. a.: Peter Lang 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 808).
- Lawrie, Steven W.: Erich Fried. A Writer without a Country. New York u. a.: Peter Lang 1996 (= Austrian Culture 24).
- Mack, Michael: Anthropology as Memory. Elias Canetti’s and Franz Baermann Steiner’s Responses to the Shoah. Tübingen: Niemeyer 2001 (= *Conditio Judaica* 34. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte).
- Mandl, Herbert Thomas: Durst, Musik, Geheime Dienste. o. O. [München]: Boer 1995.
- Marie-Louise von Motesiczky (1906–1996). *The Painter / Die Malerin*, hrsg. v. Jeremy Adler u. Birgit Sander. München u. a.: Prestel 2006.
- Northey, Anthony: Kafkas Mischpoche. Berlin: Wagenbach 1988 (= Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 6).
- „Ortlose Botschaft“. Der Freundeskreis H. G. Adler, Elias Canetti und Franz Baermann Steiner im englischen Exil, bearbeitet von Marcel Atze, mit Beiträgen von Jeremy Adler und Gerhard Hirschfeld, in Zusammenarbeit mit der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart, hrsg. v. Ulrich Ott 1998 (= *Marbacher Magazin* 84).
- Pross, Steffen: „In London treffen wir uns wieder“. Vier Spaziergänge durch ein vergessenes Kapitel deutscher Kulturgeschichte. Frankfurt a. M.: Eichborn 2000.

- Rupnow, Dirk: Täter – Gedächtnis – Opfer. Das „Jüdische Zentralmuseum“ in Prag 1942–1945. Wien: Picus 2000.
- Schedel, Angelika: Sozialismus und Psychoanalyse. Quellen von Veza Canettis literarischen Utopien. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Bruchlinien. Vorlesungen zur österreichischen Literatur von 1945 bis 1990. Salzburg/Wien: Residenz 1995.
- , -: Ohne Nostalgie. Zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit. Wien u. a.: Böhlau 2002 (= Literaturgeschichte in Studien und Quellen 7).
- Sebald, W. G.: Austerlitz. München/Wien: Hanser 2001.
- Serke, Jürgen: Böhmisches Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft. Wien/Hamburg: Zsolnay 1987.
- Steiner, Franz Baermann: Taboo, hrsg. v. Laura Bohannan. London: Cohen & West und New York: Philosophical Library 1956.
- Taschenbuchausgabe. Harmondsworth u. a.: Pelican 1967.
- Neuaufgabe. London: Routledge 2004.
- , -: Fluchtvergnügnlichkeit. Feststellungen und Versuche, eine Auswahl v. Marion Hermann-Röttgen. Stuttgart: Flugasche 1988 (Edition Walfisch).
- , -: Modern Poetry in Translation. Franz Baermann Steiner. London: King's College 1992. (Übersetzt von Michael Hamburger, zweisprachige Ausgabe).
- , -: Taboo, Truth, and Religion. Selected Writings 1, hrsg. v. Jeremy Adler u. Richard Fardon. New York/Oxford: Berghahn 1999 (= Methodology and History in Anthropology 2).
- , -: Orientpolitik, Value, and Civilisation. Selected Writings 2, hrsg. v. Jeremy Adler u. Richard Fardon. New York/Oxford: Berghahn 1999 (= Methodology and History in Anthropology 3).
- , -: Am stürzenden Pfad. Gesammelte Gedichte, hrsg. v. Jeremy Adler. Göttingen: Wallstein 2000 (= 76. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung).
- , -: Zivilisation und Gefahr. Schriften zur Anthropologie, Politik und Religion, hrsg. v. Jeremy Adler u. Richard Fardon. Göttingen: Wallstein 2008.
- Theresienstadt in der „Endlösung der Judenfrage“, hrsg. v. Miroslav Kárný, Vojtěch Blodig u. Margita Kárná. Prag: Panorama 1992.
- (Zitiert werden folgende Beiträge: Vorwort, S. 5–25; Miroslav Kárný: Ergebnisse und Aufgaben der Theresienstädter Historiographie, S. 26–40; Wolfgang Benz: Theresienstadt in der Geschichte der deutschen Juden, S. 70–78; Ruth Bondy: Jakob Edelstein. Der erste Judenälteste von Theresienstadt, S. 79–87; Albert H. Friedlander: Leo Baeck in Theresienstadt, S. 119–130; David Bloch: Versteckte Bedeutungen. Symbole in der Musik von Theresienstadt, S. 140–149; Miroslav Kryl: Das Tagebuch Egon Redlichs, S. 150–155; Vojtěch Blodig: Die letzte Phase der Entwicklung des Ghettos Theresienstadt, S. 267–278).
- Ziegler, Nicolas: Eroberungen. Das Hauptwerk der Dichtung von Franz Baermann Steiner. London: phil. Diss. [masch.] 2000.

2. Aufsatz- und Textsammlungen zu H. G. Adler (in chronologischer Reihenfolge)

H. G. Adler – Buch der Freunde. Stimmen über den Dichter und Gelehrten mit unveröffentlichter Lyrik, hrsg. v. Willehad P. Eckert u. Wilhelm Unger. Köln: Wienand 1975.

(Ingeborg Drewitz: H. G. Adler, S. 7; Grete Fischer: Reinheit setzt sich gegen Zynismus durch, S. 8–13; Wilhelm Unger: Das andere Deutschland, S. 14–18; Theodor Heuss: Aus dem Erlebnis heraus Historiker, S. 19; Willehad Paul Eckert: Begegnungen mit H. G. Adler, S. 20–27; Johannes Urzidil: Zwei Würdigungen, S. 28; Eberhard Bethge: Dichter und Deuter in unserer Zeit, S. 29–40; Theodor Sapper: „Der Dorn des Abfalls“. Einheit von Idee und Bild im Werk H. G. Adlers, S. 41–49; Achim von Borries: Zeugnisgeben, S. 49–62; Leo Baeck: Wissenschaftlicher Ernst geeint mit künstlerischem Sinn, S. 62f.; Hermann Broch: Doubtlessly a Standard Work, S. 64; Louis de Jong: Second to None, S. 64f.; K. D. Bracher: Gewichtiger Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus, S. 65f.; Heinrich Böll: Die 32,80 RM des Jakob Strauß, S. 66–72; Elias Canetti: Jenseits von Groll und Bitterkeit, S. 72f.; Benno Reifenberg: Eine radikale Gewissensforschung, S. 74; Roland H. Wiegenstein: Eine sanfte Stimme beschwört den Massenmord, S. 75–78; Heimito von Doderer: Die Schule des Lesers, S. 78–82; Heinrich Böll: Eine sehr deutsche Reise, S. 82–87; Hilde Spiel: Prosa eines unheimlichen Friedens, S. 87–89; Ein höchst anspruchsvolles Meisterwerk, S. 89–92; Max Wehrli: Eine Modellfigur für Zeitgenossen. Laudatio anlässlich der Verleihung des Charles-Veillon-Preises für den Roman *Panorama*, S. 93–95; Wilhelm Unger: In den Bahnen der großen Tradition, S. 96f.; Walter Jens: Genauigkeit der Beschreibung, S. 98f.; Guido L. Luzzatto: Das große Panorama, S. 99f.; Theodor Sapper: Das formale und inhaltlich Neue, S. 101–104; Martin Gregor-Dellin: Standort im Ereignislosen, S. 105–108; Harry Zohn: A Literary Discovery, S. 108f.; Ein ganz unmodischer Schriftsteller. Lektoratsbemerkungen zur *Hausordnung*, S. 110f.; Grete Fischer: *Zu Schuldig und unschuldig*, S. 111f.; Hermann Broch: Überwindung des Hölderlin'schen, S. 112; Mathias Schreiber: Gedächtnis der Sprache, S. 113–121).

H. G. Adler zum 75. Geburtstag. In: Europäische Ideen (Berlin), Nr. 60, 1985, S. 1–7. (Beiträge von Ilse Aichinger, Eberhard Bethge, Heinrich Böll, Ingeborg Drewitz, Helmut Heißenbüttel, Ernst Jandl, Walter Jens, Friederike Mayröcker, Margot Scharpenberg und Franz Wurm).

Zu Hause im Exil. Zu Werk und Person H. G. Adlers, hrsg. v. Heinrich Hubmann u. Alfred Otto Lanz. Stuttgart: Steiner 1987.

(Josef Strelka: H. G. Adlers KZ-Gedichte, S. 3–9; Jeremy Adler: „Dies einmal sagen ...“ Zur Lyrik H. G. Adlers, S. 10–18; Rüdiger Görner: Jahreszeit des Abschieds. Über H. G. Adlers Gedichtzyklus *Viele Jahreszeiten*, S. 19–27; Ingeborg Drewitz: Zu H. G. Adlers Roman *Panorama*, S. 28–31; Ann White und John White: „Die Vermächtnisse von Schloß Launceston“. Darstellung und Überwindung des Bösen in H. G. Adlers Roman *Panorama*, S. 32–43; Irene Lanz-Hubmann: Zeit und Zeitstruktur in H. G. Adlers Roman *Panorama*, S. 44–68; Werner

Sundermann: Herrschaft durch Repräsentation. Bemerkungen zu der Figur des Hausvaters Traub in H. G. Adlers Roman *Die Ansiedlung*, S. 69–73; Peter Staengle: Fromm in der Hoffnungen Zukunft. Unmaßgebliche Gedanken zu H. G. Adlers dichterischer Rede, S. 74–79; Joachim Campe: Der Standpunkt der Verfolgten. Über den Historiker und Erzähler H. G. Adler, S. 80–88; Heinrich Hubmann: H. G. Adlers Auffassung von der Persönlichkeit und die Entwicklung des Persönlichkeitsrechts in der Bundesrepublik, S. 89–96; Reinhold Zippelius: Widerstand gegen die Tyrannei und [! (F. H.)] im demokratischen Rechtsstaat, S. 97–103; Wolfgang Bergsdorf: Über politische Freiheit, S. 104–125; Manfred Sundermann: Sprachgrenzen, S. 126–131; Alfons Fleischli: H. G. Adler als Herausgeber und Förderer von Franz Baermann Steiner, S. 132–135; Alfred Otto Lanz: „Zu Hause im Exil“. Biographische Skizze über H. G. Adler, S. 139–146; J. Peter Stern: Zum 75. Geburtstag H. G. Adlers S. 147–150; Joachim Hackethal: Begegnungen mit H. G. Adler, S. 151–156; Alfred Joachim Fischer: H. G. Adler: Begegnungen und Eindrücke, S. 157–162; Horst Schirmer: Rückkehr, Heimkehr, Nachsicht. H. G. Adlers Reise durch die Bundesrepublik im Jahre 1984 auf Einladung der Bundesregierung, S. 163f.; Roland H. Wiegenstein: Radio-Reminiszenzen, S. 165–167; Jehuda Bacon: Erinnerungen an H. G. Adler, S. 168f.; Günther Oellers: Zeichen des Wirkens und der Wirksamkeit, S. 170; Bernhard Wiebel: „Die Judenfrage ist nur Sache der Nichtjuden“, S. 171–173; Alfred Kelletat: Laudatio anlässlich der Promotion H. G. Adlers zum Dr. h. c. der Pädagogischen Hochschule Berlin am 8. März 1980 in London, S. 174–179; Eberhard Bethge: Dichter und Deuter in unserer Zeit. Laudatio auf H. G. Adler zur Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille am 3. März 1974 in Berlin, S. 180–186; Heinrich Böll: Ansprache zur Einführung einer Lesung von H. G. Adler am 23. März 1971, S. 187f.; Sonderinterview von Alfred Joachim Fischer mit H. G. Adler. Aufgenommen im August 1980 und vom Schulfunk des „Senders Freies Berlin“ am 17. und 18. März 1981 ausgestrahlt, S. 191–201).

H. G. Adler, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2004 (= Text + Kritik 163).

(Franz Wurm: Du Mentor Vergil, S. 3f.; Peter Brömse: Meine frühen Beziehungen zu Hans Günther Adler, S. 5–10; Peter Demetz: Erinnerung an H. G. Adler in Prag, S. 11–13; Michael Krüger: St. Moritz Café, Wardour St., S. 14–16; Marcel Atze: „Wie Adler berichtet“. Das Werk H. G. Adlers als Gedächtnisspeicher für die Literatur, S. 17–30; Ferdinand Schmatz: Wahres anders gesagt. Dichtung und Wirklichkeit bei H. G. Adler, S. 31–41; Ann White und John White: Der „verwaltete Mensch“ in H. G. Adlers Roman *Hausordnung*, S. 42–50; Rüdiger Görner: Was wirklich ist. Zu H. G. Adlers *Vorschule für eine Experimentaltheologie*, S. 51–59; Katrin Kohl: Zur Bestimmung der Lyrik. H. G. Adlers Poetik zwischen den Zeiten, S. 60–70; Helmut Göbel: Eine lange und schwierige Freundschaft. H. G. Adler und Elias Canetti, S. 71–85; Franz Hocheneder: Nachruf und Nachlass bei Lebzeiten. Über die Schaffensbedingungen und Publikationsmöglichkeiten H. G. Adlers zur Zeit des englischen Exils, S. 86–97; Franz Hocheneder: Vita H. G. Adler, S. 98–106; Franz Hocheneder: Auswahlbibliografie zu H. G. Adler, S. 107–112).

3. *Unselbständige Werke*

- A.: Wissenschaftler H. G. Adler als Lyriker. In: *Hamburger Abendblatt*, 7.3.1980.
- A. B.: Museum eines ausgestorbenen Volkes. H. G. Adler las in Hamburg. In: *Hamburger Echo*, 22.11.1960.
- Adler, Jeremy: Zu den Theresienstadt-Gedichten. In: *Europäische Ideen* (Berlin), Nr. 70, 1989, S. 19.
- , -: Special Bibliography: the Writings of Franz Baermann Steiner (1909–1952). In: *Comparative Criticism* 16. Cambridge University Press 1994, S. 281–292.
- , -: Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Franz Baermann Steiner. In: *Akzente* (München), 42, Nr. 3, Juni 1995, S. 228–231.
- , -: Erich Fried, F. B. Steiner and an Unknown Group of Exile Poets in London. In: *Zwischenwelt* 4. *Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien*, hrsg. v. Siglinde Bolbecher u. a. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995, S. 163–184.
- , -: The One who Got Away. H. G. Adler and Theodor Adorno: two Approaches to Culture after Auschwitz. In: *The Times Literary Supplement* (London), 4.10.1996, S. 18f.
- , -: February 8, 1942. In: *Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture, 1096–1996*. New Haven/London: Yale University Press 1997, S. 599–605.
- , -: H. G. Adler. A Prague Writer in London. In: *Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933–1945*, hrsg. v. Charmian Brinson u. a. München: Iudicium 1998, S. 13–30.
- , -: Good against Evil? H. G. Adler, T. W. Adorno and the Representation of the Holocaust. In: *The German-Jewish Dilemma from the Enlightenment to the Shoah*, hrsg. v. Edward Timms u. Andrea Hammel. Lewiston, New York u. a.: Edwin Mellen Press 1999, S. 255–289.
- , -: „Die Macht des Guten im Rachen des Bösen“. H. G. Adler, T. W. Adorno und die Darstellung der Shoah. In: *Merkur* (Stuttgart), 54, Nr. 6, Juni 2000, S. 475–486.
- , -: Good against Evil? H. G. Adler, T. W. Adorno and the Representation of the Holocaust. In: *Social Theory after the Holocaust*, hrsg. v. Robert Fine u. Charles Turner. Liverpool University Press 2000, S. 71–100.
- , -: Vermischte Erinnerungen. In: *Canetti in Zürich. Erinnerungen und Gespräche*, hrsg. v. Werner Morlang. Zürich: Nagel & Kimche 2005, S. 46–53.
- Benz, Wolfgang: Theresienstadt und der Untergang der deutschen Juden. Versuch einer Ortsbestimmung. In: *Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft*, hrsg. v. Wolfgang Benz, Hans Buchheim u. Hans Mommsen. Frankfurt a. M.: Fischer 1993, S. 177–190.
- Best, Otto F.: Panorama und Topographie. Anmerkungen zu Alfred Döblin, Peter Weiss, H. G. Adler und anderen. In: *Deutsche Exilliteratur – Literatur der Nachkriegszeit. Akten des 3. Exilliteratur-Symposiums der University of South Carolina*, hrsg. v. Wolfgang Elfe, James Hardin u. Günther Holst. Bern u. a.: Peter Lang 1981 (= *Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongreßberichte* 10), S. 96–102.

- Böll, Heinrich: Wir Deutsche: ein fahrendes Volk. In: Der Tagesspiegel (Berlin), 22.9.1963, S. 37.
- , -: Die 32,80 RM des Jakob Strauß. In: Der Spiegel (Hamburg), 22.4.1974, 190–192.
- Broch, Hermann: H. G. Adler: Theresienstadt. In: ders.: Kommentierte Werkausgabe 9/1, hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976, S. 404f.
- Canetti, Veza: Geld – Geld – Geld. Das Leben eines reichen Mannes. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 15–27.
- , -: Brief von Veza Canetti an Viktor Suchy. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 28f.
- cf: Ein unbequemer Chronist. A. [! (F. H.)] G. Adler las aus seinem Werk. In: Die Welt (Hamburg), 22.11.1960.
- C. W.-M.: H. G. Adler, London, liest aus eigenen Werken. In: Israelitisches Wochenblatt (Zürich), 25.1.1957.
- Doderer, Heimito von: Die Schule des Lesers. In: Forum (Wien), Nr. 121, Januar 1964, S. 37.
- Durzak, Manfred: Deformation der Erinnerung? Zu Elias Canettis Aufzeichnungen in *Party im Blitz*. In: Elias Canetti, hrsg. v. Kurt Bartsch u. Gerhard Melzer. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 25), S. 110–125.
- Fth.: Klaglose Vision einer vergangenen Zukunft. H. G. Adler las aus einem ungedruckten Roman. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 14.11.1960.
- Gauß, Karl-Markus: Im Labyrinth der Wände. In: Der Standard (Wien), 20.5.1989, Album, S. 6.
- , -: Ein Unbeirrbarer. H. G. Adler: Überlebender, Gelehrter, Zeuge, Dichter. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.2.1999, S. 35.
- Göbel, Helmut: Zur Wiederentdeckung Veza Canettis als Schriftstellerin. Einige persönliche Anmerkungen. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 3–10.
- Görner, Rüdiger: Gnadenqual des Überlebens. H. G. Adlers Roman *Die unsichtbare Wand*. In: Neue Zürcher Zeitung, 13./14.5.1989, S. 40.
- , -: Ins Innere des Wortes. Über H. G. Adler. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 237/238, September/Oktober 1989, S. 298–304.
- , -: Überleben – Überwinden? Eine Betrachtung zum Werk H. G. Adlers. In: Salzburger Jahrbuch für Philosophie 35. Salzburg/München: Universitätsverlag Anton Pustet 1990, S. 75–88.
- , -: H. G. Adler (1910–1988). In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 293/294, April 1995, S. 101–107.
- , -: Franz Baermann Steiner (1909–1952). In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 333/334, Mai 1999, S. 103–110.
- Hanuschek, Sven: „Alle großen Beziehungen sind mir ein Rätsel“. Paarverweigerungsstrategien bei Elias Canetti. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 110–117.
- , -: Chronik Elias Canetti. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 140–149.

- Hocheneder, Franz: H. G. Adler (1910–1988). Zwei neue Arbeiten zum 10. Todestag. In: Zirkular (Wien), Nr. 32, Juni 1998, S. 6f.
- , -: Der Wahrheit verpflichtet. Ein neuer Sammelband von H. G. Adler. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 327/328, September 1998, S. 79–81.
- , -: Aufzeichnungen einer Displaced Person. Werk und Nachlaß von H. G. Adler (1910–1988). In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 329/330, November 1998, S. 50–56.
- , -: „Was ist mit Adler?“ In: Die Presse (Wien), 15./16.5.1999, Spectrum, S. 4.
- , -: Special Bibliography: the Writings of H. G. Adler (1910–1988). In: Comparative Criticism 21. Cambridge University Press 1999, S. 293–310.
- , -: H. G. Adlers Schriften. Ein neues Werk- und Nachlaßverzeichnis auf CD-ROM. In: Sichtungen. Internationales Jahrbuch des Österreichischen Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien: Turia + Kant 1999, S. 276–280.
- , -: Eine Reise. H. G. Adlers wiederentdeckter Roman in neuer Auflage. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 343/344, Mai 2000, S. 86–88.
- , -: Akribische Dokumentation und sprachliches Kunstwerk. H. G. Adlers Pionierwerk *Theresienstadt 1941–1945*. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 375/376, Juli 2003, S. 35–40.
- , -: Erinnern an die Shoah und die Literatur des Überlebenden H. G. Adler (1910–1988). In: Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden / The Shoah Remembered. Literature of the Survivors, hrsg. v. Walter Schmitz. Dresden: Thelem 2003 (= Lesecher ... Judentum in Mitteleuropa 1), S. 137–152.
- , -: Kafka mit umgekehrten Vorzeichen. Zur Wiederauflage von H. G. Adlers *Theresienstadt 1941–1945*. In: Der Standard (Wien), 14./15.1.2006, Album, S. 6.
- , -: „Um der Nachwelt willen ... Verbrenn den Brief“. Briefe von Veza, Elias und Georges Canetti. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 415/416, Juli 2007, S. 79f.
- Hollmann, Hans: Erfinder der Akustischen Maske. Über Elias Canetti, den Dramatiker, Denker und Todesfeind. In: Wortmasken. Texte zu Leben und Werk von Elias Canetti. München/Wien: Hanser 1995, S. 83–88.
- Huber, Ortrun: Lebensstationen. In: Wortmasken. Texte zu Leben und Werk von Elias Canetti. München/Wien: Hanser 1995, S. 13–40.
- Janetschek, Albert: H. G. Adler: Die Freiheit des Menschen. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 116/117, Juli/August 1977, S. 422–424.
- K.-J. M.: Zwischen der Zeit. Dr. H. G. Adler (London) vor der Volkshochschule. In: Kölner Rundschau, 11.11.1960.
- Langbein, Hermann: H. G. Adler: Der verwaltete Mensch. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 247–249.
- Liebrand, Claudia: Versierte Liebe. Elias Canetti und Iris Murdoch. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 118–125.
- Margry, Karel: Das Konzentrationslager als Idylle. *Theresienstadt. Ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet*. In: Auschwitz. Geschichte, Rezeption und Wirkung. Frankfurt a.

- M./New York: Campus 1996 (= Jahrbuch des Fritz-Bauer-Instituts zur Geschichte und Wirkung des Holocaust 1), S. 319–352.
- , -: Ein interessanter Vorgänger. Der erste Theresienstadt-Film (1942). In: Theresienstädter Studien und Dokumente. Prag: Academia 1998, S. 181–212.
- Mitgutsch, Anna: Veza Canetti (1897–1963). In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 335/336, Juli 1999, S. 99–109.
- Mulot, Sibylle: Das Leben vor der Haustür. In: Die Zeit (Hamburg), 6.4.1990, Literatur, S. 8.
- Sapper, Theo: H. G. Adler: Panorama, H. G. Adler: Ereignisse. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 50, November 1970, S. 633–636.
- , -: „Der Dorn des Abfalls“. Einheit von Idee und Bild im Werk H. G. Adlers. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 84, Mai 1974, S. 205–209.
- , -: H. G. Adler: Viele Jahreszeiten, H. G. Adler – Buch der Freunde. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 109, Oktober 1976, S. 563–565.
- Schedel, Angelika: „Bitte das über seine Frau *nicht* auslassen“. Briefe an Erich Fried, eine „gefälschte“ Autorenschaft und Frauen im Hintergrund – ein Beitrag zu Veza Canettis Jahren im Londoner Exil. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 82–94.
- , -: Vita Veza Canetti. In: Veza Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik 2002 (= Text + Kritik 156), S. 95–104.
- , -: „Buch ist von mir keines erschienen ...“. Veza Canetti verliert ihr Werk und hilft einem Dichter zu überleben. In: Veza Canetti, hrsg. v. Ingrid Spörk u. Alexandra Strohmaier. Graz/Wien: Droschl 2005 (= Dossier. Die Buchreihe über österreichische Autoren 24), S. 191–210.
- Schirra, Bruno: Die Erinnerung der Täter. In: Der Spiegel (Hamburg), 28.9.1998, S. 90–100.
- , -: A Nazi who has no Regrets. In: The Guardian (London), 24.10.1998, The Editor, S. 1 u. 12f.
- Schlenker, Ines: The Portraits of Elias Canetti, Iris Murdoch, and Franz Baermann Steiner by Marie-Louise von Motesiczky. In: From Prague Poet to Oxford Anthropologist. Franz Baermann Steiner Celebrated, hrsg. v. Jeremy Adler, Richard Fardon u. Carol Tully. München: Iudicium 2003, S. 105–121.
- , -: „So grüß ich von Herzen meinen Hofmaler Mulo und küß ihn auf die Palette“. Die Freundschaft zwischen Elias Canetti und Marie-Louise von Motesiczky. In: Elias Canetti, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: Edition Text + Kritik (4. Aufl., Neufassung) 2005 (= Text + Kritik 28), S. 126–139.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Häresie und Tradition. In: Österreich. Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Hannes Androsch u. Helmut H. Haschek. Wien: Brandstätter 1987, S. 388–453.
- , -: H[ans] G[ünther] Adler: Die unsichtbare Wand. In: Literatur und Kritik (Wien), Nr. 245/246, 1990, S. 277f.
- Schondorff, Joachim: Von Umlowitz nach London. Hans G. Adler oder Der Entwicklungsroman. In: ders.: Ein Bündel Modellfälle. Streifzüge durch Literatur und Geschichte. Wien u. a.: Europaverlag 1981, S. 179–182.

- Seinfeld, Ernest: H. G. Adler and Pavel Reis Attempt the Takeover of the Youth Welfare Department in Theresienstadt / Terezín, 21 S. (unveröffentlichtes Aufsatzmanuskript) + Brief an Miroslav Kárný, New Milford, Connecticut, 23.8.2000, 1 S. (Archiv des Instituts Theresienstädter Initiative, Prag).
- Serke, Jürgen: Weniger geborgen als für immer versteckt. Der tote H. G. Adler und die lebendige Katastrophe des Exils. In: Jüdischer Almanach 1994. Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 1993, S. 82–102.
- Spiel, Hilde: Im Kern der Dinge. Zu zwei Prosaabänden von H. G. Adler: *Der Fürst des Segens* und *Sodoms Untergang*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.2.1966, Literaturblatt.
- Staengle, Peter: H. G. Adler. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München: Edition Text + Kritik 1978ff., 44. Nachlieferung, 1.4.1993.
- , -: New Publications on the Life and Work of H. G. Adler (1910–1988). In: Comparative Criticism 21. Cambridge University Press 1999, S. 289–292.
- Stieg, Gerald: Kain und Eva. Eine Replik auf Anna Mitgutsch. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 339/340, November 1999, S. 36–40.
- , -: Anstelle einer Rezension. Über Elias Canetti. In: Literatur und Kritik (Salzburg), Nr. 397/398, September 2005, S. 58–63.
- wn: Warten auf Wunder. Zur Verleihung der Charles-Veillon-Preise. In: Die Weltwoche (Zürich), 23.5.1969.
- Wögerbauer, Michael: Kartoffeln. Ein Versuch über Erzählungen zum Ghettoalltag. In: Theresienstädter Studien und Dokumente. Prag: Sefer 2003, S. 95–144.
- Zimmermann, Silvia: Sonderlager Theresienstadt. Kultur und Musik als Überlebensstrategie. In: Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei 2005. o. O. [Prag]: Nakladatelství Lidové noviny 2006, S. 291–338.

4. Internet

< www.chorwerkstatt-berlin.de/42vullm.htm >

< www.hanser.de/autoren.asp?area=Literatur&task=002&autor=44&abt=Presse >

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

Personennamen:

HGA = H. G. Adler

WB = Wolfgang Burghart

WU = Wilhelm Unger

H. G. Adler:

I 1 – I 9 = Interview 1 – Interview 9 (vgl. dazu das Literatur- und Quellenverzeichnis)

KEJ = Der Kampf gegen die „Endlösung der Judenfrage“ (2. Aufl., 1960)

P = Panorama (1968)

R = Eine Reise (1962)

T = Theresienstadt 1941-1945 (falls nicht anders angegeben: 2. Aufl., 1960 bzw. Reprint der 2. Aufl., 2005)

VM = Der verwaltete Mensch (1974)

VW = Die verheimlichte Wahrheit (1958)

W = Die unsichtbare Wand (1989)

Elias Canetti:

A = Das Augenspiel (1985)

A 1992–1993 = Aufzeichnungen 1992–1993 (1996)

FO = Die Fackel im Ohr (1980)

GZ = Die gerettete Zunge (1977)

PB = Party im Blitz (2003)

Conradi = Peter J. Conradi: Iris Murdoch (2001)

Fischer = Grete Fischer: Dienstboten, Brecht und andere (1966)

Fleischli = Alfons Fleischli: Franz Baermann Steiner (1970)

Hanuschek = Sven Hanuschek: Elias Canetti (2005)

Hocheneder = Franz Hocheneder: H. G. Adler – Werk und Nachlaß (1997)

Lanz = Alfred Otto Lanz: *Panorama* von H. G. Adler – ein „moderner Roman“ (1984)

MM 84 = „Ortlose Botschaft“ (1998)

Schmidt-Dengler = Wendelin Schmidt-Dengler: Bruchlinien (1995)

Sebald = W. G. Sebald: Austerlitz (2001)

Serke = Jürgen Serke: Böhmisches Dörfer (1987)

Ziegler = Nicolas Ziegler: Eroberungen (2000)

Für genauere Angaben vgl. das Literatur- und Quellenverzeichnis.

Deutsche und tschechische Ortsnamen

Aussig – Ústí nad Labem
Bauschowitz – Bohušovice
Brünn – Brno
Deutsch-Beneschau – Benešov nad Černou
Dörrstein – Suchý Kámen
Eger – Cheb
Iglau – Jihlava
Karolinenthal (Prag) – Karlín
Klattau – Klatovy
Kleinseite (Prag) – Malá Strana
Komotau – Chomutov
Leitmeritz – Litoměřice
Mährisch-Ostrau – Moravská Ostrava
Mährisch-Trübau – Moravská Třebová
Pilsen – Plzeň
Prag – Praha
Schüttenhofen – Sušice
Theresienstadt – Terezín

Namensregister

- Abraham a Santa Clara 282
Adler, Ada [Tante] 28
Adler, Alice, geb. Fraenkel [Mutter] 27ff., 315
Adler, Bettina vgl. auch Gross, Bettina [zweite Ehefrau] 17, 123, 125, 150, 211, 262f., 306
Adler, David [Großvater] 27f., 46
Adler, Emil Alfred [Vater] 27f., 31, 315
Adler, Gertrud (Geraldine) vgl. Klepetar, Gertrud (Geraldine) [erste Ehefrau]
Adler, Gisa [Tante] 39
Adler, Jeremy [Sohn] 17f., 23, 125, 195, 210, 216, 230, 263f., 291ff., 299, 302, 306, 324, 326
Adler, Otlá [Tante] 33
Adorno, Theodor W. 172, 188, 263f.
Aichinger, Ilse 196, 207, 321f.
Angelus Silesius 52
Asriel, Hans 266
- Babel, Isaak 270
Bacon, Jehuda (Yehuda) 115f.
Baeck, Leo 113, 116, 145, 153, 189, 202f.
Bass, Franz 103
Bauman, Zygmunt 264
Bayley, John 200, 287
Beckett, Samuel 324
Becking, Gustav 56, 118
Benedikt, Friedl (Frieda) (Anna Sebastian) 281, 296
Bernhard, Thomas 16, 230
Bethge, Eberhard 19
Bierbaum, Otto Julius 38
Bleek, W. H. I. 292
Böhme, Jakob 47, 52
Böll, Heinrich 14, 207, 220, 230f., 233, 238, 312, 321f.
Bölsche, Wilhelm 40
- Bolton, Derek 221
Börne, Ludwig 305
Broch, Hermann 146, 175f., 205, 207, 212, 282, 305f., 312
Brod, Max 14, 75, 182, 214
Brömse, Peter 54
Büchner, Georg 46
Bunche, Ralph Johnson 217
Burghart, Wolfgang 37, 39, 42f., 56, 66, 80, 178ff., 235, 296, 300, 322
- Canetti, Elias 13, 17, 56, 60ff., 67, 107, 116, 191f., 196f., 199, 201f., 207ff., 227, 233, 241, 266ff., 285ff., 295ff., 312, 318, 323ff.
Canetti, Georg (Georges) 276, 306
Canetti, Johanna 286
Canetti, Mathilde 62, 269
Canetti, Veza (Veza Magd, Venetiana Taubner-Calderon) 13, 210f., 266ff., 299f., 302, 305f., 323, 327
Cansino, Veza 270
Cape, Jonathan 281, 291
Carossa, Hans 54
Cartesius 222
Cervantes, Miguel de 55
Cohn, Hans Werner 195
Cookson, Christopher 191
Danielis, Friedrich 142, 207f., 221
Darwin, Charles 40
Descartes, René vgl. Cartesius
Doderer, Heimito von 214, 230, 312
Dostojewski, Fjodor 55
Douglas, Mary 302
Dreßler, Adolf 52
Drtikol, František 47ff., 191
Dunant, Paul 92, 165
Eckermann, Johann Peter 58

- Eckhart (Meister Eckhart) 52
 Edelstein, Jakob 80, 152, 161f.
 Eich, Günther 321f.
 Eichendorff, Josef Freiherr von 46, 54
 Eichmann, Adolf 68, 79, 85, 101, 146, 165, 316
 Eichner, Hans 195
 Einstein, Albert 146
 Enzensberger, Hans Magnus 263
 Eppstein, Paul 90, 154ff., 162
 Erichson, Knut 230
- Faktor, Emil 60
 Fischer, Alfred Joachim 33, 127, 142, 147, 205, 228, 236, 312, 314ff., 321
 Fischer, Ernst 270, 273, 284
 Fischer, Grete 18, 123f., 176, 180, 208, 212, 243, 262, 296
 Fischer, Heinrich 63
 Fišerová, Gertruda 49
 Fraenkel, Günther [Bruder der Mutter] 28
 Fraenkel, Hans [Bruder der Mutter] 28
 Fraenkel, Herbert [Bruder der Mutter] 28
 Fraenkel, Isidor [Großvater] 28
 Fraenkel, Martha, geb. Harmuth [Großmutter] 28
 Fraenkel, Walter [Bruder der Mutter] 28
 Frank, Esther 202
 Franz Joseph I. 27
 Fried, Erich 13, 195, 197, 279f.
 Früh, Eckart 269f.
 Fuchs, Fritz Hans (FHF) 41ff., 315
- George, Stefan 53, 305
 Goethe, Johann Wolfgang von 19, 40, 45f., 52, 54, 58, 187f.
 Göring, Hermann 68
 Gorki, Maxim 270
 Grabbe, Christian Dietrich 46
 Grass, Günter 263
 Greene, Graham 276
- Gröger, Paula [Großmutter] 27
 Gross, Bettina vgl. auch Adler, Bettina [zweite Ehefrau] 65, 68, 114, 119ff., 187, 221
 Gryphius, Andreas 54
 Günther, Hans 68, 165
 Günther, Johann Christian 54
- Haeckel, Ernst 40
 Hamburger, Anne 285, 289
 Hamburger, Michael 289
 Hartung, Rudolf 193ff., 226, 271, 277
 Hašek, Jaroslav 55
 Hauptmann, Gerhart 60
 Haushofer, Marlen 240
 Hebbel, Friedrich 38
 Heine, Heinrich 305
 Henningsen, Juel 90
 Herder, Johann Gottfried 46
 Hermann, Felix 45
 Herzfelde, Wieland 269f.
 Heydrich, Reinhard 68, 73, 234
 Heym, Georg 53
 Himmler, Heinrich 68, 103
 Hitler, Adolf 53, 62, 64, 68f., 83, 90, 98, 118, 126f., 129, 192, 231, 233ff., 237f., 311, 318
 Hodeige, Fritz 146, 172
 Hoffmann, E. T. A. 46
 Hofmannsthal, Hugo von 53, 305
 Hölderlin, Friedrich 46, 52, 54, 311
 Horkheimer, Max 263
 Hvass, Frants 90
- Isaacs, Jacob 280f.
 Ivanji, Ivan 104f., 107f.
- Jacobsen, Jakob 154
 Jandl, Ernst 207
 Janowitz, Franz 305
 Jean Paul 46, 55, 228f.
 Jens, Walter 312

- Johnson, Samuel 220
 Joseph II. 79
 Joyce, James 228f., 281, 303, 325
- Kafka, Franz 13f., 16, 28f., 45, 54f., 65, 75, 96,
 134, 167, 179, 182, 184, 188, 214, 228ff., 282,
 292, 305, 316
 Kafka, Georg 182
 Kafka, Ottilie (Ottla) 96, 184
 Kaltenbrunner, Ernst 68
 Kasztner, Rudolf 92
 Kesten, Hermann 282
 Kien, Peter 182f.
 Kleist, Heinrich von 38, 40, 55, 220, 311
 Klepetar, David 74
 Klepetar, Elisabeth 74
 Klepetar, Gertrud (Geraldine) [erste Ehefrau]
 66, 68ff., 73ff., 99, 101, 113, 149f., 221, 263
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 53, 56
 Klüger, Ruth 203
 Knebusch, Hans Christoph 126, 142, 312, 318
 Kobler, Franz 152
 Kogon, Eugen 97, 151
 Kokoschka, Oskar 61
 Kolben, Hans 182
 König, Otto 270f.
 Kraus, Karl 14ff., 266ff., 273, 282, 305
 Kress, Peter [Cousin] 56
 Krüger, Michael 272
 Kupferová, Ervina 49
- Langbein, Hermann 204
 Lederer, Zdeněk 168
 Lehner, Otto 92, 165f.
 Lenau, Nikolaus 38
 Lešehrad, Emanuel 47
 Levin-Varnhagen, Rahel 305
 Lingens-Reiner, Ella 204
 Lloyd, L. C. 292
 Loewenstein, Karl 167
- Magd, Veza (Pseudonym) vgl. Canetti, Veza
 Malinowski, Bronislaw 191
 Mann, Thomas 60f.
 Maria Theresia 79
 Masaryk, Tomáš Garrigue 49
 Matisse, Henri 129
 Mayenburg, Ruth von 284
 Mayröcker, Friederike 207
 Meckauer, Walter 212
 Melzer, Gerhard 275
 Mengele, Josef 238f.
 Milch, Werner 197
 Möhs (Moes), Ernst 101, 165
 Mombert, Alfred 53f., 229, 305
 Morgenstern, Christian 53f.
 Moschner, Manfred 204, 219f.
 Mosen, Julius 305
 Motesiczky, Marie-Louise von 277, 293
 Motz, Hans 201
 Murdoch, Iris 192, 200f., 285, 287ff., 293,
 295f., 301, 328
 Murmelstein, Benjamin 101
 Musil, Robert 55, 276, 282, 311
- Nestroy, Johann 276, 282
 Neumann, Robert 296
 Neurath, Constantin von 68
 Nietzsche, Friedrich 286
 Novalis 46
 Nowak, Willi 116
- Odic, Charles 104
 Orwell, George 16, 175
- Picasso, Pablo 129
 Pitter, Přemysl 115, 117
 Poe, Edgar Allan 267
 Pross, Harry 151
 Pythagoras 51

- Rabin, Chaim 193
 Radcliffe-Brown, A. R. 193
 Rahm, Karl 92, 101
 Rapp, Georg 195
 Rathenau, Walther 329
 Reder, Bernhard 56, 67, 113, 116
 Redlich, Egon 166f.
 Reis, Pavel 167
 Riegner, Gerhart 91
 Rilke, Rainer Maria 53
 Rossel, Maurice 87, 90, 92
 Roth, Joseph 16, 270
 Rückert, Friedrich 40
- Salus, Hugo 45
 Salus, Wolf (Wolfgang) 45, 113, 265
 Schiller, Friedrich 38, 40, 46
 Schnitzler, Arthur 58
 Sebald, W. G. 21, 23, 156, 159, 170
 Sebastian, Anna (Pseudonym) vgl. Benedikt, Friedl
 Seuse, Heinrich 52
 Shakespeare, William 46
 Siebeck, Hans Georg 146, 171f.
 Spiel, Hilde 214
 Spiesmayr, Helmut 54
 Stahlecker, Franz 68
 Steiner, Franz Baermann 13, 18, 31f., 43, 47, 54, 56, 63f., 107, 189ff., 226, 241f., 275, 285, 288ff., 295ff., 307, 324
 Steiner, Heinrich 192
 Steiner, Marta 63, 70, 192
 Steiner, Suse 192
 Sterne, Laurence 55
 Stifter, Adalbert 40, 46, 55
 Suchy, Viktor 280, 283
- Tauber, Richard 315
 Taubner-Calderon, Venetiana vgl. Canetti, Veza
- Tauler, Johannes 52
 Taussig, Fritz (Fritta) 182
 Thadden, Eberhard von 85
 Tieze, Susanna 32, 113, 295, 306
 Trakl, Georg 53
- Ullmann, Viktor 182f.
 Ungar, Otto 182
 Unger, Wilhelm 19f., 102, 107, 124, 180, 199, 262
 Utitz, Emil 96
- Vogl, Emil 43, 116
- Walser, Robert 324
 Walther von der Vogelweide 280
 Wedgwood, Veronica 280f.
 Weismann, Willi 194, 196
 Weltsch, Robert 151
 Wieland, Christoph Martin 46
 Wiener, Alfred 145
 Williams, Raymond 281
 Wittgenstein, Ludwig 288
 Wolfenstein, Alfred 59
 Woodward, Kerry 183
 Wulf, Joseph 151
 Wurm, Franz 151, 299, 322
 Zucker, Otto 80, 82

Autorenbiographie

Franz Hocheneder, geboren 1962; Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Wien, Promotion mit *H. G. Adler - Werk und Nachlaß* (1997) zum Dr. phil.; langjähriger beruflicher Aufenthalt in London, bearbeitete zwei wissenschaftliche Projekte über H. G. Adler



**Reihe Literatur in Österreich
1938–1945
Handbuch eines literari-
schen Systems Band 1**

**Uwe Baur,
Karin Gradwohl-Schlacher
Steiermark**

2008. 170 x 240 mm.

376 S. Geb.

ISBN 978-3-205-77809-7

Mit dem Band Steiermark beginnt die Edition einer flächen-deckenden Bestandsaufnahme der Literatur in Österreich während des Nationalsozialismus. In einem neuen Typus eines Handbuchs werden Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Institutionen - Vereine, Preise, Periodika und Anthologien, Verlage und Theater - vernetzt dargestellt. In seiner nüchternen Wiedergabe der Fakten versucht das erste AutorInnen-Lexikon der Steiermark, die Auseinandersetzung mit der langen und für viele Jahre herrschenden deutsch-nationalen Tradition des Landes auf eine breit angelegte, wertende Kanonbildungen vermeidende, sachliche und differenzierte Ebene zu führen. In weiterer Folge sollen jährlich Autorenlexika zu Kärnten, Oberösterreich/Oberdonau, Niederösterreich/Niederdonau, Salzburg, Tirol-Vorarlberg und Wien erscheinen. Den Abschluss bildet ein übergreifendes Institutionenlexikon, das die literarischen Vereine, Preise, Periodika, Anthologien, Theater und Verlage der Zeit dokumentiert.

H. G. Adler, ein deutsch-jüdischer Schriftsteller, geboren 1910 in Prag, war während des Zweiten Weltkrieges in mehreren nationalsozialistischen Konzentrationslagern (Theresienstadt, Auschwitz) interniert. Von 1947 bis zu seinem Tod im Jahr 1988 lebte er im Londoner Exil und war dort ein wichtiges Mitglied des Kreises um Elias Canetti, Veza Canetti und Erich Fried. Adler ist eine der interessantesten und vielseitigsten literarischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten der Nachkriegsgeschichte. Außer Adlers monumentalen Pionierwerken über den Holocaust wie *Theresienstadt 1941–1945* wurden für diese Monographie besonders die stark autobiographisch strukturierten bzw. beeinflussten Romane *Panorama*, *Eine Reise* und *Die unsichtbare Wand* sowie zahlreiche unveröffentlichte Texte, Dokumente und Fotos aus dem Nachlass herangezogen.



ISBN 978-3-205-78152-3
<http://www.boehlau.at>
<http://www.boehlau.de>